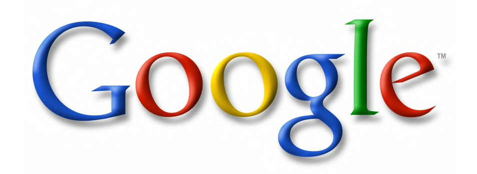
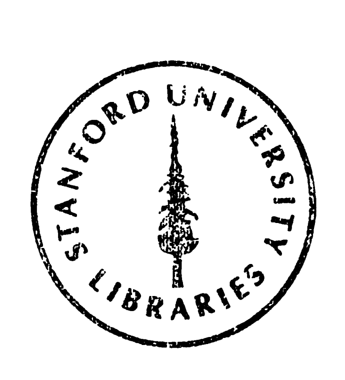





EX LIBRIS
GIORGIO
FANAN


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



21. Band.

Dante.

Von

[illegible]



[illegible]

Preis: | [illegible]

Geisteshelden.

(Führende Geister.)



Eine Sammlung von Biographieen.

Herausgegeben

von

Dr. Anton Bettelheim.

Einundzwanzigster Band.

(Der IV. Sammlung dritter Band.)

Berlin.

Ernst Hofmann & Co.

1896.





DANTE ALIGHIERI.



Dante.

Von

J. A. Scartazzini.

„Und wenn man nicht von deiner Stimm'
erbaut ist
Beim ersten Kosten, läßt sie hinterdrein
Doch Lebensnahrung nach, wenn sie
verdaut ist."

Dante, Paradies. XVII, 130—32.



Berlin.
Ernst Hofmann & Co.
1896.

Zweites Tausend.

Vorwort.

Diese kleine Arbeit bezweckt nicht, die Dante-Forschung um einen Schritt weiter zu bringen, sondern durch kurze Darstellung des Positiven die Kenntnis des großen Dichters zu verbreiten. Es mußten daher alle wissenschaftlichen, kritischen und vollends polemischen Erörterungen vermieden und nur sichere Resultate der Forschung verarbeitet werden. Man wird indes auch hier Einiges finden, das auch die wissenschaftliche Dante-Forschung nicht unbeachtet lassen dürfte.

So ist beispielsweise S. 142—144 eine biographisch sehr wichtige Frage wenigstens angeregt worden, die trotz der jetzigen endlosen italienischen Danteschreiberei, noch niemals, wenn auch noch so leise, berührt worden ist. Eine endgiltige Lösung konnte freilich auch hier, wie sonst so oft, nicht gegeben werden. Denn aus der eigenen Phantasie zu schöpfen und die eigenen Einfälle für Geschichte auszugeben, das wollen wir gerne den Italienern überlassen, welche in dieser Kunst auch heute noch, wie zur Zeit des trefflichen Gian Mario Filelfo, unübertroffene Meister sind. Unsererseits wollen wir lieber offen und ehrlich unsere Unwissenheit gestehen und das müssen wir bei dem heutigen Stande der Dante-Forschung leider oft genug.

Das Eine und Andere habe ich u. a. auch von meinen Recensenten gelernt, nur von den italienischen nicht, denn heut-

zutage kann von ihnen objektive Beurteilung so wenig als objektive Forschung erwartet werden. Die umgekehrte Freude italienischer Schulmeister und Zeitungsschreiber an dem Erfolg meiner Dantearbeiten ist so groß, daß ich erwarten darf, sie werden auch diese Schrift um so mehr anbellen, als sie selbst derselben keine ähnliche zur Seite zu stellen haben. Nun, die Italiener sollen es mit diesem Büchlein einfach so machen, wie sie es mit meinem Dante-Kommentar gemacht haben: man schreibt ab und druckt das Abgeschriebene als eigene Arbeit. Ob dann auf dem Titelblatt statt Scartazzini etwa Casini als Verfasser genannt wird, das thut nichts zur Sache.

Fahrwangen, den 9. Januar 1896.

Dr. Scartazzini.

Inhalt.

Einleitung.

Soweit unsere Kunde reicht, ist bis dahin noch niemals einem Sterblichen ein solches Los beschieden worden, wie dem Dichter, der, wie kein anderer, sein ganzes Selbst in Ein großes Werk ergossen und zugleich das politische und religiöse Leben seines Volkes, das Empfinden, Glauben und Wissen seiner Zeit allseitig und großartig darin zusammengepreßt hat. Als Dante Alighieri in der Nacht vom 13. auf den 14. September 1321, ein erst sechsundfünfzigjähriger Mann, ein Verbannter, zu Ravenna den Geist aufgab, da hat freilich die ganze Stadt an der Trauer teilgenommen, voran der Landesfürst, der selbst dem befreundeten Dichter die Trauerrede hielt und es sich nicht hätte nehmen lassen, ihm ein würdiges Denkmal zu stiften, hätte ihn nicht das Verhängnis daran verhindert. Und auch sonst hat man in Italien, was zu den gebildeten Kreisen gehörte, von dem Hinscheiden des bereits weithin berühmten Dichters mit Interesse, keineswegs aber mit allgemeinem Bedauern, Kenntnis genommen. Von der eigentlichen Bedeutung des Mannes aber hat sich damals keiner unter seinen Landsleuten auch nur annähernd eine Vorstellung zu machen vermocht. Wäre in Ravenna, oder in Florenz, oder sonstwo in Italien ein Prophet mit der Verkündigung aufgetreten: Dieser Mann, der jetzt aus dem Leben geschieden ist, — nach einem halben

Jahrtausend und später noch wird er als der größte Nationaldichter Italiens gefeiert werden, dann wird man ihm glänzende Denkmäler errichten, dann werden seine Werke zu Stadt und Land verbreitet sein, viele Gelehrten werden das Studium derselben zu der eigentlichen Aufgabe ihres Lebens machen, in den Städten werden Hauptstraßen und Gymnasien nach ihm benannt sein, ja, hervorragende gelehrte Gesellschaften werden alsdann seinen Namen zu ihrem Panier, die Erforschung dessen, was er erlebt, gethan, gedacht und gewollt, zum höchsten Ziel ihres Strebens machen, — wäre damals ein solcher Prophet aufgetreten, nirgends im Lande würde er Glauben gefunden haben, wohl eher als ein Wahnsinniger angesehen worden sein. Daß vollends Dantes Name nach sechs Jahrhunderten in der ganzen gebildeten Welt mit Bewunderung genannt werden würde, das hat sich damals auch der enthusiastischeste Verehrer des Dichters nicht im Traume einfallen lassen. Hat doch nicht lange darauf der junge italienische Humanismus kein Bedenken getragen, mit einer gewissen Verachtung auf den Dichter hinabzublicken, der sich der Volkssprache, der Sprache der Ungelehrten, statt der lateinischen, in seinem großen Poem, sowie in seinen kleineren Dichtungen bedient.

Heute ist kein Dichter der Welt so allgemein gefeiert wie Dante. Kein Dichtwerk, ja, nicht einmal die Bibel, ist im neunzehnten Jahrhundert so oft übersetzt worden, wie Dantes Dichtung. Um von anderen Nationen und Sprachen abzusehen, besitzt Deutschland von dieser Dichtung achtzehn vollständige Übersetzungen, welche alle bis auf eine dem laufenden Jahrhundert angehören. Eine neunzehnte, in deutschen Stanzen, ist vollendet und wartet nur der Veröffentlichung. Dazu kommen noch ebensoviele Übersetzungen, die nur den einen Teil der Dichtung, oder auch blos ausgewählte Partien aus derselben umfassen und eine Litteratur, historischen, bio-

graphischen, auslegenden und anderen Inhaltes, welche, gesammelt, eine ansehnliche Bibliothek bildet. Und es sind nicht etwa blos Dichter, Litteratur- und Kulturhistoriker, Aesthetiker und Kunstfreunde, die sich mit Dante ernstlich befassen. In Deutschland hat nachgerade jeder Stand und Beruf ein Kontingent von Danteforschern aufzuweisen, auf dessen Leistungen er stolz sein darf. Die Fürsten dürfen auf den deutschen König hinweisen, dessen Übersetzung noch immer zu den besten gehört, dessen Dantekommentar aber nicht blos in der deutschen Litteratur unerreicht dasteht, sondern selbst den heutigen Landsleuten und Sprachgenossen des Dichters zugänglich gemacht zu werden versucht wird. Die deutschen Staatsmänner können C. F. Goeschel, A. v. Reumont u. A. nennen; die protestantischen Theologen Baumgarten-Crusius, Graul, Tholuck, Piper, Blanc; die katholischen Doellinger und Hettinger; die Philosophen Schelling, Erdmann, Carriere; die Philologen Abegg, Boehmer, Bartsch; die Juristen Abegg, Witte; die Mediziner Carus, Bertrand; die Historiker Schlosser, Wegele, Karl Hegel, Scheffer-Boichorst; die Pädagogen Paur; — kurz, jeder Stand und Beruf kann Männer namhaft machen, deren Leistungen auf dem Gebiete der Danteforschung hervorragend sind und zum Theil auch im Auslande die wohlverdiente Anerkennung gefunden haben.

Es leuchtet demnach ein, daß die Bedeutung Dantes und seiner Werke, besonders seines Hauptgedichtes, eine universelle, allumfassende sein muß, da sich sonst die Thatsache nicht erklären ließe, daß Gelehrte aus allen Fakultäten, Männer aus allen Ständen und Berufsarten, sich so eingehend und ernstlich damit beschäftigt haben, beschäftigen und auch künftighin zweifellos beschäftigen werden. Hier ist ein Feld, auf welchem ein jeder gerade das findet, was ihn seinen Anlagen und Neigungen, seiner ganzen Geistesrichtung nach,

zu fesseln geeignet ist. Dantes Hauptgedicht ist ein nach der Natur ausgeführtes Gemälde seiner Zeit, mit ihrem Fühlen, Denken und Wollen, ihrem Glauben, Unglauben und Aberglauben, ihrem Ringen, Kämpfen und Streben, ihren Tugenden und Lastern, Leiden und Freuden; was natürlicher daher, als daß jeder, der sich für die Geschichte, die Kultur, die Philosophie, die Theologie, die Sitten vergangener Zeiten interessiert, immer wieder und wieder zu dieser klar fließenden, unerschöpflichen Quelle sich wendet? Dantes Hauptgedicht steht, was Erhabenheit und Schönheit der Sprache, poetischen Schwung und poetische Phantasie, Tiefe der Gedanken und kunstvollendete Darstellungsform betrifft, in der gesamten Weltlitteratur noch immer einzigartig, unerreicht da: was Wunder daher, wenn Sprachforscher und Aesthetiker, Künstler und Dichter es nicht unterlassen können, auf dieses einzigartige Werk ihre Blicke zu richten?

Indes würde das bisher Bemerkte nicht hinreichen zur Erklärung der vorliegenden Thatsache, daß seit Jahrhunderten ungezählte Tausende von Menschen, verschieden an Nationalität, an Bildung, an Vorstellungs- und Denkungsart, an Glaube, Sitten und Gewohnheiten, um die Dantesche Lebensarbeit sich sammeln, für dieses Geistesprodukt sich begeistern, und nicht vorübergehend blos, sondern in dem Grade, dieser Dichtung ihre ganze Kraft, ihr volles Studium und Nachdenken zu weihen. Darin aber, und einzig darin, findet diese Thatsache ihre Erklärung, daß Dantes Dichtwerk eine ethische Kraft und Bedeutung hat, wie sonst kaum eine Schöpfung des menschlichen Geistes. Der äußeren Form nach ist dieses Werk allerdings ein durch und durch subjektives; der Hauptheld der Dichtung ist hier der Dichter selbst; seine eigenen, nicht sowohl äußere als vielmehr innere, Erlebnisse kommen da zur Darstellung, seine Lebenserfahrungen werden uns da in dichterischer Verklärung vor Augen geführt,

sein Denken und Fühlen haben da beredten und ergreifenden Ausdruck gefunden. Er selbst ist der Verirrte, der im finsteren Walde weltlichen Getriebes und irdischer Leidenschaften rettungslos zu Grunde gehen müßte, wenn sich nicht die ewige Gnade seiner erbarmte und, das Heil ihm anbietend, ihn aufsuchte und leitete. Er selbst ist der Wanderer, der auf dem Heilswege zuerst das Laster in seiner ganzen Häßlichkeit und in seinen Folgen erkennen lernt, sodann den Weg der Läuterung beschreitet, um auf diesem Wege zum Heil zu gelangen. Aber in allem dem, was er schildert, ist Dante nicht das einzelne Individuum, das einer bestimmten Zeit und einem bestimmten Volke angehört, — er ist in seiner Dichtung der Mensch im allgemeinen, der Mensch aller Zeiten und Nationen, der Mensch, der sich auf dem Lebenswege verirrt, der nach Erlösung, nach Frieden sich sehnt, und der, nicht durch eigene Kraft, aber durch höhere Hilfe, nach langem Ringen Erlösung und Frieden und Herzensruhe erlangt. Sein großes Gedicht ist das Epos der Erlösung, darin liegt seine Hauptbedeutung, und das erklärt zur Genüge, warum es zu allen Zeiten und überall, wo es anfängt gekostet zu werden, so viele Tausende von Herzen erwärmt, begeistert, gefangen nimmt. Dante Alighieri ist der Dichter des heilsbedürftigen, nach Frieden sich sehnenden Herzens, und so lange es in der Menschheit solche Herzen geben wird, so lange wird er auch begeisterte Verehrer finden.



I.

Das Kind.

Wohl nirgends sonst hat der Streit zwischen Kaisertum und Papsttum, der dem späteren Mittelalter den Stempel aufgedrückt hat, so folgenschwer sich erzeigt, wie in Italien. Das war ein Streiten, ein Kämpfen, ein Ringen allüberall das ganze dreizehnte Jahrhundert hindurch, und auch früher und später. In jedem Lande, in jeder Stadt Italiens wenigstens zwei Parteien — die kaiserliche nannte sich die guelphische, die päpstliche die ghibellinische — und die beiden Parteien bekämpften einander aufs Blut, und heute wurden hier die Anhänger der einen, dort diejenigen der anderen hingerichtet, verbannt, ihrer Güter beraubt, und morgen zogen die Verbannten, dank dem ewigen Wechsel des Schicksals, in die Heimat wieder ein, um den Gegnern sofort das nämliche Los zu bereiten, welches diese ihnen vorher bereitet hatten. Schmerzlich bewegt klagt Dante (Fegef. VI., 76 ff.) über die damalige Lage des geknechteten Italien, wo die Lebenden niemals sonder Krieg waren und sich einander benagten, die Eine Mauer einschloß und Ein Graben. Um den Kaiser und seine beanspruchten Rechte war es freilich den sich bekämpfenden Parteien im allgemeinen so wenig zu thun, wie um den Papst und seine zweifelhafte und bereits damals wankende Weltmacht. An die Stelle der Prinzipien traten meist die Interessen der Parteien, der Geschlechter, der Familien, der Personen. Alle Chronisten führen übereinstimmend den Ursprung der beiden Parteien der Guelphen und Ghibellinen in Florenz im Jahre 1215 auf einen Familienzwist zurück. Der junge

Buondelmonti wird seiner Verlobten aus dem Hause der Amidei, einer jungen Dame aus dem Geschlechte der Donati zu lieb, untreu; er wird deshalb von den erzürnten Amidei am Osternmorgen erschlagen; darüber giebt es Aufruhr in der ganzen Stadt, alles nimmt Partei, und dieses Ereignisses wegen, welches mit Kaisertum und Papsttum doch gewiß nichts zu thun hatte, beginnt jene lange Reihe von Spaltungen, welche nicht Florenz blos, sondern ganz Toskana über ein Jahrhundert lang dem Unglück weihten, und denen auch Dante zum Opfer gefallen ist. Später hat ein Familienzwist in Pistoja, nach Florenz verpflanzt, hier die Parteien der Weißen und Schwarzen ins Leben gerufen, wodurch die blutigen Ereignisse an der Schwelle des vierzehnten Jahrhunderts veranlaßt wurden. Von da an ist Florenz guelphisch geblieben, was aber keineswegs hinreichte, die Zwistigkeiten unter den Bürgern, blutige und unblutige, zu beseitigen.

Unterstützt vom Kaiser Friedrich II. hatten die Ghibellinen im Jahre 1248 ihre Gegner, die Guelphen, aus Florenz vertrieben. Kaum war aber Friedrich II. gestorben (13. Dezember 1250), so kehrten die Guelphen zurück (7. Januar 1251) und vertrieben ihrerseits einige Jahre später (1258) die Ghibellinen. Mit Hülfe von König Manfred erstritten sich jedoch die Ghibellinen bei Montaperti am 4. September 1260 einen glänzenden Sieg, der ihnen Florenz und ganz Toscana in die Hände lieferte. Die Guelphen mußten infolge dessen die Vaterstadt wieder verlassen und konnten erst 1266, nach der Schlacht bei Benevent, zurückkehren, um natürlich ihrerseits die Ghibellinen aus Florenz und Toscana zu verbannen. Damals, als die Guelphen in der Verbannung lebten, wurde Dante Alighieri zu Florenz geboren.

Das Geburtsdatum ist nicht genau bekannt. Man hat damals noch nicht daran gedacht, Geburts- und Taufregister zu führen. Noch in späteren Zeiten, als sie das Bedürfnis

empfanden, die in einem Jahre in ihrer Stadt Geborenen nach Zahl und Geschlecht zu kennen, haben die Florentiner zu einem höchst originellen Mittel gegriffen, um dieses Bedürfnis zu befriedigen. Der Priester zu San Giovanni, wo alle Florentiner Kinder ohne Ausnahme zur Taufe gebracht wurden, legte für jedes Knäblein, das getauft wurde, eine schwarze, für jedes Mädchen eine weiße Bohne in ein Gefäß; am Ende des Jahres wurden die Bohnen gezählt, und auf diese Weise erfuhren die Florentiner, wie viele Knaben und Mädchen im Laufe des Jahres in ihrer Stadt geboren worden. Aus mehreren Aussprüchen des Dichters läßt sich indessen sein Geburtsdatum ziemlich genau ermitteln. Kaum einem ernstlichen Zweifel kann es unterliegen, daß Dante im Jahre 1265 geboren wurde. Was den Monat und den Tag betrifft, berichtet uns der Dichter selbst (Parad. XXII. 110 fg.), die Sonne sei bei seiner Geburt im Zeichen der Zwillinge gestanden. In dieses Zeichen trat die Sonne im Jahre 1265 am 18. Mai und verließ es am 17. Juni. Demnach wurde Dante zwischen dem 18. Mai und 17. Juni 1265 geboren. Daß seine Geburtsstätte die Vaterstadt Florenz gewesen, versichert er selbst zu wiederholten Malen in seinen verschiedenen Werken ganz ausdrücklich.

Die Familie, welcher er entstammte, gehörte dem mittleren Bürgerstande an, scheint aber auf römischen Ursprung Ansprüche gemacht zu haben, was damals in Italien, und so auch in Florenz, oft genug, mit und ohne Grund, vorgekommen sein mag. Nach der Sage, die damals für Geschichte galt, bestand nämlich die Bevölkerung von Florenz aus zwei heterogenen Elementen: aus den Nachkommen der alten Römer, welche die Arnostadt gegründet, und aus Nachkommen von Leuten, welche einst aus der Nachbarschaft, namentlich aus Fiesole, nach Florenz eingewandert. Da die angeblichen Römer stolz auf ihre Abstammung waren und mit einer gewissen Ver-

achtung auf die Nichtrömer herabsahen, so ist es begreiflich, daß jede Familie römisch sein wollte, sofern sich das Gegenteil nicht nachweisen ließ. Dantes Familie rühmte sich, einen Ritter gehabt zu haben, nämlich Cacciaguida, um das Jahr 1090 geboren, der am zweiten Kreuzzuge teilgenommen habe, vom Kaiser Konrad III. zum Ritter geschlagen worden und im Kampfe gegen die Ungläubigen gefallen sei. Daß ein Cacciaguida im zwölften Jahrhundert zu Florenz gelebt hat, steht urkundlich fest; alles übrige ist einzig und allein durch Dante bezeugt (Parad. XV, 130—148), und es ist nicht leicht zu entscheiden, was in seinen Versen Wahrheit und was Dichtung sei. Weiter zurück als bis zu diesem Cacciaguida läßt sich Dantes Stammbaum nicht verfolgen, und der Dichter bekennt selbst, wenngleich mit etwas dunkeln und gewundenen Worten (Parad. XVI, 40—45), daß ihm über seine Vorfahren von Cacciaguida rückwärts nichts bekannt war.

Einen Familiennamen hatte die Familie im zwölften und dreizehnten Jahrhundert noch nicht, denn damals war Alighieri Tauf-, nicht Geschlechtsname. Cacciaguidas Frau war nämlich eine Aldighiera aus dem Pothale, wahrscheinlich aus Ferrara, gewesen; der eine Sohn erhielt in der Taufe den Namen der Mutter, Aldighiero, durch Weglassung des d zu Alighiero umgestaltet. Der Sohn dieses Alighiero, Bellincione, nannte den einen seiner Söhne hinwiederum Alighiero, den man, um ihn von seinem Großvater zu unterscheiden, Alighiero II. zu nennen pflegt; daher ward unser Dichter gemeiniglich Dante Alighieri genannt, d. h. Dante, Sohn des Alighiero, zuweilen auch, weil in der Familie wenigstens zwei Alighieri existirt hatten, Dante degli Alighieri, d. h. derjenige Dante, welcher der Familie angehört, in welcher der Taufname Alighieri üblich ist. Später ist dann freilich Alighieri zum Familien-, bezw. Geschlechtsnamen geworden.

Über Dantes Vorfahren haben wir in den Urkunden nur ganz vereinzelte Nachrichten, welche nicht viel mehr als deren Existenz beweisen; auch hat er selbst dieselben, abgesehen von Cacciaguida, gar nicht erwähnt. Am allerwenigsten wird des Alighiero II., Dantes Vater, in den Urkunden Erwähnung gethan, und nirgends hat der Dichter auch nur mit einer Silbe des Vaters gedacht. Nach allem, was über ihn angedeutet wird, scheint er ein höchst unbedeutender, energieloser Mann gewesen zu sein. Er ist zweimal verheiratet gewesen; von seiner ersten Frau ist nur der Taufname, Bella, bekannt, nicht aber, welcher Familie sie angehörte. Sie hat ihrem Gatten ein einziges Kind, unseren Dichter, geschenkt und ist nicht lange darauf, wahrscheinlich gerade bei seiner Geburt, aus dem Leben geschieden, so daß Dante jedenfalls seine Mutter niemals gekannt und vielleicht deshalb sie in seinem großen Gedichte, wie in seinen übrigen Werken, nicht erwähnt hat. Übrigens hat er auch über seine anderen Angehörigen absolutes Stillschweigen beobachtet, so daß man aus seinem Stillschweigen über Vater und Mutter keine Schlüsse zu ziehen die Berechtigung hat.

Alighiero beeilte sich, dem mutterlosen Kinde eine Stiefmutter zu geben, denn bereits zwei Jahre nach Dantes Geburt beschenkte ihn seine zweite Frau, Lapa, aus der bürgerlichen Familie der Cialuffi, mit einem Sohne, welcher auf den Namen Franz getauft wurde. Zu diesem Stiefbruder erhielt Dante auch noch eine Stiefschwester, deren Name nirgends genannt wird und von welcher man nur das eine weiß, daß sie die Frau eines bürgerlichen Mannes namens Leo Poggi geworden und daß ihre Ehe nicht kinderlos geblieben ist. Den Vater hat Dante frühe verloren; jedenfalls lebte er im Jahre 1283 nicht mehr, scheint aber einige Jahre früher gestorben zu sein. Die Stiefmutter hingegen hat ihren großen Stiefsohn überlebt, da sie in einer Urkunde vom Jahre

1332 als noch lebend erscheint. Auch sein Stiefbruder Franz hat ihn um ungefähr zwanzig Jahre überlebt.

Die Familie hielt von Anfang an zur guelphischen Partei, deren Schicksale sie denn auch teilte. Nach Dantes Zeugnis (Hölle X, 46—51) mußten auch von seinen Vorfahren sowohl 1248 als auch 1260 mit den Parteigenossen ins Exil wandern. An des Dichters Vater braucht man dabei nicht zu denken. Selbstverständlich wurden jeweilen nicht alle ohne Unterschied aus Florenz verbannt, die zur unterliegenden Partei hielten, sondern die Häupter derselben und alle die, deren Persönlichkeit, Charakter, Stellung, Einfluß der siegenden Partei hätten gefährlich werden können. Das traf bei Alighiero II. in keiner Beziehung zu. Um einen Mann seiner Art brauchten sich die Ghibellinen nicht zu sorgen und haben sich zweifelsohne auch nicht im geringsten um ihn bekümmert. Der konnte schon ganz ruhig in seinem Florenz bleiben, so daß es nicht auffallen darf, wenn Dante, obwohl die Seinen zu den Guelphen gehörten, dennoch zu Florenz geboren wurde, ein Jahr vor der Rückkehr der Guelphen nach ihrer Vaterstadt. Übrigens hätte Dantes Vater auch mitverbannt sein können und die Mutter nach Florenz zurückgekehrt sein, um daselbst ihre Niederkunft abzuwarten. Frauen wurden nicht mitverbannt; sie konnten nach Belieben das Los der Ihrigen teilen, konnten aber auch nach Belieben nach Florenz zurückkehren, was um so öfter vorgekommen sein mag, als sich die Verbannten gar nicht nach einem anderweitigen festen Wohnsitz umzusehen pflegten, sondern stets nur darauf bedacht waren, die Rückkehr nach der Vaterstadt zu erlangen, oder sich mit Gewalt zu erzwingen.

Tiefgreifend, in der Regel geradezu entscheidend für sein ganzes Leben, sind die Eindrücke, die das Kind im elterlichen Hause erhält, die Beispiele, die es da vor Augen hat, der Geist, der im Hause herrscht, die Erziehung, welche ihm da

zu teil wird. Über das alles wissen wir in bezug auf Dante gar nichts Positives und sind einzig und allein auf Schlußfolgerungen angewiesen, welche mehr oder weniger zutreffend, aber auch irrige sein können. Nur so viel kann als feststehend betrachtet werden, daß Dante in einem achtbaren Hause aus dem Bürgerstande aufgewachsen ist, von frühester Kindheit an mutterlos, unter der Aufsicht eines ehrlichen und redlichen Vaters, welcher aber ein geistig unbedeutender Mensch war, mit einer Stiefmutter, einem Stiefbruder und einer Stiefschwester, von deren Charakter und Geistesart uns gar nichts bekannt ist.



II.

Die ersten Studien.

Wie auf so manche andere, kann die historische Wissenschaft auch auf die Frage keine annähernd bestimmte Antwort geben, was für Schulen Dante in seiner Kindheit und Jugend besucht habe und welche die Lehrer gewesen seien, die auf seine Entwickelung einen nennenswerten Einfluß ausgeübt. Irgend welche hierher gehörige Urkunden besitzen wir nicht; der Dichter selbst hat darüber volles Stillschweigen beobachtet. So viele Personen, Freunde und Feinde, er auch in seinem Gedichte erwähnt und dadurch unsterblich gemacht hat, niemals und nirgends sah er sich veranlaßt, seiner Jugendlehrer zu gedenken. Denn ein Lehrer in der eigentlichen Bedeutung dieses Wortes kann, wie wir bald sehen werden, gerade der Mann unbedingt nicht gewesen sein, dessen er einmal so gedenkt, daß manche dadurch verleitet wurden, ihn als Dantes Hauptlehrer zu bezeichnen. Seine ältesten Biographen schweigen entweder darüber gänzlich, oder sie verlieren sich, wie der gute alte Boccaccio, in Allgemeinheiten und Deklamationen, aus welchen nur so viel sicher hervorgeht, daß sie selbst gar nichts Bestimmtes darüber wußten. So sehen wir uns denn genötigt, die Farben zu dem Bilde von seinen Jugendstudien den damaligen Schulverhältnissen zu entnehmen, besonders aber den Kenntnissen, die er, wie seine Jugendschrift dokumentirt, schon frühzeitig sich erworben hatte.

Heutzutage sind wir wohl kaum noch im stande, uns eine klare Vorstellung von der ledernen Langweiligkeit des da-

maligen Schulunterrichtes, soweit nämlich Schulen überhaupt vorhanden waren, zu machen. Im Grunde beschränkte sich derselbe auf etwas Sprachlehre, d. h. es wurde so viel Latein gelehrt und gelernt, als im praktischen Leben nötig war, um die unförmige Sprache der Notare einigermaßen zu verstehen. An irgendwelche auch noch so dürftige Einführung der Jugend in die antike Geisteswelt dachte niemand auch nur im Traume. Die griechische Sprache war damals in ganz Italien, auch unter den Gelehrten, ein unbekanntes Gebiet, und auch Dante hat davon nicht mehr als die Buchstaben und die Bedeutung einzelner Wörter gekannt. Was man von griechischen Werken wußte, das war aus lateinischen Übersetzungen derselben geschöpft. Aber auch die klassischen Werke der römischen Dichter und Schriftsteller waren zu Dantes Zeit, nach Boccaccios, in dieser Richtung unanfechtbarem Zeugnis, vernachlässigt und — die ganz natürliche Folge der Unkenntnis — geringgeschätzt, wenn nicht gar verachtet. Charakteristisch ist in dieser Beziehung, daß Dante selbst erst in späteren Jahren von der Existenz einer allbekannten Schrift Ciceros hörte und von dem Werke des Boëthius sagt, es sei nur Wenigen bekannt gewesen (Gastm. II, 13).

Schon von den alten Römern, dann im ganzen Mittelalter und bis herein in die neuere Zeit ist die Gesamtheit jener Wissenschaften, die man als zur allgemeinen Bildung gehörend betrachtete, in die sogenannten sieben freien Künste des Trivium und des Quadrivium eingeteilt worden, welcher Einteilung auch Dante sich angeschlossen hat. Zum Trivium, nämlich zur trivialen Bildung, gehörten: Grammatik, d. h. Unterricht in der lateinischen Sprache; Dialektik, oder Satzlehre, die im Mittelalter eigentlich nur aus einem Streiten mit Worten, aus einem haarspaltenden, oft genug spitzfindigen Zergliedern und Unterscheiden bestand; Rhetorik, oder Redekunst, welche auch die Verslehre umfaßte. Zum

Quadrivium gehörten sodann Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Daß Dante in diesen „freien Künsten" gründlich unterrichtet worden, dafür legen alle seine Werke, von dem ersten bis zum letzten, ein beredtes Zeugnis ab. Auf die Frage aber, in welchen Schulen und von wem er unterrichtet worden, kann man, bei dem heutigen Stande unseres Wissens und dem völligen Mangel an bestimmten, zuverlässigen Nachrichten, gar keine Antwort geben. An einem Orte (Inf. XV, 84 fg.) sagt der Dichter, Brunetto Latini, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, habe ihn in der Welt von Tag zu Tag den Weg gelehrt, wie sich der Mensch verewigt. Darauf gestützt, sowie auf einige Bemerkungen der alten Biographen, welche ohne Zweifel ihr Wissen aus der angeführten Stelle schöpften, hat man hin und wieder einfach behauptet, Dantes Hauptlehrer sei Brunetto Latini gewesen. Allein die Worte des Dichters besagen nur, daß Brunetto einen tiefgreifenden Einfluß auf seine intellektuelle Entwickelung ausgeübt, keineswegs aber, daß er sein Lehrer gewesen in der eigentlichen Bedeutung dieses Wortes. Und in der That war Brunetto Latini ein Mann, der sich mit ganz anderen Dingen befaßte, als mit dem Unterricht der Jugend. Als Dante ein Schulknabe und ein Jüngling war, bekleidete der 1294 verstorbene Mann mehrere hochwichtige politische Ämter in seiner Vaterstadt, aus welcher er von 1260—1266 verbannt gewesen. Von Beruf Notar, war er seit 1269 Kanzler der florentinischen Republik, 1284 Syndikus und 1287 Prior, d. h. Regierungsmitglied. Daß er demnach weder öffentlicher noch Privatlehrer war, versteht sich doch wohl von selbst. Worin seine Einwirkung auf Dantes Bildung eigentlich bestand und wie weit dieselbe ging, darüber besitzen wir einzig und allein des Dichters eigenes Zeugnis in den angeführten Worten, welche keineswegs so klar und bestimmt sind, um eine einzige Deutung zuzulassen.

Die Wissenschaften im engeren Sinne wurden, natürlich neben den sieben freien Künsten, auf den Universitäten gelehrt. So groß war im dreizehnten Jahrhundert der Ruf der italienischen Universitäten, daß Tausende von Lernbegierigen aus den verschiedensten Ländern denselben zuströmten. Die erste Stelle nahm Bologna ein, welche ab und zu bei zehntausend Schüler gezählt haben soll. Hier hat sich unser Dichter jedenfalls aufgehalten; nur ist nicht sicher, ob blos einmal, nach seiner Verbannung, als Lehrer, oder aber zweimal, das erste wohl als Student in seinen jungen Jahren, das zweite wohl als Lehrender im reiferen Alter. Letzteres ist das Wahrscheinlichere; daß aber Dante wirklich die Universität zu Bologna, oder irgend eine andere, in seiner Jugend besucht, läßt sich geschichtlich so wenig bejahen als verneinen. Was er (Gastm. II, 13) über seine späteren Studien berichtet (worauf wir noch zurückkommen werden), dürfte wohl nicht dafür sprechen, daß er in seiner Jugend eine Universitätsbildung erhalten habe. Gewiß, in späteren Jahren, als er seine Hauptwerke schrieb, beherrschte er das gesamte Wissen seiner Zeit, und zwar in solchem Umfange, daß seine Gelehrsamkeit uns heute noch Bewunderung abnötigt. Aus dem, was er selbst berichtet, scheint aber unzweifelhaft hervorzugehen, daß er sich sein Wissen wesentlich erst nach dem Tode der Geliebten, also nach seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre, und zwar weniger in Schulen, als durch Privatstudien erworben hat.

Sind wir auch nicht im stande, mit einiger Bestimmtheit zu sagen, wo der Dichter in seiner Jugend seine Bidung erworben, so besitzen wir doch eine untrügliche Urkunde, aus welcher wir ziemlich genau ersehen können, was er in seiner Jugend gelernt, welchen Grad von Bildung er sich erworben. Diese Urkunde ist sein Jugendwerk, in seiner jetzigen Gestalt verfaßt um das Jahr 1292, während die meisten darin gesammelten Gedichte älteren Datums sind, das erste gedichtet

im Jahre 1283, als der Dichter ein achtzehnjähriger Jüngling war. In diesem Jugendwerke erscheint er im Besitze von drei bis vier Sprachen, je nachdem man die provençalische und altfranzösische für eine oder für zwei zählt. Die eigene, damals kaum den Windeln entwachsene Muttersprache, die italienische, beherrscht er bereits vollkommen und behandelt sie schon hier, in der Prosa, wie besonders in den Gedichten, mit einer bewunderungswürdigen, bis dahin noch nicht dagewesenen Meisterschaft. Mit dem eigentlich klassischen Latein war er allerdings nicht vertraut und ist es sein Leben lang nicht gewesen — wer wäre es überhaupt im dreizehnten Jahrhundert gewesen?

Aber in dem Latein, wie es damals geschrieben wurde, zeigt er sich ganz einheimisch; erfahren wir doch von ihm, daß er sich dieser Sprache in seinen Aufzeichnungen und Briefen bediente und sein Werk nur deshalb italienisch statt lateinisch schrieb, weil sein Freund Guido Cavalcanti, dem es gewidmet war, von einer Arbeit in lateinischer Sprache nichts wissen wollte. Auch die klassische Litteratur ist ihm schon damals nicht fremd gewesen, obwohl seine Vertrautheit mit derselben kaum als eine gründliche bezeichnet werden dürfte. Horaz, Virgil, Lucan und Ovid, auf die er sich schon hier, im „Neuen Leben", beruft, hatte er jedenfalls selbst gelesen, und die zwei Citate aus Homer hatte er ohne Zweifel römischen Schriftstellern entlehnt. Ferner kennt er die provençalische und altfranzösische Litteratur, also auch die beiden Sprachen, ja, die Troubadours sind im Beginne seiner Dichterlaufbahn die eigentlichen Meister, die er sich zum Muster nimmt. Die dazumal freilich noch sehr junge und arme italienische Litteratur scheint er bereits ziemlich vollständig beherrscht zu haben. In der sogenannten Dialektik jenes Zeitalters war er auch schon kein Neuling mehr, wie die, unserem modernen Geschmack befremdliche Art und Weise, seine Gedichte zu zergliedern, zu

unterscheiden und zu erklären, wo im Grunde nichts zu unterscheiden und zu erklären ist, mehr als zur Genüge beweist. Auch erscheint er in seinem Jugendwerke, dem „Neuen Leben", mehr als blos oberflächlich vertraut mit der Rhetorik, der Physiologie, der Psychologie und ganz besonders mit der Astronomie seiner Zeit. Er selbst berichtet gelegentlich, wie er einmal damit beschäftigt war, einen Engel zu zeichnen, und wenn er die Kunst des Zeichnens mehr oder weniger verstand, so mußte er sich doch wohl auch mit den mathematischen Wissenschaften bereits vertraut gemacht haben. So sehen wir den jungen Dichter schon in seinem „Neuen Leben" im Besitze eines Wissens, um das ihn gar mancher Fachgelehrte hätte beneiden können. Am meisten aber setzt uns seine dichterische Meisterschaft bereits in diesem Werke geradezu in Erstaunen. Anfänglich noch, wie die meisten, oder eigentlich alle italienischen Dichter seiner Zeit, Nachahmer der Troubadours, sprengt er bald die Fesseln des landläufigen Konventionalismus, macht die Dichtkunst nicht mehr zur Sklavin hergebrachter Formeln, erhebt sie vielmehr zum Ausdruck dessen, was das Herz empfindet, und wird so zum Schöpfer des „neuen Stils", zum Reformator der italienischen Poesie, und zwar in dem Grade, daß er zu den altitalienischen Dichtern allerersten Ranges anerkanntermaßen auch dann zählen würde, wenn wir von ihm nur die Jugendgedichte besäßen.

Nun erfahren wir aber von ihm selbst, daß er in der Dichtkunst keinen Lehrer gehabt, sondern sein eigener Lehrer darin gewesen sei (Neues Leben III.). War's dem also, dann läßt es sich wohl nicht begreifen, daß Lehrer ihn in die einheimische, provençalische und römische Litteratur eingeführt hätten, ohne ihm die Elemente wenigstens der Poetik beizubringen. Und so sehen wir uns zu der Annahme hingedrängt, daß Dante, was er auch immer für Schulen besucht und für Lehrer gehabt haben mag, dennoch schon in seiner Jugend,

wie erweislich später, wesentlich durch Privatstudium sein Wissen sich erworben, sein eigener Lehrer, was man heute ein Autodidakt nennt, gewesen ist. Damit stimmt die sonst unerklärliche Bescheidenheit, mit welcher er noch in späteren Jahren von sich spricht (Gastm. I, 1): „Wie glücklich sind die Wenigen, die an jenem Tische sitzen, da das Engelsbrot (die Wissenschaft) genossen wird, wie armselig die, welche mit den Schafen gemeinsame Speise haben! Da aber jeder Mensch von Natur aller Menschen Freund ist und jeder Freund betrübt ist über den Mangel dessen, den er liebt, so sind die, welche an so erhabenem Tische gespeist werden, nicht ohne Mitleid für die, welche sie auf der Viehweide gehen sehen, um Gras und Eicheln zu essen. Und da Mitleid die Mutter des Wohlthuns ist, teilen die, welche die Erkenntnis besitzen, stets freigebig den wirklich Armen von ihrem schönen Reichtum mit und sind gleichsam die lebendige Quelle, mit deren Wasser der natürliche Durst nach Erkenntnis gelöscht wird. Daher auch ich, der ich nicht an dem seligen Tische sitze, aber der Weide des gemeinen Haufens entflohen bin und zu den Füßen derer, die daran sitzen, das auflese, was ihnen entfällt, erkenne das unglückliche Leben derer, die ich zurückgelassen habe, und durch die Süßigkeit, die ich an dem genieße, was ich nach und nach auflese, von Erbarmen bewogen, habe ich, ohne mich selbst zu vergessen, für die Unglücklichen einiges aufbewahrt, was ich ihnen schon früher gezeigt und sie dadurch um so begieriger gemacht habe.“ Als Dante diese Worte schrieb, da war er ohne Einrede einer der allerersten Gelehrten seiner Zeit, wie wir denn auch nicht Einen Mitlebenden namhaft zu machen vermögen, der sich, was Umfang und Tiefe des Wissens anlangt, irgendwie mit ihm vergleichen ließe. Wie erklärt es sich denn, daß dieser Mann sich nicht zu denen zählen darf, welche an dem seligen Tische der Wissenschaft sitzen, d. h. zu den Gelehrten im eigentlichen Sinne? Auf diese Frage kann es nur Eine Antwort

geben. Der begabte, strebsame, fleißige Autodidakt, obwohl er einerseits Anwandlungen hat, stolz zu sein auf sein Wissen und Können, ist doch andererseits, solchen gegenüber, welche, nach rein äußerlichem Maßstabe gemessen, eine höhere Schulbildung genossen, eher blöde und spröde; so viel höher er auch als sie stehen mag, er schaut doch zu ihnen empor und wagt nicht, sich ihnen gleichzustellen. Das muß auch bei Dante der Fall gewesen sein; nur so läßt sich, bei seinem sonst so starken, so ausgeprägten und auch deutlich ausgesprochenen Selbstbewußtsein, die allzu bescheidene Sprache erklären, deren er sich da bedient, wo er von sich im Vergleich zu den eigentlichen Gelehrten spricht. Es kann sich demnach die Phantasie leicht das Bild eines Knaben und Jünglings ausmalen, dem es zwar nicht gegönnt ist, seine Jugendjahre auf den Schulen zuzubringen, der aber dafür seine meiste Zeit mit seinen Büchern, lesend, forschend und nachdenkend, verbringt und durch eisernen Fleiß eine Höhe erreicht, welche nur wenigen Sterblichen zu erklimmen gelingt. So etwas hat schon der alte Boccaccio wenigstens angedeutet.



III.

Ökonomische Lage.

Geld und Gut spielen im Leben aller Menschen, die Dichter nicht ausgenommen, eine bedeutende Rolle, und auch unser Dichter hat, in späteren Jahren wenigstens, die Bedeutung vom Gelde nicht verkannt. Daß er in den nahezu zwanzig Jahren der Verbannung (1302—1321), nachdem in Florenz seine Güter eingezogen worden, in Dürftigkeit lebte und mit der Armut zu kämpfen hatte, müßten wir als selbstverständlich auch dann voraussetzen, wenn seine rührenden Klagen über die eigene Armut (Gastmahl I, 3. Parad. XVII, 58 fg.) uns nicht vorlägen. Es fragt sich aber, wie beschaffen die ökonomischen Verhältnisse des Hauses waren, in welchem er geboren und aufgewachsen, wie beschaffen seine eigenen bis zur Verbannung. Sein Biograph, Leonardo Bruni, weiß darüber zu berichten: „Vor seiner Verbannung aus Florenz war Dante nicht gerade sehr reich, gleichwohl aber auch nicht arm, hatte vielmehr ein mittelmäßiges Vermögen, hinreichend um anständig zu leben .... In Florenz besaß er ganz ordentliche Häuser, dann Besitzungen in Camerata, in der Pracentina und in Piano di Ripoli; sein Hausrat war, wie er schreibt, reichlich und kostbar." Demnach gehörten Dante und die Seinen dem Mittelstande an. In der That wissen wir schon aus der Teilungsurkunde vom Jahre 1332, daß es ihnen an Grundbesitz nicht ganz fehlte. Aber diesen Aktiven standen sehr bedeutende Passiven gegenüber. Von Jugend auf brauchte der Dichter viel Geld, hatte es aber nicht.

Nicht lange nach dem Tode seines Vaters (angeblich 1283, aber damals war er ja noch minderjährig) verkaufte er als dessen Erbe einem Rustichelli alle seine Ansprüche auf Güter zu Ontignano, was wohl schwerlich aus einem anderen Grunde, als aus Mangel an Barvermögen geschehen sein dürfte. Im letzten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts haben sodann die Schulden unseres Dichters eine für jene Zeit und für seine Verhältnisse bedenkliche Höhe erreicht, wohl deshalb, weil die Geldverlegenheiten je länger je mehr stiegen. Am 11. April 1297 lieh er und mit ihm zugleich sein Stiefbruder Francesco bei Andreas des Guido Ricci die Summe von 277½ florentiner Goldgulden, d. h. ungefähr neuntausend Mark; am 27. Dezember des gleichen Jahres leiht er, abermals mit dem Stiefbruder, bei der Firma Jacobo Corbizzi und Pannocchia Riccomanni 480 Goldgulden, ungefähr 16,000 Mark, welche Schuld, wie urkundlich feststeht, im Jahre 1315 noch nicht getilgt war, damals aber allein auf Dantes Konto stand, aus welchem Umstande geschlossen worden ist, ohne Zweifel ganz richtig, daß der Stiefbruder nur zur besseren Sicherung der Banquiers mit in den Handel hineingezogen wurde, während Dante allein der eigentliche Schuldner gewesen sei. Das findet seine Bestätigung darin, daß nicht viel später der Stiefbruder Francesco es ist, der unserem Dante Darlehen macht. Vor Dantes Eintritt ins Priorat leiht ihm nämlich Francesco in zweien Malen (14. März und 11. Juni 1300) zusammen 215 Goldgulden, d. h. ungefähr 7000 Mark. Nimmt man einige kleinere Schulden hinzu, welche Dante in den Jahren 1297—1300 kontrahiert hat (50, 20 und 13 Goldgulden, d. h. ca. 2700 Mark), so beliefen sich des Dichters Schulden im Jahre 1300 auf über 33000 Mark, — eine ungeheure Schuld, wenn wir dabei die Zeit, den damaligen Geldwert und die Person des Schuldners berücksichtigen.

Sieht man hieraus, daß sich Dante öfters, und zwar schon in Florenz vor seiner Verbannung, in Geldverlegenheiten befand, so gestatten diese Schulden, die beim Tode des Dichters noch nicht, wenigstens nicht ganz, getilgt waren, zugleich einen Schluß auf die ökonomischen Verhältnisse im Elternhause. Häuser und Liegenschaften hatte man und wollte sie, vermutlich aus Familienstolz, nicht veräußern; an Barvermögen fehlte es dagegen in etwas bedenklichem Maße. Wer kann sagen, ob es nicht diesen Verhältnissen zuzuschreiben ist, daß unser Dichter wesentlich ein Autodidakt gewesen ist? Ob nicht die Vermögensverhältnisse die Eltern davon abhielten, dem hochbegabten Sohne eine höhere Schulbildung geben zu lassen? Aus der angeführten Stelle über die Glücklichen, welche am Tische der Wissenschaft sitzen dürfen, klingt doch ein wehmütiges Bedauern durch, daß es ihm nicht gegönnt gewesen sei, selbst auch mit an diesem Tische zu sitzen. Und nur dann hat dieses wehmütige Bedauern einen Sinn und eine Berechtigung, wenn wirklich die ökonomische Lage der Familie es war, die ihn verhinderte, an jenem beneideten Tisch sich niederzulassen.

Obwohl die bedeutenden Schulden vom Jahre 1297 formell von den beiden Stiefbrüdern, Dante und Francesco, gemeinsam kontrahiert worden, kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß faktisch Dante der alleinige Schuldner war. Erscheint er doch in späterer Urkunde als der alleinige Schuldner gerade bei der ansehnlichsten eingegangenen Schuld! Dazu ist es kaum wahrscheinlich, daß Francesco, der im Jahre 1300 dem Bruder ganz ansehnliche Darlehen machte, drei Jahre früher selbst in der Lage sich befunden habe, selbst Darlehen aufzunehmen. Der jüngere Stiefbruder hatte also Geld zum Wegleihen, der ältere hatte keines und mußte solches wiederholt beim jüngeren, oder mit Hilfe des jüngeren, entlehnen, Schulden machen, von welchen er garnicht wissen

konnte, ob überhaupt und wann er sie würde tilgen können. Also war der ältere arm, der jüngere verhältnismäßig wohlhabend. Wie läßt sich die Thatsache erklären? Hat Alighiero den Sohn seiner ersten Frau übervorteilt? Nirgends findet man davon eine Spur; im Gegenteil: wenn Dante in Florenz reichlichen und kostbaren Hausrat besaß, dürfte er kaum alles selbst angeschafft haben; wenn der Stiefbruder durch Darlehen und Bürgschaft aushalf, so war das Verhältnis zwischen den Beiden ein intimes, was es wohl nicht gewesen wäre, wenn der Vater den einen zum Nachteil des anderen bevorzugt hätte. Hatte Francesco eine reiche Frau geheiratet und war damit zu Geld gekommen? Seine Frau war eine Bürgerstochter, Pietra, des Donato Brunacci; aber wir wissen nicht, wann er sie heimgeführt, noch viel weniger, ob sie ihm überhaupt etwas und wie viel an Mitgift zugebracht hat. War Frau Bella, Dantes Mutter, arm, des Francesco Mutter dagegen, Frau Lapa, wohlhabend, so daß später die finanzielle Lage der beiden Stiefbrüder ganz naturgemäß eine so verschiedene werden mußte? Das ist sehr leicht möglich; da man aber gar nichts Positives darüber weiß, bleibt die Frage eine offene und wird es wohl immer bleiben.

Und offen bleiben wird leider auch eine andere, weitaus wichtigere Frage: was machte denn Dante mit all' dem Geld, mit den für die damalige Zeit sehr ansehnlichen Summen, die er innerhalb vier Jahren, von 1297 bis 1300, entlehnte? Hatte er Schulden aus früherer Zeit abzuzahlen, Studentenschulden etwa? Davon findet sich nirgends die leiseste Spur. War er ein Geschäftsmann, der die Gelder ins Geschäft steckte, dessen Geschäft aber durch die Wirren von 1300—1302 und durch seine Verbannung ruiniert wurde? Auch davon ist rein nichts bekannt; im Gegenteil, die Ämter, die er bekleidet hat, seine vielfache Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, scheinen eher diese Möglichkeit auszu-

schließen. Gebrauchte er das Geld, um sich das reichliche und kostspielige Mobiliar anzuschaffen, von welchem Leonardo Bruni spricht? Das stimmt schlechterdings nicht mit seinem Charakter, wie wir ihn aus seinen Werken und aus den Schilderungen seiner Zeitgenossen und ältesten Biographen kennen. Führte er ein lockeres Leben und verschleuderte er das Geld auf leichtsinnige, zweideutige Weise? Dann hätten ihm seine Florentiner ganz gewiß nicht die höchsten Staatsämter anvertraut, dann wäre er nicht der Mann gewesen, nicht der Gelehrte, nicht der Dichter, der er gewesen ist. Hatte er eine eitle, kostspielige Frau, welche alljährlich ungezählte Summen verbrauchte? Was wir von seiner Frau durch Boccaccios Zeugnis wissen, beweist das gerade Gegenteil. Was in aller Welt machte er denn mit all' den Geldern? Antwort: Nicht bekannt.



IV.

Der junge Dichter.

Im Jahre 1283 erhielten mehrere namhafte Dichter Italiens, der Sitte jener Zeit gemäß, ein Sonett zugesandt in reiner italienischer Sprache, welches ungefähr folgenden Wortlaut hatte:

Den edlen Herzen all', die Liebe hegen,
  Kommt Gegenwärt'ges ihnen zu Gesichte,
  Daß seine Meinung jedes mir berichte,
  In Amor, ihrem Herren, Gruß und Segen!
Schon sah die Welt der fünften Stund' entgegen,
  Der Zeit, wo alle Stern' im hellsten Lichte,
  Als Amor mir erschien im Traumgesichte,
  So, daß beim Denken Schrecken mich bewegen.
Froh schien er mir; ich sah mein Herz ihn tragen
  In seiner Hand; und seine Arm' umschließen
  Die Herrin, schlummernd, eingehüllt in Linnen.
Dann weckt' er sie, und ließ sie, die voll Zagen,
  Demütiglich mein brennend Herz genießen.
  D'rauf sah ich, wie er weinend ging von hinnen.

Der Verfasser und Absender war ein erst achtzehnjähriger Jüngling, außerhalb Florenz noch völlig, in Florenz selbst noch ziemlich unbekannt, — Dante Alighieri. Gegen das Ende seines neunten Lebensjahres hatte er ein annutiges achtjähriges Mädchen aus seiner Vaterstadt erblickt und war, ohne daß die Sinne, wenn auch noch so leise, ihre Stimme erhoben hätten, von heißer Liebe zu der zarten,

holden Knospe ergriffen worden. Von da an suchte er das liebliche Engelskind häufig auf, fand es in Haltung und Mienen so sittig und edel, daß er glaubte, auf dasselbe das Homerische Wort: „Nicht eines sterblichen Mannes, eines Gottes Tochter erschien sie“, anwenden zu sollen. Jahre lang hat er das Mädchen hin und wieder aufgesucht und gesehen, ohne ein Wort zu ihm zu reden, ohne auch nur ihre Stimme zu vernehmen. Erst als die holde Knospe zur herrlichen Blüthe sich entfaltet hatte, beseligte einmal die siebenzehnjährige Jungfrau bei einer zufälligen Begegnung den achtzehnjährigen Jüngling mit ihrem Gruße. Wonnetrunken zieht er sich zurück in seine Kammer, dort gedenkt er der Lieblichsten, dort träumet er von ihr, der Traum nimmt in seiner Reflexion die Gestalt der provençalischen Legende vom genossenen Herzen, den Sinn vermag er nicht zu verstehen und darum, wohl in dem unbestimmten Gefühl, ihnen ebenbürtig zu sein, wendet er sich an die Dichter seiner Zeit, sie um Aufschluß bittend.

Wer war und wie hieß sie, die holde Jungfrau, deren Anblick ihm eine neue, noch nicht geahnte Welt erschloß, so daß er von dem Momente, da er sie zum ersten Male erblickte, sein inneres, geistiges „Neues Leben“ datierte? Hierauf hat er nicht blos keine Antwort gegeben, vielmehr mit der ängstlichsten Sorgfalt sein Geheimnis, das er mit sich ins Grab genommen hat, bewahrt, so daß auch in späterer Zeit Wenige nur, zwar nicht sicher wußten, aber so ungefähr ahnten, wer es war, die ihn so ganz und gar umgewandelt hatte, die so ganz und gar sein Herz erfüllte. In seinen Werken nennt er sie stets nur Beatrice, die Beseligende, eben weil ihr Anblick, ihr Gruß seine höchste Seligkeit war, nicht etwa weil die Jungfrau wirklich Beatrice geheißen hätte; im Gegenteil, sie mag jeden anderen Namen gehabt haben, nur diesen einen ganz sicher nicht. Ihr Elternhaus

muß in einem ganz anderen Stadtviertel gelegen haben, da er sie, seinem bestimmten Zeugnisse zufolge, in seinem neunten Lebensjahre zum erstenmal erblickte, in seinem achtzehnten zum erstenmal ihre Stimme vernahm. Sie muß seine Liebe, bis auf einen gewissen Grad wenigstens, erwidert haben, sonst ließe sich seine namenlose Trauer bei ihrem Tode kaum begreifen, vollends gar nicht begreifen, wie er hätte den Ausspruch thun können, daß Liebe Gegenliebe sich erzwingt (Inf. V, 103), während doch die Erfahrung des Lebens oft genug das Gegenteil erweist. Sie hat das Vaterhaus niemals verlassen (Neues Leben XLI), ist also als Jungfrau gestorben. Durch sie ist Dante der große Dichter geworden, der er gewesen ist; denn um ihretwillen verließ er den gemeinen Haufen (Inf. II, 105); in der Absicht, sich zu befähigen, sie würdig zu verherrlichen, warf er sich später mit riesigem Fleiße auf die Studien (Neues Leben XLIII). Über den sittlich veredelnden Einfluß, den sie auf ihn ausgeübt hat, spricht er sich wiederholt aus: „Wenn sie von irgend einer Seite nahte, so war ich, schon durch die Erwartung ihres wundervollen Grußes, gegen niemand mehr feindlich gesinnt, ja es ergriff mich so edle Liebesflamme, daß ich jede Beleidigung verzieh. Wer da mit einer Bitte sich mir nahte, dem sagte ich gewiß, Demut im Antlitz, als einzige Antwort: Liebe" (Neues Leben XI). Sie war ihm „eine Vernichterin aller Laster und Königin aller Tugend" (ebd. X); der Eindruck, den ihre Schönheit auf ihn machte, war ihm ein Antrieb, dem Edelsinn, der Liebe, dem Glauben nachzustreben (ebd. XXVII). Will er einer menschlichen Schwäche unterliegen, ihr Bild erweckt und stärkt ihn; ist er bereits auf Irrwege gerathen, ihr Bild ruft ihn zurück (ebd. XL Purg. XXX u. XXXI); ist er im Begriff, den Mut sinken zu lassen, zu ermüden, vor einer Gefahr zurückzuschrecken, ihr Bild verleiht ihm immer wieder neue Kraft

(Inf. II, 127 fg., Purg. VI, 46 fg., XXVII, 34 fg.). Sie ward ihm eine Führerin zum Himmel und zu Gott; dachte er an sie, so schaute sein Geist das Reich der Seligen, zu dem er sich erhob und gehoben fühlte (Gastm. II, 8). Das liebliche Gesicht der Geliebten hielt ihn aufrecht, ihre jugendlich schönen Augen führten ihn auf dem geraden Wege der Tugend (Purg. XXX, 121 fg.), die Sehnsucht nach ihr leitete ihn zu der Liebe Gottes, des höchsten Gutes, darüber hinaus der Mensch nichts Höheres erstreben kann (Purg. XXXI, 22 fg.).

Was er damals empfand, die Wonnen, aber auch die Sorgen und Schmerzen seiner Liebe, das alles hat er, von seinem achtzehnten Lebensjahre an, dem Liede anvertraut. Von den Liedern, die er zur Verherrlichung der Geliebten und dann auf ihren Tod und um ihr Andenken zu feiern, gedichtet hat, sind die meisten, mit geschichtlich-allegorischen Einleitungen und scholastischen Zergliederungen versehen, in sein Erstlingswerk, das „Neue Leben“ aufgenommen worden; einige wenige sind selbständig auf uns gekommen. Anfänglich schließt er sich noch der damaligen poetischen Tradition an, seine Dichtung hat noch etwas Konventionelles, er ist, was man bei seinem jugendlichen Alter leicht begreift, wesentlich Nachahmer der provençalischen Troubadours und ihrer Schüler, der altitalienischen Dichter. Ein Geist, wie der seine, konnte aber nicht auf die Länge die Fesseln des Konventionalismus tragen; bald sprengt er sie mit urwüchsiger Kraft, um die Dichtung zur Dolmetscherin der innersten Gefühle des Herzens zu machen. Doch hat auch er sich nicht mit einem Schlage, sondern erst nach und nach von den Fesseln des Hergebrachten befreit. Ob sich auch seine Dichtung nicht mehr in den hergebrachten Formeln bewegte, so war er doch, als er das „Neue Leben“ schrieb, noch immer der Ansicht, die Liebe sei der einzige Gegenstand, den der Dichter in der Volkssprache besingen dürfe. „Noch ist es nicht lange her, daß zuerst

reimende Sänger in der Volkssprache sich hören ließen, denn das Reimen ist für diese dasselbe, wie für die lateinische Dichtkunst der Vers nach gewissen metrischen Verhältnissen. Beweis, daß es noch nicht lange her sei, ist, daß wir bei der Durchforschung der Sprachen des *oc* (provençalisch) und des *sì* (italienisch) nichts finden, was vor länger denn 150 Jahren gedichtet worden wäre. Und die Ursache, daß einige der Roheren Ruhm erwarben, ist nur, daß sie fast die Ersten waren, die in der Sprache des *sì* dichteten. Der Erste aber, der in des Volkes Mundart sang, that es, damit seine Dame ihn verstände, die, des Lateinischen nicht kundig, solche Verse schwer erfaßt hätte. Und das sei Denjenigen gesagt, die da über anderes als über Liebe reimen, weil doch diese Weise ursprünglich erdacht worden, um von der Liebe zu sagen" (Neues Leben XXV). Später hat er doch selbst ganz andere Gegenstände, als nur die Liebe, dichterisch behandelt.

Das Sonett vom verzehrten Herzen ist das älteste Gedicht Dantes mit sicherem Datum, aber jedenfalls nicht das erste Gedicht, das er überhaupt geschrieben hat. Hatte er, wie er selbst ausdrücklich erklärt, die Kunst in Reimen zu sprechen schon aus sich selbst versucht (Neues Leben III), so hatte er ja vorher schon eine größere oder kleinere Zahl von Versen gedichtet. Gewiß würde es von hohem Interesse sein, diese Jugendgedichte, verfaßt vor seinem achtzehnten Lebensjahre, zu kennen, um die Entwicklung des Dichters von Anfang an verfolgen zu können. Aber über diese Jugendversuche wissen wir gar nichts Bestimmtes. In alten Handschriften und auch in gedruckten Sammlungen werden Dante gar manche Gedichte zugeschrieben, von welchen es nicht sicher ist, ob sie wirklich von ihm herrühren, oder aber, mit oder ohne Absicht, ihm irrtümlich zugesprochen wurden. Ihrer viele werden allgemein als dem Inhalt und vollends der Form nach für des großen Dichters unwürdig, also für un-

echt erklärt. Aber ein großer Dichter ist auch Dante, wie alle, erst im Laufe der Zeit geworden; mit achtzehn Jahren war er es noch nicht, früher noch weniger. Gar manche der ihm zugeschriebenen Gedichte möchten vielleicht doch von ihm selbst herrühren, Versuche sein, aus seiner frühesten Jugend herstammend. Bestimmtes wissen wir darüber freilich nichts.

Auf das Sonett vom verzehrten Herzen wurde von Mehreren geantwortet und zwar, nach damaligem Gebrauche, mit den gleichen Endreimen. Vier solche Antworten sind auf uns gekommen, die beiden ersten von Guido Cavalcanti und Cino da Pistoia, welche fortan die beiden besten Freunde des jungen Dichters wurden. Von da an nennt er selbst wiederholt den Cavalcanti seinen ersten, Cino seinen zweiten Freund. Doch auch an Gegnern fehlte es nicht, und sein erstes veröffentlichtes Gedicht ist insofern typisch für ihn geworden, als er sich dadurch, wie noch weit mehr später durch sein Hauptwerk, warme, begeisterte Freunde erworben, aber auch hämische Gegner geschaffen hat. Ein ganz unbedeutender Dichter, dessen Name längst verschollen ist, Dante da Majano, eröffnet den Reigen. Seine Antwort auf das Sonett des jüngeren, damals noch unbekannten Namensgenossen, ist ein Muster von thörichtem Hochmut und boshafter, zugleich aber auch dummer, Höhnerei:

Auf deine Frage, die du zu erwägen
Mir gabst, antwort' ich kurz, mein Freund, und schlichte,
Und gebe dir die Wahrheit vom Gedichte,
Dir, dem Unwissenden, zu überlegen.
Ich spreche so — mög' es dir sein zum Segen —:
Bist du gesund und scheust dich nicht vor'm Lichte,
So wasche reichlich Hals dir und Gesichte,
Bis alle Dünste sich zerstreu'n und legen,
Die dich und uns mit Ammenmärchen plagen.
Und wär'st du schlimm erkrankt, so müßt' ich schließen,
Es habe Wahnsinn dir bethört die Sinnen.

Dies wollt' ich dir als meine Antwort sagen,
Und bis dein Wasser ich dem Arzt gewiesen,
Steht diese meine Meinung fest mir innen.

Kaum minder spöttisch und höhnisch antwortete auf Dantes Sonett Cecco Angiolieri, ein unordentlicher, charakter- und sittenloser Vagabund, obwohl ein begabter Geist, später ein erklärter Gegner unseres Dichters, den er zu seinem Kothe hinunterzuziehen sich bemühte. Als dritter trat später hinzu der unglückliche Cecco d'Ascoli (im September 1327 zu Florenz als Ketzer verbrannt), der berühmteste Astronom seiner Zeit, welcher auch als Dichter einen Ruf besaß, den man heute kaum noch zu begreifen vermag. So hat auch Dante von Anfang an seine litterarischen Gegner gehabt, — eine Sorte von Menschen, die bis auf den heutigen Tag noch nicht ausgestorben ist und im sechzehnten Jahrhundert erst recht ihr Wesen getrieben hat.

Dante selbst scheint von seinen litterarischen Gegnern sehr wenig Notiz genommen zu haben. In späteren Zeiten kamen sie neben den politischen kaum in betracht, und bei seinem ersten Auftreten war sein Herz allzusehr mit dem Gegenstande seiner Liebe erfüllt, als daß er auf einen Gegner von der Qualifikation eines Dante da Majano hätte achten mögen. Unbekümmert um die Gegner, fuhr er fort, in Sonetten, Kanzonen und Balladen die Schönheit der Geliebten, die eigene Liebeswonne und den eigenen Liebesschmerz zu besingen. Von Anfang an ist es ihm, aus was für Gründen auch immer, über alles daran gelegen, daß kein Mensch auf Erden erfahre, wer die Geliebte eigentlich sei, da er doch nicht geheim halten kann, daß in seinem Herzen die Liebesflamme lodert. So stellt er sich, als würde er eine andere lieben, die ihm „Schutz und Schirm so großer Liebe" wird; und die Täuschung gelingt in dem Maße, daß nunmehr viele meinen, sein Geheimnis zu kennen. „Durch diese Dame," erzählt er

(Neues Leben V), „blieb ich Monate, Jahre lang unentdeckt, und um die anderen desto sicherer zu täuschen, schrieb ich für sie einige kleine gereimte Sachen.“ Und als die Dame, wie es scheint auf immer, oder doch jedenfalls auf längere Zeit, aus der Stadt sich entfernt, ersetzt er sie durch eine andere und kommt mit ihr so sehr ins Gerede, daß selbst die Geliebte an ihm irre wird und den Gruß ihm verweigert, was ihn bestimmt, der Täuschungen fortan sich zu enthalten und, ohne sein Geheimnis irgend zu verraten, nur noch das Lob der Geliebten zu besingen. Doch frühe schon steigt in ihm die Ahnung auf, daß ihr nur ein kurzes Erdenleben beschieden sei. In einer Kanzone, die ihm auch noch in späteren Jahren wert war (vgl. Purg. XXIV, 51), heißt es:

Im göttlichen Verstande ruft ein Engel
Und spricht: „O Herr, dort auf der Erde sieht
Ein Wunder man an Mienen, das erblüht
In einem Geist, deß Strahlen hierher fließen.“
Der Himmel fleht, sonst ledig aller Mängel,
Von seinem Herren sie für sein Gebiet;
Und alle Heil'gen flehn, mit ihm bemüht.
Nur Mitleid will an uns sich hilfreich schließen.
Gott redet, Ihrer eingedenk, der Süßen:
„Ihr, meine Teuern, duldet noch im stillen,
Denn Eure Hoffnung bleibt nach meinem Willen
Dort, wo sie Einer fürchtet einzubüßen,
Der dem verlornen Volk wird offenbaren:
Ich sah die Hoffnung der verklärten Scharen.“

Aus diesen Worten ist ersichtlich, einmal, daß Dante die Geliebte zu verlieren fürchtete, d. h. ihren Tod ahnte, schon zum voraus, sodann aber auch, daß er schon damals, also jedenfalls vor dem Jahre 1290, mit dem Plane umging, in einer Dichtung zu schildern, wie er durch das Reich der

Toten gewandert sei und sich bei den ewig Verlornen gerühmt habe, daß er die vom Himmel Begehrte habe erblicken dürfen. Ersteres dürfte doch wohl darauf hindeuten, daß die Geliebte nicht kräftiger Konstitution, eher schwächlich und kränklich war; aus der anderen Andeutung darf man aber gewiß nicht schließen, daß ihm schon damals der Plan seiner großen Dichtung in den Grundzügen festgestanden sei. Wohl schwebte ihm ein ähnliches Werk vor; ganz gewiß würden wir aber etwas ganz anderes, als das große Epos der Erlösung erhalten haben, wenn der Dichter schon damals an die Abfassung der ihm vorschwebenden Dichtung gegangen wäre. Wohl hätte er damals das Leben der Unschuld im irdischen Paradiese, noch nicht aber, weil ihm die Erfahrung davon mangelte, des Menschen Verirrung und Erlösung, so wahr und darum so ergreifend schildern können.

Nur zu bald ging die Ahnung in Erfüllung. Nachdem einige Zeit früher ihr Vater aus dem Leben geschieden, ist die Geliebte im Juni 1290, eine vierundzwanzigjährige Jungfrau, wie es scheint ganz unerwartet, trotz der Ahnung, in das jenseitige Leben eingegangen. Er hat sie lange beweint, auch im Liede beweint; nach und nach machte aber das Leben seine Rechte geltend. Ungefähr zwei Jahre nach dem Tode der Geliebten nahm sein Geist und damit auch seine Muse eine andere Richtung. Aus dem Minnesänger, der er bis dahin wesentlich gewesen, ward Dante der Philosoph und philosophische Dichter, welcher in der damals üblichen allegorischen Form die höchsten Probleme des denkenden Geistes behandelt. Vergessen wurde aber die Jugendgeliebte nicht; noch niemals ist ein irdisches Weib so verherrlicht worden, wie Dante seine Beatrice verherrlicht hat.



V.

Unter den Waffen.

Leicht könnte man versucht sein, hinter dem Verfasser des „Neuen Lebens" einen dichterisch hochbegabten, aber unpraktischen, schwärmerischen Jüngling zu suchen, welcher in der ganzen Welt nur sich selbst und die Geliebte sieht, für anderes kein Auge und keinen Sinn hat, wohl auch meint, die Angelegenheiten seines Herzens sollen alle Menschen interessieren. Aber das „Neue Leben" ist eben ein Kunstwerk, in welchem mit Absicht nur die Eine Seite des Wesens des Dichters zur Darstellung kommen soll. Ein Schwärmer war Dante nicht, auch nicht ein junger Mensch, der sich stets mit Liebesträumen befaßt. Gerade in der Zeit, da die Geliebte noch am Leben war und er keine anderen Gedanken, als solche für sie zu haben schien, finden wir ihn unter den Waffen, im Dienste seines engeren Vaterlandes.

Die Städtegeschichte Italiens in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hat zu ihrem Hauptgegenstande die Kämpfe des Bürgertums gegen den Adel, dessen Übermut bis zur Unerträglichkeit sich gesteigert hatte. Überall regte sich unter den Bürgern der Geist des Widerstandes, ganz besonders aber in Mittelitalien. In Arezzo hatte zunächst die Volkspartei die Oberhand erhalten, woraufhin die Adelsparteien der Guelphen und Ghibellinen ihre Parteizwistigkeiten auf einen Augenblick vergaßen und sich vereinigten, um die Volksherrschaft zu stürzen, was ihnen auch gelang (Juni 1287). Doch kaum zur Macht gelangt, lebte der alte Parteihader wieder auf.

„Die Ghibellinen verrieten die Guelphen und betrogen sie, um die alleinigen Herren zu bleiben. Sie verabredeten mit dem Bischof von Arezzo, daß er eine Ghibellinenversammlung außerhalb Arezzos veranstalten sollte, was der Bischof, unterstützt durch Buonconte von Montefeltro, die Pazzi von Valdarno und die Ubertini, auch that. Als die Ghibellinen aus Florenz ausgezogen, kamen sie nachts nach Arezzo, während die Guelphen daselbst keine Vorsorge trafen; es wurde ihnen durch Verrat ein Thor ausgeliefert, sie zogen in die Stadt, vertrieben daraus die guelphische Partei und bemächtigten sich der Herrschaft" (Villani, Chron. VII, 115). Die vertriebenen Guelphen zogen nach Florenz und fanden daselbst freundliche Aufnahme und bereitwillige Unterstützung, was nun zu Kriegen zwischen den beiden Städten führte.

Schon im Frühling 1288 brach der Krieg aus. Ende Mai dieses Jahres zogen die Florentiner und Guelphen Toscanas, 2600 Reiter und 12 000 Mann Fußvolk, gegen Arezzo. „Das war der größte und reichste Feldzug, den die Florentiner seit der Rückkehr der Guelphen nach Florenz unternahmen" (Vill. VII, 120). Nach einigen errungenen Vorteilen und nachdem sie mehrere Schlösser teils erobert, teils zerstört hatten, kehrten die Florentiner zurück, ohne daß es zu einer entscheidenden Schlacht gekommen wäre, worauf ihre Verbündeten, die Sieneser, eine schmähliche Niederlage erlitten, was die Aretiner zu ihrem Verderben übermütig machte. Ein zweiter Feldzug der Florentiner im September 1288 blieb wesentlich resultatlos, da die Aretiner auch diesmal es nicht zu einer Hauptschlacht kommen ließen. Am 2. Mai des folgenden Jahres reiste Karl II. von Anjou, Sohn Karls I., des Königs von Neapel, durch Florenz, um wieder nach Neapel zu ziehen, nachdem er aus seiner aragonesischen Gefangenschaft befreit worden. Die Florentiner erwiesen ihm die höchsten Ehren, und als er nach

drei Tagen ihre Stadt verließ und sie in Erfahrung brachten, daß ihn die Aretiner auf seiner Weiterreise zu überfallen beabsichtigten, gaben sie ihm ein Geleit von 800 Reitern und 3000 Mann Fußvolk mit, weshalb die Aretiner den beabsichtigten Überfall aufgaben. Zum Dank dafür ließ ihnen Karl II. einen tüchtigen und erfahrenen Feldherrn, Amerigo von Narbona, als Anführer zurück. Im Juni 1289 unternahmen nun die Florentiner und ihre Verbündeten, 1900 Reiter und 10000 Mann Fußvolk, unter der Anführung von Amerigo von Narbona, einen ferneren Feldzug gegen Arezzo. Am Barnabastage, 11. Juni 1289, kam es bei Campaldino, unweit der Minoritenkirche Certomondo, zur entscheidenden Schlacht, deren Ausgang die vollständige Niederlage der Aretiner war. Diese erholten sich auf lange hin nicht mehr von dem erlittenen Schlage, und fortan war die Macht der Ghibellinen in ganz Toscana gebrochen.

Als diese Kriege zwischen Florenz und Arezzo geführt wurden, war Dante ein dreiundzwanzigjähriger Jüngling, damals durch Familientradition der guelphischen Partei angehörig, und es ließe sich schon a priori voraussetzen, daß er an diesen Ereignissen teilgenommen, wohl auch die Feldzüge gegen Arezzo mitgemacht habe. Dafür haben wir aber auch ganz bestimmte Zeugnisse. Wenn er singt:

> Ich habe Reiterei aufbrechen sehen
> Und stürmen und sich sammeln um's Panier
> Und manchmal auch in Flucht von dannen gehen;
> Wettläufer sah ich auch durch dein Revier,
> Arezzo, rennen, sah Streifzüg' um Beute,
> Sah manches Ringelrennen und Turnier,
> Bald mit Trompeten, bald mit Sturmgeläute,
> Mit Zeichen vom Castell, mit Trommelei,
> Nach uns'rer Art und Art ausländ'scher Leute;
> (Inf. XXII, 1 fg.)

so beziehen sich diese Verse offenbar auf die angedeuteten Ereignisse, und wenn er bezeugt, ein Augenzeuge derselben gewesen zu sein, so wird man als selbstverständlich voraussetzen müssen, daß er anwesend war unter den Waffen, als Teilnehmer an den Zügen der guelphischen Florentiner gegen das ghibellinische Arezzo. Auch die Begegnung des Dichters mit dem Grafen Buonconte von Montefeltro, einem der bei Campaldino gefallenen Heerführer der Ghibellinen von Arezzo, hat zu ihrer Voraussetzung eine so genaue Bekanntschaft mit den Ereignissen, wie sie kaum besitzen konnte, wer nicht selbst dabei gewesen (vergl. Purg. V, 85—129). Hierzu kommen ganz bestimmte Zeugnisse, so zuverlässig, wie geschichtliche Zeugnisse nur immer sein können. Dantes Biograph, Leonardo Bruni (1369—1444), selbst aus Arezzo, welcher zwar ein Jahrhundert nach Dante lebte, aber als florentinischer Staatssekretär über Quellen verfügen konnte, welche für uns verloren sind, erwähnt wiederholt, die Thatsache betonend, Dantes Teilnahme an der Schlacht von Campaldino, und er thut es nicht etwa blos in der Dante-Biographie, sondern auch in seiner „Florentinischen Geschichte“, wo er anläßlich der Schlacht von Campaldino berichtet: „Dante Alighieri schreibt in einem Briefe, daß er in seiner Jugend bei jenem Treffen zugegen gewesen sei. Und daselbst berichtet er, wie die Feinde anfänglich derart die Oberhand hatten, daß sich der Florentiner große Furcht bemächtigte, wie sie aber endlich den Sieg davontrugen, mit so großer Sterblichkeit seitens der Feinde, daß deren Name nahezu vernichtet wurde.“ Von dem hier erwähnten, für uns leider verlorenen Briefe unseres Dichters, hat derselbe Verfasser in der Dante-Biographie ein Bruchstück mitgeteilt: „Alle Übel und Unfälle, die mich getroffen, begannen mit und wurden veranlaßt durch meine verhängnisvolle Wahl zum Priorat, welches Amtes ich, obwohl, was meine Klugheit anbelangt,

nicht würdig, doch meiner Treue und meines Alters wegen nicht unwürdig war; denn zehn Jahre waren bereits verflossen seit jener Schlacht von Campaldino, in welcher die ghibellinische Partei nahezu gänzlich aufgerieben und gebrochen ward, und bei welcher ich mich, in den Waffen kein Kind mehr, befand und wobei ich anfänglich große Furcht und zuletzt große Freude hatte, wegen der verschiedenen Wechselfälle jener Schlacht." Ferner berichtet Bruni: „In jener denkwürdigen und großen Schlacht, welche zu Campaldino geschlagen wurde, befand er (Dante) sich, ein wohlgeachteter Jüngling, unter den Waffen und kämpfte tapfer zu Pferde in der ersten Reihe." Dann ferner: „Diese Schlacht erzählt Dante in einem Briefe und sagt, daß er dabei gewesen und mitgekämpft habe, und beschreibt die Form der Schlacht."

War jener von Bruni eingesehene Dante-Brief echt, woran zu zweifeln gar kein Grund vorliegt, so besagt der Ausdruck, er sei damals in den Waffen kein Kind mehr gewesen, daß der Dichter schon vor der blutigen Schlacht von Campaldino an Feldzügen teilgenommen hatte. An welchen ist uns unbekannt, da alle Nachrichten darüber fehlen. Vermutlich hat er die Feldzüge vom Jahre 1288 gegen Arezzo auch mitgemacht. Doch fehlte es ihm in jenen unruhigen Zeiten auch sonst keineswegs an Gelegenheit, sich in den Waffen zu üben. Genug, daß wir wissen aus seinem eigenen Munde, er sei in denselben bereits geübt gewesen, als er 1289 in Campaldino mitfocht.

Noch von einem anderen Feldzuge ist es unzweifelhaft, daß ihn Dante mitgemacht. Nicht lange nach der Schlacht von Campaldino, nämlich im August 1289, zogen die Florentiner mit den verbündeten Guelphen von Toscana und den aus Pisa Verbannten gegen die Pisaner aus, belagerten deren an der Mündung des Zambra in den Arno gelegene Burg Caprona und erhielten sie durch Kapitulation nach achttägiger

Belagerung. Daß er auch an diesem Zuge teilgenommen, bezeugt der Dichter ganz ausdrücklich (Inf. XXI, 94 fg.)

So sah' ich einst die Truppen furchtsam nah'n,
Die auf Vertrag Capronas Burg verließen,
Weil sie umher so viele Feinde sah'n.



VI.

Philosophische Studien.

Nach dem Tode der Jugendgeliebten, und nachdem er sie lange beweint und seinen Schmerz dem Liede anvertraut, warf sich Dante, Trost suchend, mit großem Eifer auf die Studien, namentlich der Philosophie, das Wort im umfassendsten Sinne genommen. Er erzählt (Gastm. II, 13): „Sowie die erste Wonne meiner Seele mir durch den Tod entrissen ward, wurde ich von so großem Schmerze erfüllt, daß keine Tröstung mir frommte. Nach einiger Zeit indes war mein Geist, in dem Bestreben Genesung zu finden (da weder ich selbst, noch Andere, mich zu trösten vermochten) darauf bedacht, denselben Weg einzuschlagen, den andere Betrübte, um Trost zu finden, genommen hatten. So machte ich mich denn daran, jenes, nur von Wenigen gekannte Buch des Boëthius zu lesen, durch welches er, ein Gefangener und Verbannter, sich getröstet hatte. Und als ich ferner hörte, daß Tullius (Cicero) ein anderes Buch geschrieben hatte über die Freundschaft, in welchem er Worte des Trostes sprach für Lälius, einen ausgezeichneten Mann, der seinen Freund Scipio verloren hatte, machte ich mich daran, auch dieses zu lesen. Wenn es mir nun gleich anfänglich auch schwer wurde, den Sinn zu verstehen, so gelang es mir endlich doch, so weit in denselben einzudringen, als die Kenntnis der Grammatik, die ich bereits besaß, und ein wenig eigene Geistesfähigkeit dies vermochten; durch welche Fähigkeit des Geistes ich vieles, gleichsam wie träumend, bereits begriff,

wie man aus dem Neuen Leben ersehen kann. Und wie es wohl zu geschehen pflegt, daß der Mensch Silber sucht und wider seine Erwartung Gold findet, das aus einem unbekannten Anlasse sich ihm bietet, vielleicht nicht ohne Gottes Fügung, so fand ich, da ich Trost für mich suchte, nicht blos Labsal für meine Thränen, sondern auch schriftstellerische Redeweisen und litterarisches Wissen, bei deren Betrachtung ich unwillkürlich zu der Einsicht gelangte, daß die Philosophie, welche die Herrin dieser Schriftsteller, dieser Wissenschaften und dieser Bücher war, etwas höchst Erhabenes sei. Und ich stellte sie mir vor als eine edle Dame; und ich konnte sie mir nicht anders vorstellen, als mit dem Ausdrucke des Mitleids. Darum wandten sich meine Gedanken so gerne zu ihrer Betrachtung hin, daß sie kaum von ihr sich trennen konnten. Und nachdem ich sie mir so vorgestellt hatte, fing ich an, dorthin zu gehen, wo sie sich wirklich zeigte, nämlich in die Schulen der Religiosen und zu den Disputationen der Philosophen, so daß ich in kurzer Zeit, etwa innerhalb dreißig Monaten, anfing, so sehr ihren Zauber zu empfinden, daß die Liebe zu ihr jeden anderen Gedanken verscheuchte und entfernte. Daher, da ich von dem Gedanken der ersten Liebe zu der Kraft dieser zweiten mich erhoben fühlte, beinahe darüber verwundert, that ich den Mund auf in einer Kanzone und offenbarte meine innere Lage unter dem Bilde von anderen Dingen."

Aus dieser authentischen Geschichte der Studien unseres Dichters ersehen wir zum ersten, daß er bis zu seinem sechsundzwanzigsten Lebensjahre des Boethius „Trost der Philosophie" noch nicht gelesen hatte und von Ciceros Schrift „Über die Freundschaft" noch gar keine Kunde hatte. Wir ersehen ferner daraus, daß ihm das Eindringen in das Verständnis dieser Bücher anfänglich nicht geringe Schwierigkeiten bereitete und daß er sich bis dahin mit philosophischen Studien

noch gar nicht befaßt hatte. Das scheint unbedingt die Möglichkeit auszuschließen, daß er in seiner Jugend irgend welche höhere Schule besucht; vielmehr finden wir hier die Vermutung bestätigt, daß er wesentlich ein Autodidakt, sein eigener Lehrer gewesen und sich sein nach und nach riesenhaft angewachsenes Wissen hauptsächlich, wenn nicht gar ausschließlich, durch Selbststudium erworben hat. Denn auch von seinen späteren, erst nach dem Tode der Geliebten begonnenen philosophischen Studien spricht er so, daß man die Annahme unbedingt nicht abweisen kann, es seien dieselben längere Zeit Privatstudien gewesen. Erst als mit dem stets zunehmenden Verständnis die Begeisterung für die Philosophie in ihm erwachte, begann er „die Schulen der Religiosen und die Disputationen der Philosophen“ zu besuchen.

Was das für Schulen waren, welche Dante in relativ späten Jahren noch besuchte, darüber haben wir eine Menge von Vermutungen, leider aber keine unbedingt sichere Nachrichten. Man hat an die Universitäten von Padua, Bologna und Paris gedacht, welche der Dichter zu dieser Zeit besucht habe. Der Besuch der Paduanischen Universität ist aber fraglich. Bologna hat er jedenfalls besucht, höchst wahrscheinlich schon in seiner Jugend, dann wieder nach der Verbannung; ob aber der erste Besuch vor oder nach dem Tode Beatrices fällt, das ist völlig unbekannt, während der, wohl nicht zu bezweifelnde, Aufenthalt in Paris höchst wahrscheinlich in die Zeit nach der Verbannung fällt. Im Jahre 1291 war er jedenfalls noch in Florenz, wo er als Zeuge erscheint; hat er, was wohl nicht zu bezweifeln, in Florenz die Bekanntschaft mit Karl Martell, dem Titularkönig von Ungarn, gemacht (vergl. Parad. VIII, 40 u. fg.), so war er im März 1294 wieder in Florenz, wo wir ihn vom Juli 1295 an bis zu seiner Verbannung beständig finden. Für den Besuch von Universitäten blieben also die Jahre 1292 und 1293; aber

allem nach scheint seine Heirat gerade in diese Zeit zu fallen. So werden wir sagen müssen, daß, wenn die Schulen, von welchen Dante spricht, wirklich Hochschulen sind, der Besuch derselben sich jedenfalls nicht auf Jahre ausgedehnt haben kann.

Aber „Schulen der Religiosen“ *(Scuole de' Religiosi)*, das wäre doch für Universitäten eine sonderbare Benennung. Jeder der Sprache Kundige wird bei diesem Ausdruck nicht an Universitäten, sondern an Klosterschulen denken. Solche konnte Dante besuchen, ohne sich von Florenz zu entfernen. In der That scheint er solche wirklich besucht zu haben. Ein alter Ausleger, der Pisaner Professor Franz von Buti, der nur drei Jahre nach Dantes Tode geboren ist, erwähnt, und zwar als eine allgemein bekannte, keinem Zweifel unterliegende Thatsache, Dante sei in den Orden der Franziskaner eingetreten, habe auch eine Zeitlang das Ordenskleid getragen, sei aber noch vor Vollendung seines Noviziates wieder ausgetreten. Später haben Franziskaner unseren Dichter mit zu den Schriftstellern ihres Ordens gezählt. Aber freilich vernehmen wir auch im sechzehnten Jahrhundert, Dante sei erst zu Ravenna, am Abend seines Lebens, in den Orden des Heiligen von Assisi eingetreten und sei im Ordenskleid gestorben. Für den Eintritt in der Jugend könnte man die Stelle Inf. XVI, 106 fg. anrufen; doch ist die Stelle zu dunkel und streitig, als daß man daraus geschichtliche Folgerungen ziehen dürfte. Würde der alte Buti seine Notiz nur an diesem Orte vorbringen, so läge die Vermutung nahe, seine einzige Quelle seien eben die Verse des Dichters, oder vielmehr das eigene Verständnis derselben, gewesen. Da er sie aber ein anderes Mal ganz zufällig und als etwas Bekanntes wiederholt (zu Purg. XXX, 42), wird man die Annahme nicht abweisen können, daß seine Quelle die damals lebendige Überlieferung war. Nun könnte aber die Überlieferung auch in diesem Falle, wie so oft, einer einfachen Thatsache

eine etwas andere Färbung gegeben haben. Das ist einzuräumen, im Leben Dantes, von seinem neunten Jahre bis zur Verbannung, wissen wir nirgends sein angebliches Noviziat im Franziskanerorden unterzubringen. Wie aber, wenn der Besuch von Klosterschulen in der Überlieferung ein eigentlicher Eintritt ins Kloster, ein Beginnen des Noviziates geworden wäre? Besuchte Dante eine Klosterschule, so läßt es sich leicht denken, daß seine Landsleute der Kürze wegen, vielleicht auch spöttisch, sagten, er gehe ins Kloster, oder er sei ins Kloster gegangen, woraus dann nur zu leicht die betreffende Überlieferung entstehen konnte.

Wie dem aber auch sei, so viel ist unzweifelhaft, daß Dante sich nach dem Tode der Jugendgeliebten mit seiner ganzen Kraft und mit geradezu übermenschlichem Fleiß und Eifer auf die Studien geworfen und sich ein Wissen erworben hat, das man auch heute noch nicht umhin kann, zu bewundern. Sein Eifer ließ ihn sogar auch die Rücksicht auf die eigene Gesundheit außer acht setzen. Er selbst erzählt (Gastm. III, 9): „Durch viele Anstrengung des Gesichtes beim Eifer des Lesens schwächte ich die Sehkräfte so, daß die Sterne mir alle von einer Art von Dämmerung beschattet schienen; und durch langes Ausruhen an dunkeln und kühlen Orten und durch Kühlung des Augenkörpers mit klarem Wasser gewann ich die zerstreute Kraft wieder, welche ich zu dem ersten guten Zustande des Gesichtes zurückbrachte.“ Auch da, wo er davon spricht, er habe für die Musen Hunger, Frost und Wachen erduldet (Purg. XXIX, 37 fg.), er sei ob der großen heil'gen Dichtung manches Jahr hager worden (Parad. XXV, 3), nimmt er unzweifelhaft nicht blos Bezug auf die Ausarbeitung seines großes Gedichtes, sondern nicht minder auf die vorbereitenden Studien, welche in die Jahre nach dem Tode der Geliebten fielen.

Gegenstand seiner Studien war die Wissenschaft überhaupt,

die Gesamtheit des damaligen menschlichen Wissens. Der Ausgangspunkt war die Philosophie; er begann mit der Lektüre des Boethius und Ciceros; darauf folgten andere römische Dichter und Schriftsteller, sowie Aristoteles (in den damals bereits vorhandenen lateinischen Übersetzungen) und seine Erklärer, wie Averoes und Avicenna; dann wieder Hippokrates, Ptolemaeus, die scholastischen und mystischen Schriftsteller des Mittelalters, kurz, auch nicht von einem einzigen Gebiete damaliger Wissenschaft läßt sich behaupten, dasselbe sei unserem Dichter fremd gewesen. Überall war er einheimisch, um so mehr, als ihm oberflächliche Studien nicht genügten, er vielmehr überall positives Wissen und sichere Ergebnisse erstrebte. Dabei kam es natürlich vor, daß er bei schwierigen Fragen auf Schwierigkeiten stieß, die er nicht zu lösen vermochte, und dann unterbrach er die betreffenden Studien, um sich einem anderen Fache zuzuwenden. Er selbst berichtet: „Von ihr (der Philosophie) sprechend pflegten meine Gedanken zuweilen Dinge aus ihr zu folgern, daß ich sie nicht begreifen konnte und mich verwirrte, so daß ich gleichsam mir selbst entfremdet zu sein schien" (Gastm. III, 3). Und ein anderes Mal berichtet er, wie er über den Ursprung des Stoffes nicht habe ins klare kommen können, weshalb er vorläufig den Gegenstand habe liegen lassen und sich damit beschäftigt, das Wesen des Adels zu erforschen (Gastm. IV, 1). Natürlich ließ aber ein so eindringender Geist eine einmal angefaßte Frage nicht lange liegen. Immer wieder kam er auf dieselbe zurück und ruhte nicht, bis er zur völligen Klarheit gelangt war. Daher denn auch die Widersprüche, auf welchen wir ihn in seinen Werken treffen. Erst in seinem Hauptgedicht steht er vor uns als der fertige Mann, der abgeschlossen hat, dessen Suchen und Forschen das Ziel erreicht, der über alle Fragen des denkenden Geistes, auch über die tiefsten und höchsten, gründlich nachgedacht hat und zu einem für ihn sicheren Er-

gebnis gekommen ist, — als der Mann, für den es keine offene Frage der Wissenschaft mehr giebt, weil er die Fragen alle durchforscht und geprüft und auf jede die letzte Antwort gefunden zu haben sicher ist.

Indes hat Dante auch in den Jahren seiner so ernsten und so angestrengten philosophischen Studien die edle Dichtkunst keineswegs vernachlässigt. Vielmehr sind gerade in diesen Jahren die philosophischen Lieder entstanden, von welchen einige, 14 Kanzonen, später im Gastmahl hätten nach dem Plane des Verfassers ausführlich erklärt werden sollen. Diese Lieder haben zum Gegenstande die Philosophie, die neue Geliebte des Dichters, welche als eine schönheitstrahlende, edle junge Dame in glänzenden Farben geschildert wird. Aber freilich, in diesen Liedern werden auch die inneren Kämpfe eines suchenden, strebenden, ringenden Geistes geschildert, denn nicht immer lächelt die edle Dame ihn an, nicht immer zeigt sie ihm ein freundliches, liebreizendes Gesicht. Oft genug erscheint sie ihm hart und mitleidlos, so daß er klagen muß, daß sie eigensinnig ihre Gunst, das Leuchten ihrer Augen, das Lächeln ihres Mundes vorenthalte. Zuletzt, in den Liedern, welche bestimmt waren, den letzten Abhandlungen des Gastmahls zu Grunde gelegt zu werden, und welche gleichsam den Übergang zu dem Hauptgedichte bilden, — zuletzt ist er so weit gekommen, daß er keine besondere Gunst von seiner Dame mehr verlangt, sondern seinen Lohn nur noch in der reinen Liebe zur Wahrheit suchet und findet. Diese Lieder sind, wie die Dantesche Dichtung überhaupt, durchweg allegorisch; liest man sie zum ersten Male, so meint man wohl, es handle sich dabei um irdische Liebe, vielleicht gar um verschiedene Liebschaften ganz gewöhnlichen, wenn nicht gar sündlichen, unerlaubten Charakters, und man kann sogar der Versuchung unterliegen, Untersuchungen darüber anzustellen, wer und wie viele die jungen Damen waren, für welche der Dichter

geschwärmt hat, wie denn auch in der That die Unwissenheit mit der sittlichen Roheit im Bunde aus einigen dieser Lieder sogar ein unerlaubtes Verhältnis Dantes zu seiner Schwägerin, der Frau seines Stiefbruders Franz, herausdestilliert hat. Dem ernsten Forscher enthüllt sich, zumal wenn er die eigenen, so unzweideutigen Erklärungen des Dichters selbst dabei zu Hilfe nimmt, der wahre Sinn dieser Lieder. Es ist stets nur die Eine, welche darin besungen wird, die edle, erhabene Philosophie, welche er verherrlicht, — diese ideelle Schönheit, die ihn bald anlächelt und wonnetrunken macht und bald wieder entmutigt und von sich zu stoßen scheint, je nachdem er in ihre Geheimnisse eindringt und am Verständnis derselben sich ergötzt, oder aber auf die Fragen, die sein ganzes Denken in Anspruch nehmen, keine befriedigende Antwort erteilt.

Der Zweck, den er im Auge hatte, als er sich mit so erstaunlichem Eifer auf die Studien warf, war die würdige Verherrlichung der Jugendgeliebten. Er selbst berichtet, das „Neue Leben" damit abschließend: „Es erschien mir ein wunderbares Gesicht, in welchem ich Dinge sah, die in mir den Entschluß reiften, von dieser Seligen nicht mehr zu reden, so lange als ich nicht fähig wäre, würdiger von ihr zu sprechen. Um es so weit zu bringen, studiere ich so viel ich nur kann, wie sie selbst wahrhaftiglich weiß, so daß, wenn es Gott gefällt, mich noch einige Jahre am Leben zu lassen, ich von ihr zu sagen hoffe, was noch niemals von einer Sterblichen gesagt worden ist."

Wie er sich aber in die Studien vertieft hatte, wurden diese selbst zum Hauptzweck; an die Stelle der Verherrlichung der verklärten Geliebten trat der Durst nach Erkenntnis der Wahrheit, die reine Begeisterung für die Wissenschaft. Darum ist seine Geliebte jetzt nicht mehr Beatrice, sondern die bald holde und bald spröde Herrin, „die schönste und herrlichste Tochter des Herren des Weltalls, welcher Pythagoras

den Namen Philosophie beilegte“ (Gastm. II, 16). An einen Abfall vom christlichen Glauben, oder gar an verschiedene gewöhnliche Liebeleien, die der Dichter später durch allegorische Deutung habe vertuschen wollen, ist bei so einfachen und natürlichen Geschehnissen gesetzmäßiger Entwickelung nicht im Entferntesten zu denken. In späteren Jahren hat freilich der Dichter selbst in seiner feurigen Begeisterung für die Studien, in seiner schrankenlosen Hingabe an die Wissenschaft, eine Art von Schuld, einen Abfall von dem ihm in der Jugendgeliebten gleichsam verkörperten kindlich einfältigen Glauben des einfachen, nicht grübelnden Christen und aber auch eine Art von Untreue an der Jugendgeliebten selbst begangen, erblicken zu sollen geglaubt (vergl. Purg. XXX, 73 bis XXXI, 90). War's aber wirklich eine Schuld, so hat die Nachwelt alle Ursache auszurufen: Glückliche Schuld, die uns als Frucht die „*Divina Commedia*“ gereift hat!



VII.

Die Erstlingsschrift.

Die Erstlinge seiner Muse waren allerdings die lyrischen Gedichte, von welchen bisher schon die Rede gewesen ist, wenigstens ein guter Teil derselben. Und diese Gedichte sind nicht etwa garnicht oder nur Wenigen bekannt gemacht worden, sie waren vielmehr so ziemlich bekannt, hatten die Aufmerksamkeit älterer zeitgenössischer Dichter auf ihn gelenkt, und der „süße Stil" seiner lyrischen Gedichte hatte ihm bereits vor 1300 Ruhm erworben (Inf. I, 87). Vielleicht dürfte es gerade dieser erworbene Ruhm gewesen sein, der ihn bestimmte, an die Abfassung eines besonderen Werkes zu gehen und damit die Schriftstellerlaufbahn zu betreten.

Er hat dieses Erstlingswerk *Vita Nuova*, „Neues Leben", betitelt und es unter diesem Titel wiederholt erwähnt (Gastm. I, 1. Purg. XXX, 115). Die Benennung sollte nicht etwa einfach „Jugendleben" bedeuten, denn das lateinische Wort *nova*, dessen er sich gleich im Anfang der in italienischer Sprache abgefaßten Schrift bedient, ist niemals in der Bedeutung von jung, jugendlich gebraucht worden, und das Jugendleben beginnt, auch nach seiner eigenen Theorie, nicht erst mit dem nahezu vollendeten neunten Lebensjahre, dem Zeitpunkte, in welchem das „Neue Leben" anhebt, und hört, ebenfalls nach seiner eigenen Theorie, mit dem 25. Lebensjahre auf, während die Erzählung des „Neuen Lebens" jedenfalls etwas weiter, etwa bis zu seinem 27. Lebensjahre reicht. Vielmehr wollte er mit diesem Titel andeuten, daß die Liebe zu seiner Beatrice seinem ganzen Wesen die entschiedene

Richtung auf Höheres, auf Ideale gab, der Anfang eines ganz neuen Daseins für ihn wurde, gewissermaßen seine Wiedergeburt bezeichnete, wie er denn ausdrücklich bezeugt, daß die Jugendgeliebte für ihn „eine Zerstörerin aller Laster und eine Königin aller Tugenden“ gewesen (Neues Leben X), und daß er um ihretwillen dem gemeinen Haufen den Rücken gekehrt habe (Inf. II, 105).

An diese Arbeit ist Dante einige Zeit nach dem Tode der Jugendgeliebten gegangen, ob vor oder nach dem Beginn seiner philosophischen Studien, ist mit Sicherheit nicht zu bestimmen. Da aber das Büchlein, seiner äußeren Form nach, dem „Trost der Philosophie“ des Boëthius nachgebildet ist, muß Dante an dessen Abfassung notwendig erst, nachdem er den Boëthius gelesen hatte, gegangen sein, und wahrscheinlich hat ihm gerade diese Lektüre den ersten Antrieb dazu gegeben. Sicher ist, daß der prosaische Teil des Büchleins im letzten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts und zwar zwischen 1292 und 1295 abgefaßt wurde, während ein guter Teil der darin aufgenommenen Lieder etwas älteren Datums ist.

Es ist ein Stück inneren Lebens, das in diesem Erstlingswerke unseres Dichters uns dargeboten wird; sein eigenes Geistesleben bis nach dem Tode der Jugendgeliebten. An der Hand der darin aufgenommenen Lieder, welche man Gelegenheitsgedichte nennen könnte, berichtet er von seinen Liebeswonnen, von seinen Täuschungen und Enttäuschungen, Sorgen und Hoffnungen, bis der Tod der Geliebten dem allem ein Ende macht. Dann berichtet er ferner von seinem Schmerz über den herben Verlust und wie er über ein Jahr lang die Verlorene betrauert habe, bis das Leben seine Rechte wieder geltend zu machen beginnt, die tote Beatrice an einer lebenden, mitleidigen edlen Dame eine Nebenbuhlerin findet, welche die Verklärte allmählich aus seinem Herzen zu verdrängen beginnt; er berichtet von seinen inneren Kämpfen beim Widerstreite

der alten und der neuaufkeimenden Liebe, bis die erste wieder hell auflodert, er die Schwäche und Unbeständigkeit des eigenen Herzens bereut und, mit dem Vorsatz ihr immerdar treu zu bleiben, zum Andenken an die Jugendgeliebte zurückkehrt und den Entschluß faßt, sein ganzes noch übriges Leben ihrer Verherrlichung zu weihen. Es ist aber nicht der einfache Erzähler, Geschichtschreiber oder Selbstbiograph, der in diesem Werklein zu uns redet. Wer in diesem Büchlein eine schlichte Erzählung von Dantes Liebesleben zu finden glaubte, würde sich nicht wenig täuschen. Das Ganze ist ein dichterisches Kunstwerk, in welchem Wahrheit und Dichtung derart ineinander verflochten sind, daß es geradezu unmöglich ist, die beiden Elemente von einander zu sondern. Auf der Grundlage eigener innerer Erfahrungen und Erlebnisse hat der Dichter ein durch und durch ideales, poetisches, zum Teil allegorisches Gebäude aufgeführt, ein idyllisches Gebäude, obwohl es an Ursprünglichkeit der *Divina Commedia* nicht entfernt gleichkommt. Wohl ist der Kern der Erzählung geschichtlich; die Schale dagegen ist die freie Schöpfung des dichtenden Genius.

Eine bedeutende Rolle spielt in diesem Werke die Vision, das Traumgesicht. Von der Vision des verzehrten Herzens an, die wir gleich am Anfange der Erzählung treffen, und die nicht eigene Erfindung des Dichters, sondern einfache Nachahmung ist, und bis herab zu der wunderbaren Vision am Schlusse, deren Inhalt nicht näher angegeben ist, bewegt sich so ziemlich alles im Kreise von Visionen und Traumgesichten. Auf der Reise trifft er mit Amor zusammen, der ihm rät, was er thun solle, nachdem die erste „Schutzdame" verreist ist und ihm daher nicht mehr „Schutz und Schirm so großer Liebe" sein kann; im Traumgesichte erscheint ihm Amor wieder, spricht zu ihm geheimnisvolle Worte, ermahnt ihn, nunmehr vom trügerischen Scheine abzulassen,

worauf er plötzlich verschwindet; auf dem Krankenlager sieht er eine Engelschar, welche unter himmlischen Gesängen eine kleine blendend weiße Wolke (die Seele der Geliebten) zum Himmel emporheben; wenn er in Gedanken versunken da sitzt, erscheint ihm der Liebesgott wieder, kündigt ihm das Vorübergehen der Geliebten an und erschließt ihm dann die Geheimnisse der Personennamen; will die zweite Liebe in seinem Herzen die Oberhand gewinnen, so erscheint ihm die verklärte Beatrice, gekleidet wie er sie das erste Mal sah, und facht neu an die alte Liebesflamme; dann schwingt sich sein Geist im Traumgesichte empor zu den höchsten Himmelsregionen, um dort die Glorie der verklärten Geliebten zu schauen.

Es wäre ganz ungereimt, die Frage zu stellen, ob Dante alle die Visionen, von welchen er berichtet, auch in Wirklichkeit gehabt habe; ebenso ungereimt, als wenn man fragen wollte, ob er denn wirklich im Leibesleben durch die Regionen der ewig Verlornen und der Büßenden nach dem irdischen Paradiese gewandert und von dort durch die sieben Himmel bis zum Sitze der Gottheit emporgeschwebt sei. Die Vision ist einfach die künstlerische Form, welche der Dichter nach Boëthius' Vorgange und sehr wahrscheinlich unter dem frischen Eindruck der Lektüre von dessen „Trost der Philosophie" gewählt hat, um seine Gedanken darin einzukleiden, — eine Form, die, ob sie uns heute auch eher etwas fremdartig anmutet, im späteren Mittelalter allgemein beliebt und darum auch im Schwunge war. Diese vom Dichter gewählte Form läßt bereits vermuten, daß, wie sein Hauptwerk, so auch schon diese seine Jugendschrift eine allegorische sei und noch ganz andere Gedanken enthalte, als der einfache Wortlaut sie ausspricht. Und daß diese Arbeit, wenigstens in ihrem poetischen Bestandteile, einen allegorischen Sinn neben dem buchstäblichen habe, sagt uns der Verfasser ganz aus-

drücklich (Neues Leben XXV). Fragt man nun aber weiter, welcher denn dieser allegorische Sinn sei, so möchten die Antworten darauf allerdings nicht ganz übereinstimmend ausfallen. Wir werden indes gleichwohl wesentlich das Richtige treffen, wenn wir einfach die Antwort geben: wie Dantes letzte große Dichtung das Epos der Menschenerlösung ist, so ist sein Erstlingswerk das Epos der Unschuld, des seligen kindlichen Lebens in Glauben, Liebe und Hoffnung, in seiner Unvollkommenheit, sowie auch in seiner Unbeständigkeit, Dank den Lockungen, die von außen kommen, wie nicht weniger der Schwäche des eigenen Herzens. So ist denn schon Dantes „Neues Leben" zunächst allerdings ein Teil Seelengeschichte eines einzelnen, einer bestimmten Zeit angehörenden Individuums, im weiteren Sinne aber die Jugendgeschichte des Menschen überhaupt, der noch in kindlicher Unschuld lebt, in kindlichem Glauben, kindlicher Liebe und Hoffnung selig sich fühlt, obgleich nicht ohne Furcht und Zittern, — der es erfahren muß, wie alles auf Erden unbeständig, darum ungetrübtes Glück hier nicht zu finden ist, umsoweniger, als auch das eigene Herz den Lockungen und Versprechungen der Welt gegenüber sich als in hohem Grade wankelmütig erweist.

Daß dies der Grundgedanke seiner Erstlingsarbeit sei, hat der Dichter allerdings nicht mit dürren Worten gesagt, aber doch deutlich genug für alle, die in seinem und dem Geiste seiner Zeit zu lesen verstehen. Schließt er doch mit dem Hinweis auf die spätere größere Arbeit, dem großen Epos der Erlösung. Freilich, als er sein „Neues Leben" schrieb, mochte Dante selbst es wohl kaum noch ahnen, daß noch gar manches liegt zwischen dem Epos der jugendlichen Unschuld und Seligkeit, und dem Epos der Erlösung, so daß die beiden gar nicht unmittelbar aufeinander folgen können.



VIII.

Der häusliche Herd.

Dante erzählt (Neues Leben XXXVI, fg.): „Einige Zeit darauf (nämlich nach dem Juni 1291) stand ich einmal an einem Orte, wo ich vergangener Tage gedachte, in tiefes Sinnen versunken und voll so schmerzlicher Gefühle, daß sie meinen Mienen den Ausdruck schrecklicher Verzagtheit aufprägten. Dieses innerlichen Ringens mir bewußt, erhob ich den Blick und schaute um mich, ob ein anderer mich sähe. Ich sah eine edle Dame, jung und schön, die von einem Fenster aus mit so mitleidigem Ausdruck nach mir schaute, als wäre sie der Inbegriff aller Erbarmung. Wie nun des Betrübten Thränen um so reichlicher fließen, wenn sie Teilnahme an ihrem Lose bei anderen sehen, gleichsam als hätten sie dann Mitleid mit sich selbst, so fühlte auch ich mir Thränen in die Augen treten, aber aus Furcht, meine feige Schwäche zu zeigen, entzog ich mich den Blicken jener Liebenswürdigen und sprach bei mir selbst: es ist nicht anders, in jener teilnehmenden Dame wohnt eine edle, warme Liebe . . . . .

„So oft mich nun diese Dame traf, zeigte ihr Antlitz einen schmerzlich teilnehmenden Ausdruck und eine bleiche Farbe, fast jener ähnlich, welche Liebe verrät. Dann gemahnte sie mich an meine herrlichste Gebieterin (Beatrice), der diese Farbe immer eigen war. Und fürwahr, oft, wenn ich nicht mehr weinen konnte, noch meiner Trauer einen anderen Ausweg wußte, so ging ich, diese mitleidige Frau aufzusuchen, deren Anblick allein mir schon die Augen mit Thränen füllte . . . . Endlich brachte mich der Anblick jener Dame dahin, daß

meine Augen zu viel Vergnügen an ihr fanden; oft grollte ich darob mit mir in meinem Herzen und verwünschte meine Schwäche und die Eitelkeit meiner Augen und sprach zu ihnen in meinem Sinn: einst pflegtet ihr jeden traurig zu stimmen, der euer Leiden sah, jetzt aber scheint ihr es zu vergessen über jener Dame, die nach euch schaut; aber sie schaut nach euch nur um jener Herrlichen willen, die ihr zu beweinen pflegtet und um die auch sie sich betrübt. Thut nun was ihr könnt, ihr argen Augen, aber ich will immer von neuem euch an sie erinnern, denn nur mit dem Tode sollen eure Thränen versiegen. Und als ich in meinem Inneren also zu meinen Augen geredet, da kamen schwere, bange Seufzer über mich. Damit aber dieser Kampf mit mir selbst nicht blos dem Elenden bekannt sei, der ihn gekämpft, nahm ich mir vor, diesen schrecklichen Zustand in einem Sonett zu schildern ...

„Der Anblick jener Dame versetzte mich endlich in einen so neuen Zustand, daß ich ihrer oft wie einer Person gedachte, die mir nur allzusehr gefiel, so daß ich also bei mir überlegte: diese ist eine edle, schöne, junge und kluge Dame, die mir vielleicht Amor sendet, damit mein Leben Ruhe finde. Und oft waren meine Gedanken so lieberfüllt, daß das Herz ihnen, d. h. ihren Erwägungen beistimmte. Und hatte es also zugestimmt, so begann ich, wie von der Vernunft getrieben, von neuem nachzusinnen und sprach zu mir selber: wehe, was ist das für ein Gedanke, der mich auf so niedere Weise zu trösten kommt und fast keinen anderen in mir ungestört läßt! Dann erhob sich ein zweiter dagegen und sprach: der du schon so viel Bedrängnis erlitten, warum willst du solcher Bitternis nicht entgehen? Siehe, ein Lüftchen kommt und trägt dir Amors Wünsche zu; von holder Seite wehet es her: aus den Augen jener Dame, die dir so viel Mitleid zeigt. Als ich nun oftmals so mit mir gekämpft, wollte ich auch einige Worte davon sagen, da aber in dieser Gedankenschlacht die-

jenigen siegten, die zu gunsten jener Dame sprachen, schien es mir angemessen, meine Worte an sie zu richten .....

„Gegen diesen Widersacher der Vernunft erhob sich eines Tages ungefähr um die neunte Stunde in mir eine lebhafte Vorstellung. Mir war, als sähe ich die verklärte Beatrice in demselben blutroten Gewand, in dem sie mir zuerst erschienen war und ebenso jugendlich als zu jener Zeit. Da gedachte ich ihrer und der vergangenen Zeiten, und auf's Schmerzlichste begann mein Herz jenen Wunsch zu bereuen, von dem es sich schmachvoll Tage lang hatte beherrschen lassen, gänzlich gegen alle Beständigkeit des Geistes. Da wurde jenes arge Verlangen verscheucht und meine Gedanken wandten sich von neuem der herrlichsten Beatrice zu. Und von Stund' an dachte ich ihrer so ganz und gar im reuerfüllten Herzen, daß meine Seufzer solches häufig offenbarten, denn fast alle verrieten sie laut, was ich im Verborgenen dachte: den Namen der Edelsten und wie sie uns verlassen. Und oft war jeder Gedanke so voller Schmerz, daß ich das Denken selbst und Alles um mich her vergaß. Und mit dem neu entfachten Seufzen brach auch das lang unterdrückte Weinen von neuem hervor, so daß meine Augen nur nach Thränen zu verlangen schienen. Oft, wenn solche lange geflossen waren, umgab die müden Augen ein purpurroter Reif, wie er wohl ehemals als sichtbares Zeichen des Märtyrertums erschien. So ward ihrer Eitelkeit nach Verdienst vergolten, also daß sie von nun an niemandes Blick mehr zu erwidern vermochten. Nun begehrte ich auch die Vernichtung so sündigen Verlangens, so eitler Versuchung zu offenbaren, damit meine früheren Verse zu keinerlei Zweifel mehr Anlaß geben könnten."

Das ist, mit des Dichters eigenen Worten, die vielbesprochene Episode der „edlen Dame" und „schönen Trösterin", welche nach dem Tode der Jugendgeliebten sein Herz

nach und nach gefangen nahm. Die Episode begann einige Zeit nach dem ersten Jahrestage von Beatrices Tod, also im Spätsommer oder im Herbst 1291. Wie lange die Episode gedauert hat, wird nicht bestimmt gesagt; doch berichtet Dante sofort darauf von den Pilgern, die alljährlich nach Rom wanderten, was im Frühjahr in der Regel geschah, und demnach fällt diese Liebesgeschichte in die Zeit vom Spätsommer 1291 bis zum Frühjahr 1292. Nach der mitgeteilten Darstellung des „Neuen Lebens“ handelte es sich dabei um eine allmählich aufkeimende, allerdings immer stärker werdende Neigung, die aber stets bekämpft und zuletzt auch überwunden wurde, indem der Dichter reuevoll zum Andenken an die holde, ihm durch den Tod entrissene Geliebte seiner ersten Jugend zurückkehrte. Die neue Neigung, oder sagen wir einfach die zweite Liebe, war oder schien ihm wenigstens endgültig unterdrückt, als der Dichter sein Erstlingswerk, das „Neue Leben“ abschloß.

Er ist es aber selbst, der uns berichtet, die Episode mit der schönen Mitleidigen sei damit keineswegs zu Ende gewesen. In dem viel später geschriebenen Gastmahl hat der Dichter die Erzählung des Neuen Lebens fortgesetzt und ergänzt, mit der ganz bestimmten, ausdrücklichen Erklärung, was im Neuen Leben erzählt worden, nicht im Geringsten verbessern oder modifizieren, sondern eher erläutern und begründen zu wollen (Gastm. I, 1). Hier im Gastmahl erzählt er nun folgendes (II, 2):

„Der Stern der Venus hatte sich zweimal umgewälzt in jenem seinem Kreise, welcher ihn als Abendstern und als Morgenstern erscheinen läßt, zufolge der beiden verschiedenen Zeiten, seit dem Heimgange jener seligen Beatrice, die im Himmel mit den Engeln und auf Erden mit meiner Seele lebt, als die edle Dame, deren ich am Ende des Neuen Lebens gedachte, zum erstenmale, von Amor begleitet, meinen Augen erschien und einen Platz in meinem Geiste einzunehmen

begann. Und, wie ich in dem genannten Büchlein berichtet habe, mehr durch ihre Holdseligkeit als durch meine eigene Wahl, geschah es, daß ich einwilligte, ihr anzugehören; denn sie zeigte sich von so großem Mitleid mit meinem verwaisten Leben ergriffen, daß die Geister meiner Augen sich vorzüglich mit ihr befreundeten, und so in ihr waltend es dahin brachten, daß mein Wohlgefallen es zufrieden war, sich jenem Bilde zu weihen. Aber da eine Liebe nicht mit einemmale entsteht und mächtig und vollkommen wird, sondern einige Zeit und Nahrung der Gedanken verlangt, besonders da, wo widerstrebende Gedanken, die sie verhindern, vorhanden sind, so fand, bevor diese Liebe eine vollkommene wurde, mancher Kampf in mir statt, zwischen dem Gedanken, welcher der neuen Liebe zur Nahrung diente, und dem anderen, entgegengesetzten, der noch durch jene hochherrliche Beatrice die Burg meines Geistes einnahm. Nun fand der eine Unterstützung von Seiten des Anblicks von vorne her ohne Unterbrechung, der andere von Seiten des Gedächtnisses von hinten her; und die Unterstützung von vorne nahm mit jedem Tage zu, was bei der andern nicht der Fall war, insofern der erstere einigermaßen hinderlich war, den Blick zurückzuwenden. Darum erschien mir dieser Zustand so wunderbar und auch so hart zu ertragen, daß ich ihn nicht aushalten konnte, und gleichsam ausrufend (um mich wegen des Mißgeschickes zu entschuldigen, bei welchem ich einen Mangel an Kraft zu haben schien) richtete ich meine Stimme dorthin, von wo der Sieg des neuen Gedankens ausging, welcher der mächtigste war, gleichsam eine himmlische Gewalt."

Also war die Reue über die aufkeimende zweite Liebe, die gegen das Ende des Neuen Lebens erzählt wird, keineswegs eine definitive, anhaltende. Später hat also der Dichter die Dinge mit anderen Augen gesehen und auch anders beurteilt. Hatte er damals gemeint, seine Neigung

zur schönen, mitleidigen Dame wäre sündlich und verwerflich, so findet er jetzt, ihre Quelle sei keineswegs Leidenschaft, sondern Tugend gewesen (Gastm. I, 1), und sein, wie es scheint, ziemlich langer, innerer Kampf endete damit, daß er einwilligte, ihr, der schönen Mitleidigen, anzugehören.

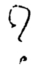
Und wer war sie denn, diese schöne Mitleidige? Die Philosophie, hat man geantwortet. Gewiß, das war sie im allegorischen Sinne (vergl. Gastm. II, 16 am Ende), d. h. er hat sie später zum Sinnbilde der Philosophie gemacht, in deren Studium er Trost gesucht und gefunden hatte. Diese Allegorisierung findet aber im Neuen Leben keine Stelle; da ist nur von einem wirklichen weiblichen Wesen die Rede. Und auch im Gastmahl wird deren leibliche Wirklichkeit durchaus nicht geleugnet, sondern überall, wo es sich um die buchstäbliche Erklärung der kommentierten Kanzonen handelt, ausschließlich nur vom irdischen, realen Weibe gesprochen, während in der allegorischen Erklärung allerdings gesagt wird, dieses schöne junge Weib sei eben die Philosophie gewesen. Das ist ganz Dantes Art. So spricht er (Gastm. II, 3 fg.) lange von den Himmeln und überrascht uns dann in dem allegorischen Teile der Erklärung mit dem Aufschluß (Gastm. II, 14): „Unter dem Himmel verstehe ich die Wissenschaft, und unter den Himmeln die Wissenschaften;" er redet lange von den Intelligenzen, welche die Himmel bewegen und „welche das gemeine Volk Engel nennt" (Gastm. II, 5 fg.) und belehrt uns dann später, diese Himmelsbeweger seien die Lehrer der Wissenschaften, „wie etwa Boethius und Tullius, welche mit der Süßigkeit ihrer Rede mich anleiteten" (Gastm. II, 16). Hätte man ihn gefragt, ob er denn nur von den Wissenschaften und den Lehrern derselben, nicht aber von den wirklichen Himmeln und Engeln rede, er würde mitleidig lächelnd geantwortet haben: Lernet doch mit Verständnis lesen, ihr guten Leute! Die Himmel und Engel,

von welchen ich rede, sind nach dem buchstäblichen Sinne natürlich die nach dem christlichen Glauben realen; erst allegorisch sind sie nur die Wissenschaften und die Lehrer derselben. So kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß auch die schöne Trösterin dem nächsten buchstäblichen Sinne nach ganz einfach ein irdisches Weib war, welches ihm dann freilich zur Allegorie der Philosophie wurde.

Und wer war denn dieses reale irdische Weib? Wir sahen, daß nach den Zeitangaben im Neuen Leben die Episode mit dieser jungen Dame frühestens in den Spätsommer 1291 und Winter 1291—92 gefallen sein kann. Die bestimmtere Angabe in der angeführten Stelle des Gastmahls führt aber etwas weiter herunter. Die Umlaufszeit der Venus beträgt in Wirklichkeit nicht ganz 225 Tage; damals wurde aber allgemein angenommen, sie betrage nahezu ein Jahr (348 Tage), welcher, allerdings irrigen Annahme auch Dante sich angeschlossen hat (vgl. Gastm. II, 15). Hatte nun, nach seiner eigenen, so bestimmten Aussage, die Venus zwei Umlaufszeiten vollendet, als er zum erstenmale die schöne, edle Mitleidige sah, so fällt die Episode erst in den Sommer 1292. Und da die inneren Kämpfe, von welchen er in beiden Werken berichtet, sich nicht blos auf Tage, sondern auf Monate erstreckt zu haben scheinen, so gelangen wir bis frühestens zum Winter 1292—93, bis er, den Kampf aufgebend, sich entschloß, der schönen Mitleidigen sich zu eigen hinzugeben.

Gerade um diese Zeit, jedenfalls nicht früher als 1291 und nicht später als 1296, ist Dante in die Ehe getreten. Damit ist die Frage nach der jungen, schönen, mitleidigen Dame gelöst, es wäre denn, daß man sich zu der ungeheuerlichen Annahme versteigern wollte, Dante, der sittlich so ernste Mann, habe sich während der Honigmonde in eine Andere sterblich verliebt, oder aber, er habe eine Dame geehelicht gerade zu der Zeit, da er für eine andere schwärmte.

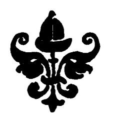
Die Frau, welche Dante heimgeführt hat, hieß Gemma und war die Tochter eines Herrn Manetto, aus dem mächtigen florentinischen Adelsgeschlecht der Donati. Viele irdische Güter scheint sie ihrem Gemahl, der sie sehr wohl hätte brauchen können, nicht zugebracht zu haben. Ihre Mutter Maria, deren Abstammung nicht bekannt ist, hat sie in ihrem Testament vom 17. Februar 1315 mit einem sehr bescheidenen Legate bedacht. Sie hatte einen Bruder, namens Forese, der vor 1300 starb, und mit welchem Dante ein etwas lustiges Leben geführt zu haben scheint (vgl. Purg. XXIII, 40 bis XXIV, 99), wobei es auch nicht an spitzigen, spöttischen, mutwilligen Neckereien fehlte, wie aus den zwischen den beiden gewechselten Sonetten ersichtlich. Frau Gemma hat ihren berühmten Gatten um einige Jahre überlebt, da sie in Urkunden aus den Jahren 1332 und 1333 als noch lebend erscheint. So weit bekannt, hat sie Florenz niemals verlassen, das Los der Verbannung mit dem Gatten auch dann nicht geteilt, als die Kinder herangewachsen waren, und Dante, nach langjährigem, unsteten Wanderleben, sich in Ravenna fest angesiedelt hatte, was um so mehr auffällt, als drei Kinder, Pietro, Jacopo und Beatrice, ebenfalls mit dem Vater in Ravenna wohnten. Doch ist es völlig unbekannt, aus was für Gründen, ob freiwillig oder gezwungen, sie in Florenz geblieben ist. Über ihren Charakter wissen wir so zu sagen rein nichts, und alles, was darüber verhandelt wurde, beruht einfach auf Vermutungen. Dante, der doch so viele Personen in seinem Hauptgedicht erwähnt und dadurch unsterblich gemacht, hat über seine Frau, wie über seinen Vater und seine Mutter und seine Geschwister und seine Kinder, absolutes Stillschweigen beobachtet. Der alte Boccaccio schwätzt des langen und breiten davon, daß Gelehrte nicht heiraten sollten, muß aber am Ende selbst gestehen, daß er über Dantes Frau und eheliches Leben gar nichts Positives wisse. Nur das eine weiß er zu erzählen, daß nämlich bei



Dantes Unglück es seiner Frau mit großer Mühe gelungen sei, unter dem Titel ihrer Mitgift ein kleines Teilchen ihres Vermögens zu retten, mit dessen Ertrage sie sich und ihre Kinder sehr schmal durchbrachte. Aus dieser Erzählung, an deren Glaubwürdigkeit zu zweifeln kein Grund vorliegt, geht hervor, daß sie keine eitle, putzsüchtige Dame war, zugleich aber auch, daß sie bei ihren einflußreichen Angehörigen keine besondere Unterstützung gefunden hat.

Sie hat unserem Dichter mehrere Kinder geboren, doch läßt sich die Zahl derselben nicht genau angeben. Denn die Annahme, das Ehepaar habe nur die Kinder gehabt, deren Dasein durch Urkunden aus der Zeit nach dem Tode des Dichters erwiesen ist, hat zur Voraussetzung, daß alle Kinder Dante Alighieris und der Gemma Donati die Eltern, wenigstens den Vater, überlebt haben müßten, eine Voraussetzung, über deren Grundlosigkeit es nicht nötig ist, ein einziges Wort zu verlieren. Es können mehrere Kinder noch bei Lebzeiten der beiden Eltern gestorben sein. Aber davon wissen wir nichts Positives, und die Behauptung, Dante und Gemma hätten sieben Kinder gehabt, ist geschichtlich völlig wertlos. Sicher ist nur, daß drei bis vier Kinder Dantes ihren großen Vater überlebt haben: Peter, Jakob, Antonie und Beatrix. Letztere, deren Existenz übrigens etwas problematisch, aber doch sehr wahrscheinlich ist, ging, wohl nach dem Tode ihres Vaters, zu Ravenna ins Kloster. Im Jahre 1350 sollen ihr die Florentiner eine Unterstützung von zehn Goldgulden durch Boccaccio übersandt haben. Wann sie starb, ist unbekannt. Von Antonie ist nur das eine bekannt, daß sie im November 1332 noch am Leben war. Der Ausdruck der Urkunde (*Antonia ejus soror et filia olim dicti Dantis,* d. h. Antonia, ihre Schwester und Tochter des genannten weiland Dante) deutet darauf hin, daß sie damals, also jedenfalls nicht mehr in ihrer Jugendblüthe, noch ledigen Standes war.

Reichlichere Nachrichten sind, ganz naturgemäß, über die zwei genannten Söhne unseres Dichters auf uns gekommen. Daß in sämtlichen Urkunden nur diese zwei genannt werden, beweist allerdings, daß die beiden die einzigen Söhne waren, welche ihren Vater überlebt haben, aber doch nicht, daß sie überhaupt die alleinigen Söhne des Dichters gewesen. Jakob widmete sich in seiner Jugend dem geistlichen Stande, ward Diaconus zu Sanct Georg in der Diöcese Verona, trat aber später aus dem geistlichen Stande, zog nach Florenz, wo er 1342 die Güter seines Vaters, welche konfiszziert worden waren, zurückkaufte. Seine projektierte Heirat mit Jacopa Alfani scheint nicht zu stande gekommen zu sein. Er starb vor 1349. Ihm wird ein kurzer, nicht eben bedeutender Kommentar zum Infernum, dem ersten Teile der großen Dichtung seines Vaters, zugeschrieben. Petrus, allem Anscheine nach Dantes Erstgeborener, ward ein tüchtiger und berühmter Rechtsgelehrter, wohnte seit 1332 in Verona, woselbst er höhere Ämter bekleidete. Er hat einen auch heute noch sehr geschätzten lateinischen Kommentar über seines Vaters *Divina Commedia* verfaßt, der ihm aber, allerdings ohne triftige Gründe, im vorigen Jahrhundert streitig zu machen versucht worden ist. Er starb 1364 zu Treviso. Aus seiner Ehe mit Jacopa, der Tochter des Dolcetto dei Salerni, sind mehrere Kinder hervorgegangen, welche das Geschlecht fortpflanzten. Dasselbe erlosch mit Ginevra, welche sich 1549 mit dem Veroneser Marco Antonio Sarego, aus einem der ältesten und adeligsten Geschlechter Italiens, vermählte. Von ihm und Ginevra stammt die heute noch blühende Adelsfamilie der Sarego-Alighieri zu Verona ab.



IX.

Dante als Staatsmann.

Wie die florentinische Geschichte lehrt, deren Kenntnis hier vorausgesetzt werden muß, sind gerade in den Jahren, da unser Dichter so eifrig seinen philosophischen Studien oblag, wichtige politische Veränderungen in seiner Vaterstadt vorgenommen worden. Der Hochmut und die Gewaltthätigkeiten des Adels waren nachgerade unerträglich geworden; ein reicher und angesehener Bürger aus altem Geschlechte, Giano della Bella, stellte sich an die Spitze des unzufriedenen Volkes und veranlaßte die neue Volksverfassung des Jahres 1293. Die unter Gianos Einfluß erlassenen Gesetze, die Ordnungen der Gerechtigkeit genannt, bezeichnen den Sieg der florentiner Demokratie, welcher die Abstammung vom und die Gehörigkeit zum Adel beinahe als ein strafwürdiges Verbrechen galt. Der Adel wurde durch jene Gesetze aus den höheren Staatsämtern entfernt, für welche nur diejenigen Bürger wahlfähig erklärt wurden, welche einer der Zünfte angehörten. Natürlich hatte der sonst so mächtige Adel keine Lust, dieser neuen Ordnung der Dinge, deren Gerechtigkeit und Billigkeit zweifelhaft erscheint, ohne weiteres sich zu fügen. Nachdem Giano bereits 1294 aus Florenz vertrieben worden, veranlaßte der Adel im folgenden Jahre (1295) eine Revolution, um Volksverfassung und Demokratie zu stürzen. Zwar verlief die Revolution unblutig und vorläufig blieb noch alles wesentlich beim Alten; doch war sie der Keim zu den nachfolgenden Kämpfen und Unordnungen, „denn,“ sagt der zeitgenössische Chronist Villani (VIII, 12),

„von da an hörte der Adel nicht mehr auf, auf Mittel zu sinnen, das Volk und seine Macht niederzuwerfen, und ihrerseits sannen die Häupter der demokratischen Partei auf Mittel und Wege, die Demokratie zu befestigen und die Aristokratie nicht mehr aufkommen zu lassen."

Nach dem Bisherigen läge die Vermutung ziemlich nahe, Dante, ganz in seinen Studien vertieft und in seinen Büchern vergraben, habe sich um politische Dinge wenig oder nicht bekümmert. Indes wäre die Vermutung eine ganz irrige. Vielmehr hat er die Ereignisse genau verfolgt, ohne Zweifel von vorne herein in der Absicht, selbst am politischen Leben der Vaterstadt thätigen Anteil zu nehmen, sobald er das gesetzlich vorgeschriebene Alter erreicht haben würde. Nach florentinischem Recht waren nur diejenigen Bürger stimm- und wahlfähig, welche das dreißigste Lebensjahr zurückgelegt hatten und einer Zunft angehörten. Dante ist, jedenfalls noch vor Anfang Juli 1295, der Zunft der Ärzte und Apotheker beigetreten, also gewiß in der Absicht, stimm- und wahlfähig zu werden, da sich sonst ein Zweck dieses Beitrittes nicht erraten ließe. Warum er nun gerade dieser und nicht einer anderen Zunft beitrat? Etwa weil seine Vorfahren den Apothekerberuf ausgeübt, oder er selbst die Absicht hatte, der Medizin sich zu widmen, sagen die Einen. Weil damals die Apotheker zugleich die Buchhändler waren und Dante ein großer Bücherfreund, sagen Andere. Weil zur Zunft der Ärzte und Apotheker auch die Maler gehörten und Dante ein so großer Freund der Malerei war, sagen wieder Andere. Das Wahre ist, daß die Gründe, welche ihn bewogen haben, eben dieser Zunft beizutreten, völlig unbekannt sind.

Sobald er das gesetzlich vorgeschriebene Alter von dreißig Jahren erreicht hatte, findet man unseren Dichter, man kann sagen ununterbrochen bis zu seiner Verbannung, nicht blos am politischen Leben und Treiben seiner Vaterstadt aktiv beteiligt,

sondern auch so ziemlich beständig in Amt und Würden. Schon am 6. Juli 1295 ist er Mitglied des weiteren Gemeinderates und beteiligt sich bei den Beratungen zur Reform der Ordnungen der Gerechtigkeit. Von da an findet man seinen Namen wiederholt unter denen der Mitglieder der verschiedenen Räte, deren es damals in Florenz fünf gab, nämlich einen engeren und weiteren des Potestà oder der Gemeinde, einen engeren und weiteren Rat des Volkshauptmanns und einen Rat der Hundert, dessen Mitglied Dante bereits 1296 war. Nach seinem ältesten Biographen, Boccaccio, war des Dichters Einfluß auf politischem Gebiete ein sehr bedeutender und durchgreifender. „Das Glück“, schreibt er, „war ihm so günstig, daß keine Botschaft angehört und keine beantwortet, kein Gesetz in Kraft gesetzt und keines abgeschafft, kein Friede abgeschlossen und kein öffentlicher Krieg unternommen, kurz, kein Beschluß von einiger Wichtigkeit gefaßt wurde, wenn er nicht vorher sein Votum darüber abgab. Auf ihm beruhte das Vertrauen des ganzen Publikums, auf ihm jede Hoffnung; in ihm schienen, kurz gesagt, alle göttlichen und menschlichen Angelegenheiten zusammengefaßt.“ Offenbar haben wir hier, wie bei Boccaccio so oft, ein von Übertreibung nicht frei zu sprechendes Stück Rhetorik vor uns; im Wesentlichen dürfte aber das von Boccaccio entworfene Gemälde von Dantes politischer Wirksamkeit der Wahrheit doch ziemlich nahe kommen.

In früheren Biographieen unseres Dichters, welche, wie heute allgemein anerkannt ist, weit mehr Romanhaftes als Geschichtliches enthalten, ist unter anderen Dingen auch von einer Reihe von Gesandtschaften die Rede, mit welchen Dante von der florentinischen Regierung von 1295 bis Ende 1301 betraut worden sei. Der Erfinder dieser Gesandtschaften ist der dem fünfzehnten Jahrhundert angehörende Humanist Filelfo, ein Vielschreiber, der seine Einfälle für Geschichte

5*

ausgab und dem schon lange Niemand mehr irgendwie Glauben schenkt. Er zählt die Kleinigkeit von vierzehn Gesandtschaften auf, welche Dante in den nicht ganz sieben Jahren bekleidet habe, ohne zu beachten, daß wir gerade in jenen Jahren den Dichter immer wieder und wieder in Florenz finden, er also nicht nach allen möglichen Städten Italiens und dazu noch einmal nach Paris und zweimal nach Ungarn gereist und sich daselbst als Gesandter der florentinischen Republik aufgehalten haben kann. Alle diese Gesandtschaften gehören samt und sonders dem Reiche der Fabel an. Nur eine, allerdings nicht wichtige Gesandtschaft unseres Dichters steht urkundlich fest, und gerade diese eine hat Filelfo gar nicht erwähnt. Anfangs Mai 1299 wurde der Dichter als Gesandter der florentinischen Republik an die Gemeinde San Gemignano abgeordnet, um mit derselben einen Vertrag abzuschließen, das Bündnis der guelphischen Städte Toscanas betreffend. Er entledigte sich des Auftrages zur vollen Zufriedenheit seiner Mitbürger. Im Jahre darauf stieg er zu dem höchsten Amte, welches die Republik überhaupt zu vergeben hatte. Er wurde nämlich zum Prior, d. h. zum Mitgliede der Regierung gewählt, welches Amt er vom 15. Juni bis 15. August 1300 bekleidet hat. Daß er gerade in jener so kritischen Zeit in die Regierung berufen wurde, beweist, welches Vertrauen seine Mitbürger in ihn setzten. Übrigens darf die ihm erwiesene Ehre auch nicht überschätzt werden. Das Amt der sechs Prioren dauerte jeweilen nur zwei Monate, dann waren die abtretenden Prioren laut Gesetz auf zwei Jahre zu dem Amte nicht mehr wählbar, so daß gar viele Bürger zu dem Amte gelangen konnten und mußten. Begreiflich daher, daß auch ein Dante nicht übergangen wurde.

Im Jahre 1301 finden wir ihn wieder als Mitglied des engeren, aus den Vorstehern der oberen Zünfte und anderen sog. „weisen Männern“ zusammengesetzten, sowie auch als

Mitglied des weiteren Rates, zu welchem auch die niederen Zünfte zugezogen wurden. In den Sitzungen vom 14. April und 13. September jenes Jahres wird er, als „erster weiser Mann“, zuerst um seine Stimme befragt, was wohl auch mit ein Beweis ist von dem hohen Ansehen, in dem er damals bei seinen Mitbürgern stand. Im April des gleichen Jahres 1301, als die Korrektion einer Straße der Stadt Florenz beschlossen ward, da wurde hinwiederum gerade unser Dichter mit der Oberaufsicht und Leitung der betreffenden Arbeiten betraut.

Von seinem dreißigsten Lebensjahre an bis zu seiner Verbannung 1295—1301, hat also Dante, man kann sagen ununterbrochen, Staatsämter inne gehabt. Sein Interesse ist jedoch nicht ganz in den Staatsangelegenheiten aufgegangen. Vielmehr setzte er seine Studien mit großem Eifer fort und sehr wahrscheinlich hat er gerade in diesen Jahren mehreres von dem niedergeschrieben, was später in seinem Gastmahl verarbeitet worden ist. Sollte er, wie manche annehmen, in diesen Jahren seine Schrift über die Monarchie verfaßt haben, so läge in dieser streng wissenschaftlichen Schrift ein weiterer Beweis von seiner umfassenden Geistesthätigkeit vor. Daneben scheint er sich aber den Freuden des Lebens nicht ganz entzogen zu haben. Die Vorwürfe, die er sich in den letzten Gesängen des Purgatoriums machen läßt, können sich, da sie nach der poetischen Fiktion im Jahre 1300 von der verklärten Beatrice gemacht wurden, nur auf diese Zeit beziehen. Auch die mit Forese Donati gerade in diesen Jahren gewechselten neckischen Sonette beweisen zur Genüge, daß der Dichter sich damals keineswegs der Welt und ihren Freuden gänzlich entzog.

Fragt man nach der Politik, welche Dante als Staatsmann befolgt, so sehen wir schon jetzt in ihm einen entschiedenen Gegner der päpstlichen Ansprüche, sowie der guelphischen

Politik überhaupt. Als Karl von Neapel in den Jahren 1296 und 1297 von den Florentinern Geldbeiträge verlangte, um sein Unternehmen gegen die Sizilianer zu unterstützen, da ist es gerade Dante, der in den Räten dagegen auftritt und ganz entschieden für Nein stimmt. Und wieder im Jahre 1301 tritt er gegen denselben Fürsten, sowie gegen Bonifaz VIII. und seinen Nuntius auf. Als Mitglied der florentinischen Regierung hat er sich zwar mehr den sog. Weißen genähert, sich aber der größtmöglichen Unparteilichkeit befleißigt und zwar in dem Grade, daß, als bei den gleich zu erwähnenden Wirren die Häupter der beiden Parteien aus Florenz verbannt wurden, dieses Los auch den „ersten Freund" Guido Cavalcanti getroffen hat. Dante hätte als Prior ohne Zweifel für den Freund einstehen können, wenn er irgendwie hätte parteiisch sein wollen; daß er des besten Freundes nicht schonte, zeugt für seine Unparteilichkeit. Überhaupt, was man im Gewöhnlichen einen Parteimann nennt, das ist Dante niemals gewesen. Alles eigentliche Parteitreiben war ihm gründlich zuwider, und nicht erst nach der Verbannung hat er begonnen, sich für sich selbst Partei zu bilden (vergl. Parad. XVII, 69).



X.

Die Verbannung.

In der Nachbarstadt Pistoja, aus welcher im Jahre 1295 die Ghibellinen vertrieben worden waren, entzweiten sich im Jahre 1300 die Cancellieri, das mächtigste und einflußreichste Geschlecht in der guelphischen Stadt. Der eine Teil nannte sich, nach dem Namen seiner Stammutter Bianca, die Partei der weißen Cancellieri, oder auch blos die Weißen; im Gegensatze dazu nannte sich der andere Teil die Partei der schwarzen Cancellieri, oder auch einfach die Schwarzen. Zwischen den beiden Parteien kam es beinahe täglich zu Reibungen und wurde bei einer solchen ein Weißer von einem Schwarzen leicht verwundet. Damit es nicht zu einem offenen Krieg komme, sandten die Schwarzen den jungen Missethäter zu den Weißen, um sich zu entschuldigen und um Verzeihung zu bitten. Diese ergriffen den Jüngling, schleppten ihn in einen Stall, hieben ihm an einem Pferdetrog die rechte Hand ab und schickten ihn also verstümmelt zu den Seinigen zurück. Die Unthat wurde das Signal des Aufruhrs. Alles in Pistoja nahm für die Schwarzen oder für die Weißen Partei und es kam zu blutigen Fehden. Die Florentiner griffen ein, und in der Hoffnung, die Ruhe dadurch wieder herzustellen, verbannten sie die hervorragendsten und einflußreichsten Männer aus beiden Parteien nach Florenz. Aber Pistoja kam dadurch keineswegs zur Ruhe, statt dessen wurde die Zwietracht nach Florenz selbst verpflanzt. Kaum waren die verbannten Pistojeser hier eingezogen, da nahm auch in der schönen Arnostadt alles Partei und zwar in dem Grade,

daß die florentiner Parteien der Weißen und Schwarzen nur allzubald die Pistojeser in Vergessenheit brachten. Von Haus aus gehörten Weiße wie Schwarze der guelphischen Partei an; da sich aber jede Partei nach auswärtigen Bundesgenossen umschaute und die Schwarzen nicht nur fortfuhren, zu den Guelphen zu halten, sondern auch von der römischen Kurie beschützt wurden, sahen sich die Weißen ganz unwillkürlich dem Ghibellinismus in die Arme getrieben. An der Spitze der Schwarzen stand in Florenz das altadelige und mächtige Geschlecht der Donati; ihr Haupt der tapfere, energische und gewaltthätige Corso; an der Spitze der Weißen stand das nicht adelige zwar, dafür aber sehr reiche und darum nicht minder mächtige Kaufmannsgeschlecht der Cerchi, ihr Haupt der stolze aber energielose Vieri. Am 1. Mai 1300 kam es zum ersten Zusammenstoß, wobei es mehrere Verwundete gab, unter anderem wurde einem Weißen die Nase abgeschnitten, und von da an kam die Stadt lange nicht mehr zur Ruhe. Ein ernster Zusammenstoß fand im Dezember 1300 anläßlich der Beerdigungsfeier einer Dame aus dem Geschlechte der Frescobaldi statt. Die Leichenfeier wurde gestört, „alle, die bei der Toten waren, gerieten in Aufruhr, alle flohen heim und es griff die ganze Stadt zu den Waffen“ (Villani VIII. 41). Während der unmittelbar darauf folgenden Wirren veranstalteten die Häupter der Schwarzen, an ihrer Spitze Corso Donati, eine geheime Parteiversammlung in der Dreieinigkeitskirche, „und daselbst berieten sie sich und machten eine Verschwörung, Gesandte an den Papst Bonifaz zu senden, daß er irgend einen Herrn aus dem französischen Königshause nach Florenz berufen möchte, um ihnen (den Schwarzen) wieder zur Macht zu verhelfen, die Demokratie hingegen und die Weißen niederzuwerfen“ (Villani VII, 42). Zwar wurde die Verschwörung entdeckt und, nach gepflogener Untersuchung, wurde Corso

Donati in contumaciam zum Tode, sowie zum Verlust aller seiner Güter verurteilt, die anderen Häupter der Schwarzen aber wurden aus Florenz verbannt. Und, „um keinen Verdacht aufkommen zu lassen", wie der Zeitgenosse Villani sagt (a. a. O.), es wurden zugleich auch die Häupter der Weißen, darunter Guido Cavalcanti, Dantes Freund, ebenfalls, und zwar nach dem ungesunden Serrezzano (Sarzana) verbannt. Gerade damals saß Dante in der Regierung. Die Weißen wurden zwar, nachdem Dante aus der Regierung getreten, früher zurückberufen als die Schwarzen; aber Guido Cavalcanti hatte sich in Sarzana den Todeskeim geholt; er ist bald darauf gestorben.

Nach menschlichem Ermessen würde, infolge dieser energischen Schritte der Regierung, Florenz allmählich wieder zur Ruhe gekommen sein, hätten nur nicht fremde Hände eingegriffen. Aber der Papst Bonifaz VIII. beeilte sich, die florentinischen Wirren zu benützen, um womöglich seine Pläne zu realisieren. Seit langer Zeit trug er sich nämlich mit dem Gedanken um, aus Toskana eine Provinz des Kirchenstaates zu machen, und verfolgte den kühnen Plan mit der ihm ganz eigenen Energie und Rücksichtslosigkeit. Schon im Januar 1296 hatte sich der herrschsüchtige Priester bemüßigt gesehen, eine Bulle vom Stapel zu lassen, in welcher er mit knabenhaftem Übermut den Florentinern, als seinen Unterthanen, allerstrengstens verbot, das Verbannungsurteil gegen den großen Volksmann, Giano della Bella, wieder aufzuheben. Später, anfangs 1300, wurden drei in Rom wohnende Bürger von Florenz einer Verschwörung gegen ihre Vaterstadt angeklagt und nach gepflogener Untersuchung seitens der florentinischen Behörden zu schweren Geldbußen verurteilt. Kaum hatte Bonifaz, welcher der Verschwörung (deren Charakter und Tragweite nicht näher bekannt sind) jedenfalls nicht fremd war, von der Sache Wind bekommen, und sofort schrieb

er nach Florenz und verlangte als Herr und Gebieter Einstellung des Prozesses, welcher, wie er in einem seltenen Anflug von Aufrichtigkeit sich ausdrückt, auch ihn selbst einigermaßen zu treffen schien. Natürlich hatte seine Schreiberei keinen Erfolg; daher wandte sich Bonifaz am 24. April und 15. Mai 1300 an den Bischof und an den Inquisitor von Florenz, behauptete selbstverständlich wieder seine eigene Oberherrschaft über Florenz und über ganz Toskana und verlangte gerichtliche Verfolgung der Entdecker der Verschwörung und Anzeiger derselben, gegen welche, als gegen Hochverräter (!), hätte vorgegangen werden sollen. Gleichzeitig (13. Mai 1300) schrieb der Papst an den Kurfürsten von Sachsen, teilte ihm ganz unumwunden seine Absicht mit, daß Toskana wieder (?) als Eigentum der Kirche anerkannt und ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen werden solle, und verlangte vom Kurfürst, er solle sich beim Kaiser Albrecht dafür verwenden. Um seinen Zweck eher zu erreichen, sandte er den Bischof von Ancona als seinen Bevollmächtigten nach Deutschland, mit dem Auftrage, entweder mit dem Kurfürsten, oder aber direkt mit dem Kaiser über die beabsichtigte Annexion zu verhandeln. Nach den Ereignissen vom 1. Mai 1300 schickte er den Kardinal Matteo d'Acquasparta unter dem Titel eines „Friedensstifters", in Wirklichkeit jedoch, um seine herrschsüchtigen Pläne auszuführen, nach Florenz, woselbst er im Juni anlangte und eine ehrenvolle Aufnahme fand. Einige Tage ruhte sich der Kardinal aus, dann verlangte er, unter verschiedenen Vorspiegelungen, die Vollmacht, welche er, um Frieden stiften zu können, nötig zu haben vorgab. Die Regierung jedoch, in welcher gerade damals auch Dante saß, „aus Besorgniß, vom Papste betrogen zu werden, wollte nicht gehorchen" (Villani VIII, 40). Darüber erzürnt, belegte der Kardinal die Stadt mit dem Banne und kehrte nach dem päpstlichen Hofe zurück. Im folgenden Jahre berief dann Bonifaz einen anderen „Friedensstifter" nach

Florenz, nämlich den Bruder Philipps des Schönen von Frankreich, Karl von Valois, dem er, um ihn zu bestimmen, die „Friedensmission" zu übernehmen, nichts Geringeres als die Kaiserkrone in Aussicht stellte.

Der Franzose folgte dem Rufe des kirchlichen Oberhirten. Am Allerheiligentage 1301 zog Karl von Valois, ein „Friedensstifter", sein Gefolge unbewaffnet, von den Florentinern mit großen Ehrenbezeugungen empfangen, in die Arnostadt ein. Nachdem er von der Reise ausgeruht, verlangte er die Übergabe der Herrschaft und der Macht über die Stadt, sowie die nötigen Vollmachten, um sein „Friedenswerk" ausführen zu können. Daraufhin fand am 5. November eine großartige Versammlung in der Kirche von Santa Maria Novella statt, an welcher die Prioren und die Räte, der Podestà, der Capitano, der Bischof und „alle guten Leute" von Florenz teilnahmen. Alles war für den französischen Prinzen begeistert, alles hoffte durch ihn das Heil, daher ihm auch alle seine Forderungen bewilligt wurden. Karl versprach eidlich, Frieden zu halten, für die Ruhe und das Wohl der Stadt nach bestem Wissen und Gewissen sorgen zu wollen; sowie er aber seinen Zweck erreicht hatte, that er das Gegenteil von dem, was er versprochen und beschworen hatte. Er ließ sofort seine Leute bewaffnen, und, sei es zufällig, sei es verabredeterweise, Corso Donati, der zum Tode verurteilt worden war und in der Verbannung lebte, drang gleichzeitig mit bewaffnetem Gefolge in die Stadt ein, sprengte die Thore der Gefängnisse und ließ die Gefangenen laufen, verjagte sämtliche Prioren aus dem Regierungspalaste — und Karl von Valois sah dem allem ruhig zu und rührte auch nicht einen Finger. Die Hefe der Bevölkerung begann nun sogleich ihr Handwerk zu treiben: Läden und Magazine, sowie die Häuser der Weißen wurden geplündert, viele Weiße ermordet, ihrer noch mehr verwundet. Fünf Tage lang dauerten die

Greuel in der Stadt selbst, dann kamen die benachbarten Dörfer und Höfe an die Reihe. Länger als acht Tage zogen zügellose Banden raubend, sengend, brennend und mordend umher, so daß in jenen Schreckenstagen „eine sehr große Zahl von schönen und großen Besitzungen verwüstet und niedergebrannt wurde“ (Villani VIII, 49). Und Karl von Valois, der sich eidlich verpflichtet hatte, Frieden und Ruhe zu halten, sah dem allem zu und rührte keinen Finger. Erst als alles verwüstet worden, legte er die Hand an sein „Reformationswerk“, d. h. er ließ alle Ämter, vom Priorat abwärts, den Schwarzen übertragen. Während er damit beschäftigt war, langte, noch im gleichen Monat November, von Bonifaz VIII. abgesandt, der Kardinal von Acquasparta wieder in Florenz an, suchte den Frieden wiederherzustellen, zu welchem Zwecke er etwelche Heiraten zwischen Angehörigen der beiden feindlichen Parteien stiftete. Wie er aber die Teilung der Ämter durchsetzen wollte, leisteten die Schwarzen, von Karl unterstützt, ihm Widerstand, und es blieb dem Prälaten zuletzt nichts übrig, als die Stadt zum zweiten Male mit dem Banne zu belegen und dann seines Weges zu ziehen. Zwar kamen noch einige Reibungen vor; aber die Herrschaft verblieb den Schwarzen, die sich nun mit den Guelphen identifizierten, während den Weißen, die fortan zu der ghibellinischen Partei gedrängt wurden, Verbannung aus der Vaterstadt, Einziehung oder Beraubung der Güter, Niederreißung und Zerstörung der Häuser, Verurteilungen aller Art zuteil wurden. Karl von Valois, nachdem er sein edles Werk in Florenz beendigt, zog im April 1302 nach Süden, um gegen den König von Sizilien, Friedrich von Aragonien, Krieg zu führen, erntete aber dabei so wenig Ehre, daß man von ihm bald sprichwörtlich sagte: „Karl kam nach Toskana, um Frieden zu stiften, und säete den Krieg; er zog nach Sizilien, um Krieg zu führen und trug einen schmachvollen Frieden davon.“ Im November 1302 zog er sich nach Frankreich zurück.

Die Häupter der Weißen, Dante mit ihnen, hatten in den Schreckenstagen vom November 1301 die Flucht ergriffen. Da sie einer gerichtlichen Vorladung selbstverständlich keine Folge leisteten, wurde das Urteil über sie gefällt. Das erste gegen Dante durch den von den Schwarzen berufenen Podestà, Cante de' Gabrielli aus Gubbio, gefällte Urteil ist datirt vom 27. Januar 1302. In demselben werden natürlich dem Dichter und seinen drei Mitverurteilten allerlei Unthaten zur Last gelegt. Sie hätten sich Ämterverkauf, unerlaubten Gewinn, verbrecherische Erpressungen, Bestechlichkeit, Widerstand gegen den Papst und gegen Karl von Valois, Störung des friedlichen Zustandes der Stadt Florenz und der Guelphen, Aufhetzungen in Pistoja und Veranlassung der Unruhen daselbst, ungerechte Verbannungen der Guelphen, der „Getreuen der heiligen römischen Kirche", und anderes mehr, zu Schulden kommen lassen. Deshalb seien sie aufgefordert worden, innerhalb einer gewissen, nun abgelaufenen Frist sich vor Gericht zu stellen, um sich gegen diese Anklagen zu verteidigen, beziehungsweise sich zu verantworten; sie hätten aber der Vorladung keine Folge geleistet, sich vielmehr widerspenstig entfernt, was nach dem Gesetze als ein Geständnis der Schuld zu gelten habe. Damit sie nun „das ernten, was sie reichlich gesäet, und die gerechte Vergeltung ihrer Thaten empfangen," wird ein jeder von ihnen zu einer Geldbuße von 5000 Gulden, innerhalb drei Tagen zahlbar, und zum vollständigen Schadenersatz verurteilt. Zahlten sie die Buße nicht, so sollten alle ihre Güter und Besitzungen zerstört oder veräußert werden und künftig Gemeindeeigentum sein; zahlten sie, so sollten sie gleichwohl auf die Dauer von zwei Jahren aus ganz Toskana verbannt und „als Betrüger, Fälscher und Ämterverkäufer" auf ewige Zeiten ihrer bürgerlichen Ehren und Rechte verlustig sein.

Es bedarf nicht erst der Bemerkung, daß Dante auch beim besten Willen die ihm auferlegte schwere Geldbuße nicht

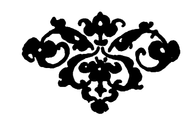
bezahlen konnte. Bei den Plünderungen und Verwüstungen im November 1301 waren sein Haus und seine Besitzungen wohl nicht verschont worden; dazu hatte er noch bedeutende Schulden und war ein Flüchtling, der, nach seiner eigenen Aussage, beinahe bettelnd umherzog; wo hätte er denn unter solchen Umständen die 5000 Gulden hernehmen sollen? Folgerichtigerweise wurde daher am 10. März 1302 ein zweites Urteil gegen ihn und seine Schicksalsgenossen vom Stapel gelassen. Diesmal waren der Verurteilten fünfzehn. Weil sie der gesetzlichen Vorladung keine Folge geleistet, dann aber auch die Geldbuße, in welche sie verfällt worden, nicht bezahlt, werden sie alle zumal als der ihnen zur Last gelegten Vergehen und Verbrechen überwiesen und geständig erklärt und deshalb nicht nur auf ewige Zeiten aus Florenz verbannt, sondern auch zum Feuertode verurteilt, falls ihrer einer jemals in die Gewalt der Kommune geraten sollte.

Dante zum Feuertode verurteilt! Es ist doch gut, daß man auch zu Florenz niemanden hängt, man hätte ihn denn zuvor. Hätten die florentiner Guelphen und ihr charakterloses Werkzeug, der Podestà Cante de' Gabrielli, ihren Zweck erreicht, die Welt würde keine *Divina Commedia* besitzen.

So lange er lebte und noch ein paar Jahrzehnte über seinen Tod hinaus haben die Florentiner ihr Verfahren gegen ihren großen Mitbürger weder bereut noch wieder gutzumachen gesucht. Im Gegenteil, die Urteile gegen Dante wurden erneuert in der sog. Reform des Baldo von Aguglione vom 2. September 1311 und dann wieder, und diesmal mit Einschluß seiner Söhne, in den Verbannungsurteilen vom 6. November 1315. Niemals, so lange er lebte, sind die gegen ihn gefällten Urteile aufgehoben oder außer Kraft erklärt worden, niemals und unter keiner Bedingung ihm die ersehnte Rückkehr nach seinem geliebten Florenz gestattet. Alles, was man über eine unter demütigen Bedingungen angeblich dem

Dichter anerbotenen, von diesem aber mit edlem Stolze zurückgewiesenen Amnestie gefabelt hat, beruht auf einem gefälschten Briefe und gehört eben in das Reich der Fabel.

Über des Dichters Schuld oder Unschuld ist wohl nicht nötig ein Wort zu verlieren. Wo es sich, wie damals in Florenz, um erbitterte Parteikämpfe handelt, da frägt die siegende Partei blutwenig darnach. In ihren Augen sind einfach alle schuldig, welche zur anderen Partei gehören, oder auch nur halten. Bei den damaligen Verhältnissen dürfte vielleicht auch Dante, so sehr er auch stets in guter Treu und gutem Glauben gehandelt haben mag, dennoch wenigstens den Schein der Parteilichkeit nicht ganz gemieden haben. Von einer weiteren Schuld kann wohl nicht die Rede sein. Er selbst hat sein Leben lang das klare, volle Bewußtsein seiner Unschuld gehabt und demselben auch wiederholt Worte verliehen. Selbst sein Nachbar und Zeitgenosse Villani, ein entschiedener Guelphe, hat seine Unschuld feierlich anerkannt. Er schreibt (IX, 136): „Die Ursache seiner Verbannung aus Florenz war, daß er, als im Jahre 1300 Karl von Valois nach Florenz kam und die Partei der Weißen aus der Stadt vertrieb, an der Spitze der Regierung unserer Stadt stand und, obwohl ein Guelphe, zur genannten Partei hielt. Deshalb und ohne irgend welche andere Schuld wurde er aus Florenz vertrieben und verbannt."



XI.

Das Leben in der Verbannung.

Dantes Leben von seiner Flucht und darauffolgender Verbannung aus Florenz bis zu der Zeit, da er den Lebensabend in der Stadt Ravenna verhältnismäßig ruhig zubringen durfte, ist für uns meistenteils in tiefes Dunkel gehüllt. Niemand hat damals daran gedacht, den Spuren des großen Verbannten zu folgen und das Ergebnis seiner Beobachtungen der Nachwelt zu hinterlassen. Er selbst hat wiederholt in seinen Schriften sein Los, das Los der Exulanten, beklagt und sich über das ihm widerfahrene bittere Unrecht beschwert; aber was er darüber sagt, ist mehr nur allgemeines, auf das Einzelne hat er sich nicht eingelassen. Auch seine ältesten Biographen bewegen sich hier durchgängig in Allgemeinheiten und Unbestimmtheiten; zuverlässige Daten fehlen so ziemlich ganz. Greifen wir zu den Urkunden, so taucht der Name unseres Dichters hie und da auf, wie erhellende Blitze in finsterer Nacht, aber gleich wird alles wieder so dunkel, daß wir nichts wahrzunehmen vermögen.

Von seinem Leben im Exil hat er selbst folgendes Gemälde entworfen (Gastm. I, 3): „Seitdem es den Bürgern der schönsten und berühmtesten Tochter Roms, Florenz, gefallen hat, mich aus ihrem holden Schoße zu verstoßen, in welchem ich geboren und bis zum Höhepunkte meines Lebens auferzogen wurde, und in welchem ich im Frieden mit ihr von ganzem Herzen wünsche die müde Seele auszuruhen und die mir verliehene Zeit zu beschließen, — seither habe ich fast alle Gegenden, bis zu welchen sich diese Sprache (die italienische)

erstreckt, pilgernd und gleichsam bettelnd durchwandert und habe gegen meinen Willen die Wunden des Schicksals zur Schau getragen, welche man ungerechterweise dem Geschlagenen häufig vorzuwerfen pflegt. Fürwahr, ich bin ein Fahrzeug gewesen ohne Segel und ohne Steuer, verschlagen nach verschiedenen Häfen und Buchten und Ufern durch den trockenen Wind, welcher von der schmerzensreichen Armut herweht, und bin gering erschienen in den Augen vieler Menschen, welche, vielleicht durch irgend ein Gerücht dazu veranlaßt, sich eine ganz andere Vorstellung von mir gemacht hatten, in deren Augen nicht nur meine Person an Wert verlor, sondern auch jedes meiner Werke, sowohl die schon vollendeten als die noch zu vollendenden." Und noch am Abend seines Lebens, da er doch eine Ruhestätte zu Ravenna gefunden hatte, vernehmen wir (Parad. XVII, 58 fg.) seine Klage darüber, daß er habe erfahren müssen, wie gesalzen das fremde Brot schmeckt und wie so herb der Pfad ist, den man auf fremden Stiegen auf- und absteigt.

Es war ganz natürlich, daß sich der Dichter zunächst seinen Schicksals- und Leidensgenossen anschloß, und ebenso natürlich, daß diese, die Verbannten, alle ihnen zur Verfügung stehende Mittel anwandten, um sich die Rückkehr nach der geliebten Vaterstadt zu erzwingen. Die verbannten Weißen hatten sich teils nach Pisa, teils nach Arezzo, teils nach Pistoja geflüchtet, mit den Ghibellinen gemeinsame Sache gemacht, und wiederholt versuchten sie, mit den Waffen in der Hand die Thore von Florenz sich zu öffnen. Das Glück war ihnen jedoch nicht günstig. Nachdem sie mehrere Verluste und Niederlagen erlitten, wurden sie im Juli 1304 derart geschlagen, daß sie sich fortan genötigt sahen, ihre Angriffe auf Florenz gänzlich einzustellen.

Wieweit unser Dichter an diesen Unternehmungen seiner Schicksalsgenossen sich beteiligt habe, das entzieht sich unserer

dermaligen Kenntnis. Sicher ist nur, daß er im Sommer 1302 im oberen Mugello sich befand und mit den verbannten Weißen noch immer gemeinsame Sache machte. Ebenso sicher ist aber auch, daß es später (wohl noch vor dem März 1303, in welchem Monate die Weißen und Ghibellinen eine sehr empfindliche Niederlage in Mugello erlitten) zu einem unheilbaren Bruche zwischen ihm und ihnen gekommen ist, infolgedessen er sich vollständig von ihnen trennte und sich für sich selbst Partei bildete. Die Ursache des Bruches ist nicht bekannt; Dante findet sie in der Feindseligkeit, die er von seinen Mitverbannten zu leiden hatte. Vermutlich hatten sie seinen Ratschlägen kein Gehör gegeben, was für einen Mann wie Dante, der keinen Widerspruch zu ertragen vermochte, allerdings schon genug war. Wie arg der Bruch gewesen und wie tief er dem Dichter zu Herzen gegangen ist, erhellt aus der Art und Weise, wie er sich noch in späteren Jahren darüber vernehmen läßt. Auf Himmelshöhen läßt er sich von seinem Ahnherrn, Cacciaguida, weissagen (Parad. XVII, 46 ffg.):

Wie, vor stiefmütterlicher Wut zu fliehen,
Hippolytus einst aus Athen entfloh'n,
So aus Florenz wirst du von dannen ziehen.
Das will man, und man sucht es heute schon,
Und bald gelingt es ihm, der solches denket,
Dort wo man täglich feil hält Gottes Sohn.
Der Ruf der Schuld folgt dem, den man gekränket,
Wie Brauch ist, doch die Rache wird zuletzt
Noch zeugen für die Wahrheit, die sie lenket.
Verlassen wirst du, was du wertgeschätzt,
Und dieser Pfeil wird dann zuerst dir zeigen,
Wie schwer der Bogen des Exils verletzt.
Dann wirst du spüren, nach wie salz'gen Teigen
Das fremde Brot schmeckt und wie hart es ist,
Die fremden Treppen auf- und abzusteigen.

Und was am meisten dir am Herzen frißt,
Wird die Gesellschaft sein, der argen, blinden,
Mit der du in dies Thal gefallen bist.
Ganz undankbar, ganz toll wirst du sie finden
Und gottlos, aber bald wird sie dabei
Sich selbst, nicht dir, die Stirne blutig schinden.
In ihrem Thun wird ihre Raserei
Kund werden, und zum Lob wird's dir gereichen,
Daß du dich selbst gemacht hast zur Partei.

Das ist eine Sprache, so bitter, wie sie kaum bitterer sein könnte. Beschwerlicher, drückender und peinlicher als die Verbannung selbst war demnach dem Dichter die Gesellschaft seiner Schicksalsgenossen, denen er Undank, Thorheit, Gottlosigkeit, Bestialität zum Vorwurf macht. Es ist uns leider nicht gegeben, auch die andere Partei zu hören, und so können wir auch nicht ein sicheres Urteil uns darüber bilden, ob denn wirklich das Recht ganz auf Seiten des Dichters, das Unrecht ganz auf Seiten seiner Mitverbannten war. Gewiß haben die Weißen und Ghibellinen, vielleicht, ja sogar sehr wahrscheinlich, gegen Dantes Ratschläge und Warnungen gehandelt; daraus wird man aber doch nicht den Schluß ziehen dürfen, daß sie eine verworfene, viehische Rotte gewesen, trotzdem, daß sie der Dichter als eine solche schildert. Seine große Bitterkeit auch noch in späteren Jahren läßt sich wohl einzig und allein durch die Annahme erklären, er sei fortan stets der Überzeugung gewesen, sein Leben würde sich ganz anders gestaltet haben, er würde bald nach Florenz zurückgekehrt und dort wieder an der Spitze des Gemeindewesens gestanden sein, wenn nur die Weißen und Ghibellinen auf ihn gehört und nach seinen Ratschlägen gehandelt hätten. Bei seinem so überaus starken Selbstbewußtsein mag sich diese Überzeugung sehr leicht bei ihm gebildet und festgesetzt haben.

Wie es scheint und man aus seinen eigenen Worten schließen kann, hat er nach dem geschehenen Bruch zuerst seine Schritte nach Verona gelenkt und dort am Hofe der Scaligeri gastliche Aufnahme gefunden. Nach den mitgeteilten Worten fährt das *Vaticinium post eventum* unmittelbar fort (Parad. XVII, 70 ffg.):

> Dein erst Asyl wird sein des ehrenreichen
> Lombarden Großmut, der das heil'ge Bild
> Des Vogels auf der Stiege führt als Zeichen.
> Der wird sich dein annehmen gütig mild
> Und zwischen euch wird beim Wohlthun und Flehen
> Das Erstes sein, was sonst als Zweites gilt.

Bei der chronologischen Reihenfolge kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Dichter hier sagen will, er habe erst, nachdem er sich von seinen Mitverbannten getrennt, und zwar sofort nachher, seine Zuflucht in Verona gesucht und gefunden. Der „große Lombarde“, der ihn so gastfrei aufgenommen, kann, wie die meisten alten und neuen Ausleger einräumen, nur Bartholomäus sein, der seinem im Jahre 1301 gestorbenen Vater Albrecht in der Regierung gefolgt war. Derselbe starb aber schon am 7. März 1304, und es folgte ihm sein Bruder Alboin, über welchen Dante mit Verachtung sich geäußert hat (Gastm. IV, 16). Also hat Dante etwa Ende 1302 oder anfangs 1303 sich nach Verona begeben, denn seine Worte setzen offenbar einen längeren Aufenthalt bei dem „großen Lombarden“ voraus. Wie lange dieser Aufenthalt gewesen, läßt sich nicht genauer bestimmen. Ist aber der Dichter bis zu Bartholomäus' Tode in Verona geblieben, so doch gewiß nicht viel länger. Vielleicht hat ihn Alboin direkt oder indirekt veranlaßt, weiter zu ziehen, was dann des Dichters Urteil über ihn zur Genüge erklären würde.

Von Verona scheint Dante seine Schritte nach Bologna gewendet zu haben, deren Hochschule er vielleicht schon in seiner Jugend besucht hatte. Der zeitgenössische Chronist Villani, dessen Zeugnis schwer ins Gewicht fällt, schreibt (IX, 136): „Aus Florenz verbannt, begab er sich nach der hohen Schule zu Bologna, dann nach Paris und anderen Orten.“ Auch Boccaccio spricht von diesem Aufenthalt in Bologna nach der Verbannung und nach des Dichters Entfernung aus Verona, jedoch ohne irgendwie erraten zu lassen, wann dieser Aufenthalt stattgefunden habe. Die Richtigkeit dieser Angabe vorausgesetzt, woran zu zweifeln keine Gründe vorliegen, läßt sich die Zeit des Aufenthalts ziemlich genau bestimmen. Vor seiner Trennung von den Weißen und Ghibellinen hat der Dichter sich mit ganz anderen Gedanken und Plänen beschäftigt, ganz gewiß nicht daran gedacht, nach der hohen Schule zu Bologna sich zu begeben, was denn auch noch niemand behauptet hat. Nach geschehener Trennung ist er nach Verona gegangen, dafür haben wir sein eigenes Zeugnis. Am 1. März 1306 fand sodann eine Revolution zu Bologna statt, indem die Guelphen gegen das ghibellinische Regiment sich erhoben, zu den Waffen griffen und „vertrieben aus der Stadt und aus dem ganzen Stadtgebiet die Häupter der Partei der Weißen, sowie sämtliche Ghibellinen und alle aus Florenz Vertriebenen; und sie verbannten dieselben als Rebellen und verordneten, daß kein Weißer oder Ghibelline sich in Bologna oder im Stadtgebiet erblicken ließe, unter Strafe des Verlustes der Güter und des Lebens; und sie suchten dieselben auf und töteten sie“ (Villani VIII, 83). Von da ab ist Bologna guelphisch geblieben. Also kann Dante nach diesen Ereignissen d. h. nach dem 1. März 1306, wohl nicht daran gedacht haben, nach der Stadt sich zu begeben, aus welcher „alle aus Florenz Vertriebenen“ verbannt waren. Sein Aufenthalt zu Bologna kann also nur in die Zeit von 1303 bis 1. März 1306 fallen.

Hat er aber, wie wahrscheinlich, erst nach Bartholomäus' Tode Verona verlassen, so ist er frühestens im Frühling 1304 nach Bologna gezogen, und sein Aufenthalt daselbst ist, was denn auch Boccaccio ganz ausdrücklich bemerkt, von nur kurzer Dauer gewesen.

Das Los der Verbannung aus Bologna traf auch mehrere Professoren und Dozenten an der dortigen hohen Schule. Gefolgt von vielen Studierenden, welche teils selbst vertrieben waren, teils freiwillig ihrern Lehrern folgten, zogen sie nach Padua. Befand sich wohl auch unser Dichter darunter? In einer Urkunde vom 27. August 1306 erscheint unter anderen Zeugen auch ein *Dantino q. Allegerii de Florentia et nunc stat Paduae in contracta Sancti Laurentii,* d. h. Däntchen, des weiland Alighiero von Florenz, gegenwärtig wohnhaft zu Padua an der Sanct Laurenzengasse." Ist damit unser Dichter gemeint? Warum ihn dann aber Dantino nennen, statt ganz einfach Dante? Weil es damals in Padua allgemein gebräuchlich war, die Personennamen im Diminutiv zu gebrauchen, wie denn in der nämlichen Urkunde, neben dem Dantino ein Buscarino, ein Corsino, ein Jacopino, ein Manfredino und ein Ugolino vorkommen; so haben die einen geantwortet und man hat sich lange damit zufrieden gegeben. Jüngst ist hingegen behauptet worden, der Dantino der Urkunde sei gar nicht unser Dichter, sondern eine ganz andere Persönlichkeit, welche den Dichter lange überlebt habe. Wer hat da Recht? Es fällt schwer, anzunehmen, es habe gleichzeitig einen Dante und ein Däntchen gegeben, jeder „Sohn des weiland Alighiero von Florenz", und doch beide ganz verschiedene Persönlichkeiten. Der Name Alighiero scheint doch ausschließlich in der Familie unseres Dichters vorgekommen zu sein; daß ihn sonst jemand damals zu Florenz geführt hätte, davon findet sich nirgends die Spur. Die alte Ansicht scheint denn doch vernünftiger und annehmbarer, als diese so sehr auffallende Doppelgängerei.

Wie dem aber sei, sicher ist, daß unser Dichter im

Oktober 1306 nicht, oder nicht mehr, in Padua war. Damals befand er sich bei den Markgrafen Malaspina in der Lunigiana und ward von denselben beauftragt, zwischen den Markgrafen Franceschino, Moroello und Corradino von Malaspina einer- und dem Erzbischof Anton von Luni andererseits einen Friedensvertrag zu stande zu bringen, was ihm denn auch, zur vollen Zufriedenheit wenigstens der Markgrafen, gelungen ist. Sie müssen ihn sehr nobel behandelt haben, diese Markgrafen, denn bei einem Dante hat das denselben gespendete Lob (Purg. VIII, 114 ffg.) nicht wenig zu bedeuten.

Von da an verlieren sich seine Spuren geradezu vollständig; erst einige Jahre später, beim Römerzuge des Kaisers Heinrich VII., finden wir sie, wenn auch nicht sehr deutlich, wieder. Wie lange hat er sich in der Lunigiana bei den Markgrafen aufgehalten? Positives wissen wir darüber nichts; es scheint jedoch, daß der Aufenthalt kein kurzer gewesen sei. Auf einen kurzen, nur vorübergehenden Aufenthalt deutet wenigstens die angezogene Stelle (Purg. VIII, 124—39) nicht. Der alte Boccaccio weiß sodann zu berichten, es seien in Florenz unter Dantes Papieren die sieben ersten Gesänge seines großen Epos gefunden worden; man habe sie gelesen, bewundert, bedauert, daß das Werk unvollendet geblieben, und beschlossen, das Manuskript dem Dichter zu senden, damit er das Werk vollende. Da forschen Freunde und Verwandte nach des Dichters Aufenthalt, bringen in Erfahrung, er befinde sich beim Markgrafen Malaspina in der Lunigiana, worauf sie ihren Fund dem Gastfreunde zur Übergabe an den Dichter zusenden. Und der Markgraf liest das Manuskript, und er ist davon ganz entzückt, und er übergiebt es dem Dichter mit dem Ersuchen, er möchte daran fortarbeiten und das erhabene Werk vollenden. Und Dante geht auf den Wunsch ein und nimmt die so lange unterbrochene Arbeit wieder auf. Selbstverständlich setzt diese Erzählung

einen Aufenthalt voraus, der, wenn nicht Jahre, so doch wenigstens Monate lang gedauert haben muß. Freilich ist die Erzählung selbst ziemlich problematisch. Einmal ist außer Zweifel, daß die sieben ersten Gesänge gar nicht in Florenz und vor der Verbannung verfaßt worden sein können; aber statt der sieben Gesänge konnte das aufgefundene Heft Vorbereitungen, Entwürfe, Versuche enthalten haben, die später bei der Abfassung eben dieser Gesänge verwertet und deshalb mit den Gesängen selbst verwechselt wurden. Das wäre am Ende sehr leicht denkbar. Ferner muß Boccaccio selbst, der die Erzählung keineswegs selbst erfunden hat, berichten, daß seine zwei Gewährsmänner, Dantes Neffen, Andrea Poggi und ein Dino Pierino, einander widersprachen, indem jeder von beiden den Ruhm der Auffindung für sich in Anspruch nahm. Aber gerade der Widerspruch, über den der absolut unkritische, aber doch durch und durch ehrliche Boccaccio nachgedacht hat, beweist, daß wir es keineswegs mit einer Sage, sondern mit einer, vielleicht allerdings etwas ausgeschmückten, geschichtlichen Thatsache zu thun haben. Die Sage würde, zumal in so naheliegender Zeit, einen solchen Widerspruch nicht haben aufkommen lassen; dagegen begreift es sich leicht, daß jeder der zwei Männer, welche bei der Auffindung des Manuskriptes beteiligt waren, den Ruhm der Entdeckung sich selbst zuschrieb. Haben wir doch ganz Ähnliches noch in unseren Tagen, anläßlich der Auffindung von Dante-Briefen, welche aber keine Dante-Briefe sind, erlebt! Heyse findet sie, Witte nimmt das Verdienst, sie entdeckt zu haben, für sich in Anspruch, und im Grunde haben eigentlich beide Parteien Recht. Setzen wir statt Andrea Poggi den Namen Theodor Heyse, statt Dino Perini den Namen Karl Witte, und die beiden Auffindungen gleichen einander, wie ein Ei dem andern. Poggi-Heyse findet die Handschrift, hat aber noch keine Ahnung von ihrem Wert und ihrer Bedeutung; Perini-Witte erkennt sofort die-

selbe und sagt natürlich: ich habe die Entdeckung gemacht. Nachher kommt dann Poggi-Heyse und behauptet, in seinem Sinn ganz mit Recht: Ja, die glückliche Entdeckung habe doch ich gemacht! Das ist ganz menschlich und natürlich, daher der Widerspruch im Grunde bedeutungslos.

Aber selbst wenn die ganze Geschichte von der Auffindung der sieben ersten Gesänge in das Gebiet der Fabel zu verweisen wäre, würde sie gleichwohl für unsere Frage von Belang sein. Wie hätte denn auch eine Sage von der Nachforschung nach dem Aufenthalt des Dichters, von dem Vernehmen, er halte sich bei den Markgrafen Malaspina auf, von der Sendung der aufgefundenen Papiere sich bilden können, wenn man nicht in Florenz ziemlich sichere Kunde von einem längeren Aufenthalte des Dichters bei den Malaspina in Lunigiana gehabt hätte? Die Boccaccio'sche Erzählung, auch dann, wenn ihr nur eine einfache Sage zu Grunde liegen sollte, beweist immerhin so viel, daß nach florentiner Überlieferung Dante sich längere Zeit in der Lunigiana bei den dortigen Markgrafen aufgehalten hatte. Und die Überlieferung kann nicht in der Luft schweben. Wer hätte sich damals um den Aufenthaltsort des Dichters kümmern sollen, wenn nicht in erster Reihe gerade die Florentiner?

Ein längerer Aufenthalt in der Lunigiana bei den Malaspina darf demnach als unzweifelhaft betrachtet werden. Schwerlich hat er aber Jahre lang gedauert. Und wenn wir nun weiter fragen, wohin sich Dante von dort weg begeben habe, so giebt es auf diese Frage keine auch nur annähernd sichere Antwort. An Vermutungen fehlt es dagegen um so weniger, als die Orte in Italien zu Hunderten zählen, welche mit oder ohne Grund sich rühmen, auf kürzere oder längere Zeit den großen Dichter beherbergt zu haben. Da sich in Italien seine Spuren etwa von Anfang 1307 bis 1309 vollständig verlieren, dürfte die Vermutung am meisten für sich haben, daß er

eben in diesen Jahren Italien verlassen und sich nach Frankreich gewendet habe. Eine Reise des Dichters nach Paris ist bezeugt vom Chronisten Villani, von Boccaccio und von anderen alten Biographen und Kommentatoren, und es liegen keine triftigen Gründe vor, diese Angabe in das Reich der Fabel zu verweisen. Über die Zeit dieser Reise sind wir aber freilich im Dunkel; die einen setzen sie in die Jugend des Dichters, andere um das Jahr 1308, wieder andere in die Zeit nach Heinrichs VII. Tode, oder gar in die letzten Jahre des Dichters, etwa von 1316 bis 1318. Eine Reise Dantes nach Frankreich in seiner Jugend ist so wenig wahrscheinlich wie in seinem Alter. Ist er wirklich in Paris gewesen, so dürfte sein Aufenthalt daselbst doch wohl in die Jahre zwischen 1307 und 1309 zu setzen sein.



XII.

Arbeiten und Existenzmittel.

Dantes Hauptleidenschaft war der Wissensdurst, das Studium. Mit wehmütigem Neide blickte er auf die, welche ihr ganzes Leben der Wissenschaft widmen durften: „O wie glückselig sind die Wenigen, welche an jenem Tische sitzen, da das Brot der Engel genossen wird, wie elend dagegen die, welche mit dem Vieh gemeinsame Speise haben" (Gastm. I, 1)! Demnach hat er auch in den Jahren des Exils sich stets mit Studien beschäftigt, soweit seine äußere Lage es gestattete; ja, fast alle seine Werke, die lyrischen Gedichte und das „Neue Leben" ausgenommen, sind, in der Gestalt in welcher wir sie jetzt besitzen, nach des Dichters Verbannung ausgearbeitet worden. Die ersten Jahre nach der Verbannung mögen allerdings den Studien nicht förderlich gewesen sein. Aber gerade die Erfahrungen, welche er auf seinen Wanderungen machte, bewogen ihn, wieder zur Feder zu greifen. Das Urteil über ihn stand damals noch lange nicht fest. Galt er bei den einen als bedeutender Dichter und Gelehrter, so sahen die anderen in ihm nur den erotischen Sänger, dessen Muse im Dienste der Sinnlichkeit stehe. Auch muß es damals schon Gegner gegeben haben, welche aus seinen Liedern Folgerungen zogen, die seinen Sitten und seinem Charakter keineswegs zur Ehre gereichten. Er schreibt (Gastm. I, 2): „Es treibt mich Furcht vor Schande und es treibt mich der Wunsch, Belehrungen zu geben, welche andere eigentlich nicht geben können. Ich fürchte die Schande, von solcher Leidenschaft beherrscht worden zu sein, wie wer meine Kanzonen liest, sich vorstellen muß, daß

sie mich beherrscht habe. Diese Schande wird beseitigt durch meine hier vorliegende Rede, aus welcher erhellt, daß nicht Leidenschaft, sondern Tugend mein Beweggrund gewesen ist. Auch beabsichtige ich, den wahren Sinn jener Kanzonen darzulegen, den außer mir Niemand darlegen kann, weil er unter der allegorischen Form verborgen ist." Schwerlich würde er die „Schande", welche er fürchtete, so erwähnt haben, wenn Niemand daran gedacht hätte, sie auf ihn zu werfen.

Das erste größere Werk, dessen Bearbeitung Dante in der Verbannung begonnen hat, ist sein Gastmahl (Convivio), der Titel den Symposien von Plato, Xenophon, Plutarch u. a. nachgeahmt. Daß dieses Werk erst einige Jahre nach der Verbannung in seiner jetzigen Gestalt bearbeitet worden ist, darüber läßt seine Klage über das armselige Leben, das er als Exulant geführt (I, 3), gar nicht in Zweifel. Ferner wird in dem Werke (IV, 14) des Gerhard von Camino als eines Toten gedacht: da nun dieser Gerhard am 26. März 1307 starb, so schrieb Dante selbstverständlich erst nach diesem Zeitpunkte. An einer anderen Stelle (IV, 6) wird Karl II. von Neapel, welcher am 5. März 1309 starb, als noch lebend angeredet, woraus von selbst folgt, daß Dante vor diesem Zeitpunkte schrieb, was auch dadurch bestätigt wird, daß dem Verfasser die Wahl Heinrichs VII. zum deutschen Kaiser noch völlig unbekannt war (vgl. Gastm. IV, 3). Es kann demnach keinem Zweifel unterliegen, daß die Bearbeitung des Werkes in die Zeit vom Frühling 1307 bis gegen Ende 1308 fällt.

Gemeint ist aber damit nur die Ausarbeitung des Werkes in seiner jetzigen Gestalt, was wir heute die Schlußredaktion nennen würden, nicht etwa die Gesamtentstehung desselben. Es ist ein charakteristischer Zug der Art und Weise der Danteschen Schriftstellerei, daß seine Werke, obwohl, wie namentlich seine Hauptdichtung, im eminentesten Sinne Werke aus Einem Gusse

sind, dennoch nicht sozusagen in einem Zuge geschrieben wurden, vielmehr allmählich erwachsen sind, als die reife Frucht verschiedener Vorarbeiten. So hat er an seinem Hauptwerke über dreißig Jahre, mit wenigen durch die äußeren Schicksale bedingten Unterbrechungen gearbeitet; die eigentliche Schlußredaktion fällt aber in die letzten sechs bis sieben Jahre seines Lebens. Daß seine lyrischen Gedichte im Laufe der Zeit nach und nach entstanden sind, das liegt in der Natur der Sache. Das „Neue Leben" ist dadurch entstanden, daß der Dichter eine Auswahl dieser längst ausgearbeiteten Gedichte traf und sie mit einer Art prosaischen Kommentars versah. Bei der gelehrten Arbeit über die Volksberedsamkeit ist wenigstens so viel sicher, daß zwischem dem ersten und dem zweiten Buche eine allem Anschein nach längere Pause liegt. Nur etwa die Abhandlung über die Monarchie könnte allenfalls was man so nennt in Einem Zuge geschrieben worden sein. Das Gastmahl hingegen ist auch eine langsam gereifte Frucht. Nicht blos gehören die darin kommentierten und zu kommentierenden Kanzonen noch dem dreizehnten Jahrhundert an, sondern auch im prosaischen Teil des zweiten und vierten Traktates treffen wir auf Stellen, welche noch in Florenz, also vor der Verbannung, gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts, geschrieben worden sein müssen. Es wäre thöricht, daraus den Schluß zu ziehen, die betreffenden Abhandlungen seien eben, wie sie jetzt vorliegen, in Florenz vor der Verbannung geschrieben worden. Dann würde uns notwendigerweise eine Mosaikarbeit, nicht ein so gründlich durchdachtes organisches Ganzes vorliegen. Vielmehr läßt sich aus diesem Umstande mit Sicherheit schließen, daß Dante im letzten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts, als er so eifrig den Studien oblag, nach damaliger Gelehrtensitte seine Kanzonen ab und zu mit längeren und kürzeren Glossen versah, welche Glossen später, als er daran ging, ein großes, organisches Werk herzustellen, in dasselbe, zum Teil

unverändert, einverwoben worden sind. Wäre das Werk vollendet worden, so würde ohne Zweifel die Richtigkeit dieser Annahme gar nicht in Frage kommen.

Leider ist aber diese Arbeit, wie die andere gleich zu besprechende, unvollendet geblieben. Über den Plan des Verfassers hat er selbst ganz bestimmt sich ausgesprochen: „Die Speisen dieses Gastmahls werden auf vierzehn Weisen zugerichtet sein, nämlich vierzehn Kanzonen, welche sowohl die Liebe als die Tugend zum Inhalte haben, und welche ohne das gegenwärtige Brot von einigem Dunkel umschattet sind, so daß bei vielen mehr ihre Schönheit als ihr innerer Wert gefiel. Aber dieses Brot, d. h. die vorliegende Erklärung, wird das Licht sein, das jede Farbe ihres Sinnes durchschauen lassen wird" (Gastm. I, 1). Demnach sollte das Werk aus fünfzehn Traktaten oder Abhandlungen bestehen, nämlich aus der Einleitung und dem Kommentar zu vierzehn Kanzonen. Davon sind aber nur vier Abhandlungen, die Einleitung und der Kommentar zu drei Kanzonen, ausgearbeitet worden. Von einer Fortsetzung, oder auch nur von Entwürfen zu einer solchen ist gar nichts bekannt. Da Dante jedenfalls nicht der Mann war, eine einmal unternommene Arbeit aus Laune oder Mißlaune wieder liegen zu lassen, so müssen gegen Ende 1308 oder anfangs 1309 Ereignisse eingetreten sein, welche ihm auf längere Zeit die Fortsetzung der Arbeit unmöglich machten, die dann auch später nicht wieder aufgenommen wurde.

Der Zweck, welchen er bei der Bearbeitung dieser Schrift verfolgte, war ein doppelter: ein gemeinnütziger und ein persönlicher. Der Wissensdurst sei allgemein, jedem Mensch angeboren; aber nur wenigen Glücklichen sei es gegeben, denselben zu stillen. Diese Glücklichen fühlen Mitleid mit ihren Mitmenschen, denen es nicht gegeben ist, mit dem Brote der Wissenschaft ihren Geist zu nähren, und eben dieses Mitleid habe ihn bewogen, einiges, gleichsam Brosamen, zu sammeln

und Denen darzubieten, die er hinter sich zurückgelassen. Nützen will er also seinen Lesern durch die Belehrungen, welche er ihnen erteilt. Zugleich will er aber auch nach seiner ausdrücklichen Erklärung sich selbst nützen, indem er sich durch dieses Werk als den Gelehrten vorstellt, der das gesamte Wissen seiner Zeit mit wunderbarer Sicherheit beherrscht. Er hatte in seiner Jugend, als Nachahmer der provençalischen und altitalienischen konventionellen Liebesdichtung anfangend und nach und nach diese Fessel sprengend und neue Bahnen einschlagend, eine schöne Anzahl von Liedern gedichtet, welche schon früher ziemlich verbreitet wurden. Daraus hatte man gelernt, ihn als Dichter, nicht aber als Menschen zu schätzen, da es den Anschein hatte, als wäre er ein durch und durch sinnlicher, dazu noch unbeständiger Mensch, der wie ein Schmetterling von Blume zu Blume fliege, ohne sich je genügen zu lassen. Hat man ihm doch, dem in hohem Grade kalten und nüchternen Manne, schon zu seiner Lebenszeit und bis herab auf unsere Tage, starke, nahezu unbändige Sinnlichkeit zum Vorwurfe gemacht, den Vorwurf gründend nicht etwa auf positive Notizen oder Anzeichen, auch nicht auf Florentiner Stadtklatsch, sondern einzig und allein auf seine eigenen Dichtungen! Der Vorwurf ist jedenfalls frühe erhoben worden. Vielleicht waren seine Feinde zu der Einsicht gelangt, es sei eigentlich lächerlich, ihm Bestechlichkeit und Ämterverkauf zur Last zu legen und ihn statt dessen, unter Berufung auf seine Dichtungen, als einen Weiberhelden geschildert, dessen ganzes Verdienst darin bestehe, daß er seiner unbändigen Sinnlichkeit poetischen Ausdruck verliehen habe. Auf Derartiges weisen mehrere Stellen des Gastmahls hin, und wenn man nicht auf Dante das Sprichwort anwenden will, daß, wer sich entschuldigt, sich anklagt, wird man unbedingt annehmen müssen, daß Beschuldigungen solcher Art ihm zu Ohren kamen und ihn bestimmten, zur eigenen Rechtfertigung

und zu Anderer Belehrung die Ausarbeitung des großen Werkes an die Hand zu nehmen. Mit vollem Bewußtsein, wohl auch mit einer gewissen Absichtlichkeit, trägt er darin seine allumfassende Gelehrsamkeit zur Schau; die schwierigsten Fragen der Theologie, der Philosophie, der Astronomie und Naturwissenschaft, sowie der Politik werden da mehr oder weniger eingehend besprochen. Der Faden, der alle diese Dinge zusammenhält, sind, abgesehen von der einleitenden Abhandlung, die Kanzonen, welche kommentiert werden. Jedoch ist das Gastmahl etwas mehr als nur ein ausführliches scholastisches Kommentar zu drei Kanzonen des Dichters; es ist eine Art Encyklopädie des gesamten Wissens der Zeit, nur daß die Stichwörter nicht alphabetisch geordnet sind, sondern das Ganze dem Gedankengang der kommentierten Kanzonen sich genau anschließt. Wäre das Werk vollendet worden, es würde wahrscheinlich bewundert werden als gelehrte Arbeit, wie die *Commedia* als Dichtwerk allerersten Ranges bewundert wird, wie denn schon der alte Villani meinte, das Gastmahl „wäre ein herrliches, schönes, scharfsinniges und umfassendes Werk geworden, denn es bietet sich uns dar in dem Schmucke eines hohen Vortrages, reich an herrlichen philosophischen und astrologischen Begründungen". Auch der alte Boccaccio nennt es „ein sehr schönes und nützliches Werk".

In der einleitenden Abhandlung des Gastmahls hat sich der Dichter veranlaßt gesehen, sich mit ziemlicher Ausführlichkeit darüber auszusprechen und zu rechtfertigen, daß er sein Werk in der noch jungen italienischen Sprache schreibe, statt in der lateinischen, der allein gebräuchlichen Sprache der damaligen Gelehrtenwelt. Dabei scheint er zum erstenmale den Gedanken gefaßt zu haben, die italienische Sprache und den Gebrauch derselben in der Poesie in einem eigenen Werke zu behandeln. Er kündigt die Absicht selbst an

(Gastm. I, 5): „Die Volkssprache verändert sich nach künstlicher Willkür. Daher kommt es, daß in den einzelnen italienischen Städten, wenn wir auf den verflossenen Zeitraum von 50 Jahren den sorgfältig forschenden Blick richten, viele Wörter untergegangen, viele neu entstanden sind und viele sich verändert haben. Wenn sie sich nun in so kurzer Zeit verändert, wie groß muß in einem längeren Zeitraume die Veränderung sein! Daher sage ich, daß, wenn die, welche bereits vor tausend Jahren aus diesem Leben geschieden sind, nach ihren Heimatstädten zurückkehrten, sie dieselbigen wegen der von der ihrigen ganz abweichenden Sprache von Fremdlingen bewohnt glauben würden. Hierüber werde ich mich an einem anderen Orte ausführlicher aussprechen, in einem Buche, das ich, so Gott will, über die Volkssprachen zu schreiben beabsichtige".

Es kommt hin und wieder vor, daß ein in uns aufgestiegener Gedanke mit solcher Gewalt uns ergreift, daß wir, gleichsam von einer höheren Macht erfaßt, unsere sonstigen Lebens- und Arbeitspläne durchkreuzend, an die Ausführung desselben die Hand legen. Das scheint auch bei Dante der Fall gewesen zu sein. Er ist an die Ausarbeitung des neuen Werkes gegangen lange vor der Vollendung des bereits begonnenen, die Arbeit an demselben wohl nicht unterbrechend und aufschiebend, sondern an beiden Werken zugleich arbeitend. Dem neuen Werke, welches er in lateinischer Sprache abfaßte, hat er den Titel *De Vulgari Eloquentia* (Von der Volkssprache, genauer Von der Volksberedsamkeit) gegeben. Wie unermüdlich dieser Geist im Forschen war, ersieht man schon aus der Vergleichung von zwei Stellen, woraus sich zugleich mit Sicherheit ergiebt, daß er nach Abfassung des ersten Traktates des Gastmahls, also etwas nach 1308, an der Volksberedsamkeit schrieb. Noch nicht über die landläufige Meinung der Zeitgenossen

hinaus, reicht er dort der lateinischen Sprache als der edleren die Palme. Er schreibt (Gastm. I. 5): „Die schönere ist die Sprache, in welcher die Worte aufs angemessenste einander entsprechen; und dies ist im Lateinischen mehr der Fall, als in der Volkssprache, denn in dieser folgt das Schöne dem Brauch, in jener der Kunst, weshalb denn auch einzuräumen ist, das Lateinische sei schöner, kräftiger und edler als die Volkssprache." Das war die allgemeine, als unfehlbar geltende Ansicht der damaligen Schulgelehrten. In der Volksberedsamkeit ist Dante bereits darüber hinaus. Da heißt es (I. 1): „Volkssprache nennen wir die, an welche die Kinder durch ihre Umgebung sich gewöhnen, sobald sie die Stimmen zu unterscheiden beginnen; mit anderen Worten: Volkssprache nennen wir die, welche wir ohne Regel, der Amme nachahmend, lernen. Daneben haben wir noch eine andere Sprache" (nämlich die lateinische) . . . „Von diesen beiden ist die Volkssprache die edlere, teils weil sie zuerst von dem menschlichen Geschlechte gebraucht wurde, teils weil der ganze Erdkreis derselben sich erfreut, obwohl sie sich in verschiedene Ausdrücke und Wörter getheilt hat, teils weil sie uns natürlich ist, während die andere eher der Kunst angehört." Das ist ein ganz naturgemäßer Fortschritt.

Demnach muß Dante dieses Werk zwischen 1308 und 1311 geschrieben haben. Daß er es erst nach seiner Verbannung schrieb, bezeugt er ausdrücklich (I, 6 und 17); daß er es nicht in den ersten Jahren nach der Verbannung geschrieben haben kann, erhellt aus den für die damalige Zeit bewunderungswürdigen glottologischen und dialektologischen Kenntnissen, von welchen das Werk Zeugnis ablegt. Solche Kenntnis der verschiedenen Dialekte Italiens konnte sich Dante natürlich erst in Jahren auf seinen Wanderungen durch die Halbinsel erwerben.

Bei der Abfassung dieses Werkes verfolgte Dante den

gleichen Doppelzweck, wie bei der Bearbeitung des Gastmahls, mit dem Unterschiede jedoch, daß, während im Gastmahl die Selbstapologie die erste Stelle einnimmt, dieselbe hier mehr zum Nebenzweck wird, weil es hier dem Verfasser in erster Linie um Belehrung zu thun ist. „Da wir nicht finden, daß bereits irgend jemand schon vor uns die Lehre von der Volksberedsamkeit behandelt hätte, und zugleich einsehen, daß eine solche Beredsamkeit durchaus nötig ist, indem nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Kinder ihr nachstreben, soweit die Natur dies gestattet, indem wir den Verstand derer einigermaßen aufklären wollen, welche wie blind durch die Straßen wandeln, meistens das Hintere für das Vordere haltend, wollen wir, unter dem Beistande des göttlichen Logos, der Rede der Völker zu nützen versuchen, nicht blos das Wasser unseres Geistes für einen solchen Trunk schöpfend, sondern durch Empfang oder Auswahl von anderen, das Bessere mischend, um daraus den süßesten Honigwassertrank bereiten zu können“ (Volksb. I, 1). Er will demnach auch hier belehren und zwar dadurch, daß er einen für ihn hochwichtigen Gegenstand, der aber bis dahin noch unberührt geblieben ist, ausführlich behandelt. Indem er aber zur Belehrung anderer schreibt, wird ihm auch dieses Werk zur Selbstapologie, da er einen neuen Beweis von dem weiten Umfange seiner Studien, der Breite und Tiefe seiner Kenntnisse, der Höhe seiner Geistes liefert. Rechtfertigte er sich im Gastmahl dadurch, daß er den tieferen allegorischen und ethischen Sinn seiner dem Buchstaben nach die irdische Liebe besingenden Kanzonen darlegte, so rechtfertigt er sich in der Volksberedsamkeit dadurch, daß er zeigt, wie seine lyrischen Gedichte nicht etwa der sinnlichen Leidenschaft ihre Entstehung verdanken, sondern Kunstprodukte sind, von einem Manne geschaffen, der sich auf dem Gebiete der Poetik gründlich umgesehen hatte. Zwang er die Leser des Gastmahls, seine

umfassende theologische, philosophische, astronomische u. s. w. Gelehrsamkeit zu bewundern, so mußten die Leser der Volksberedsamkeit seine philologischen Kenntnisse, sowie seine große Belesenheit in der provençalen und altitalienischen Dichtung anstaunen. Und er hat diesen Zweck gewiß nicht etwa nur bewußtlos verfolgt. Selbstlos war Dante keineswegs. Selbst bei der Bearbeitung seines großen Epos liefen persönliche Zwecke und Absichten mit unter. Hoffte er doch bis zuletzt, einmal vollendet, würde ihm dasselbe die Erlösung vom Exil und ein besseres Los in der Heimatstadt einbringen (Parad. XXV, 1 ffg.).

Und was ist denn dieses Werk über die Volksberedsamkeit? Es ist eigentlich ein Lehrbuch der italienischen Poetik, das allererste Werk dieser Gattung. Aber freilich dürfen wir dabei nicht an die Art und Weise denken, wie moderne Lehrbücher geschrieben werden. Wir befinden uns noch im Mittelalter, in einer Zeit, da man glaubte, jedwede Untersuchung ab ovo beginnen zu sollen und deshalb gar vieles zur Sprache brachte, was uns ziemlich fremdartig anmutet. So beginnt auch Dante seine ganze Untersuchung mit den ersten Menschen, mit dem Anfang der Welt. Unter allen erschaffenen Wesen sei der Mensch allein mit der Gabe der Sprache ausgestattet worden, weil sie ihm notwendig war, um die Vorstellungen seines Geistes anderen kund zu thun; denn die Engel, gute und gefallene, bedürfen hierzu der Rede nicht, und die Tiere haben keine Geistesvorstellungen einander mitzuteilen. Hingegen war dem Menschen der Austausch der Rede notwendig, deshalb verlieh der Schöpfer die Gabe der Sprache sofort dem erstgeschaffenen Menschen, zuerst dem Adam, nachträglich auch der Eva. Das erste Wort, welches der Mensch gesprochen, müsse der Name Gottes gewesen sein, Gott fragend oder aber ihm antwortend. Frägt man nach der Ursprache, deren sich der erste Mensch im Paradiese, zu Gott sprechend,

bediente, so meint freilich jeder, es müsse seine eigene gewesen sein. „Wir aber, denen die Welt Vaterland ist, wie den Fischen das Meer, obgleich wir vor dem Zahnen vom Arno getrunken haben und Florenz so lieben, daß wir dafür die Verbannung ungerechterweise erleiden, — wir stützen unser Urteil mehr auf die Vernunft als auf das Gefühl, und obwohl es für unsere Freude und Ruhe keinen lieblicheren Ort auf Erden giebt als Florenz, so glauben wir dennoch fest, daß es auf Erden noch wonnigere und edlere Gegenden gebe, als Toskana und Florenz, wo ich geboren ward und dessen Bürger ich bin, und daß manche Völker einer schöneren und treffenderen Sprache sich bedienen, als der lateinischen" (I, 6). Vermöge dieses Kosmopolitismus nimmt also Dante an, Adam und Eva hätten im Paradiese hebräisch gesprochen (später nahm er an, die Ursprache sei schon vor dem Turmbau zu Babel vollständig erloschen gewesen, vgl. Parad. XXVI, 124 ffg.). Bis zum babylonischen Turmbau sei das Hebräische die einzige und allgemeine Sprache der Menschheit gewesen, dann sei sie verloren gegangen und habe sich einzig und allein bei den Hebräern erhalten. In der Folgezeit sodann wanderten drei verschiedene Völker von Asien nach Europa und brachten drei verschiedene Sprachen mit: die griechische, die germanische und die lateinische, aus welchen sich im Laufe der Zeit gar manche Mundarten entwickelt haben, deren Entwickelungsgeschichte zu untersuchen die Aufgabe ist, welche der Dichter sich stellt, wobei er sich indes auf die lateinische Sprache, mit Übergehung der beiden anderen, beschränken will, da, „was in der einen vernunftgemäß ist, auch bei den anderen stattzufinden scheint." Die lateinische Sprache habe sich nun in drei Hauptzweige verteilt, welche nach der Bejahungspartikel als *Oc*-Sprache (provençalisch), *Sì*-Sprache (italienisch) und *Oil*-Sprache (altfranzösisch) bezeichnet werden. Daß alle drei Zweige eines und desselben Baumes sind, erhellt aus der Übereinstimmung in so vielen Ausdrücken. Hinwiederum ver-

zweigt sich jeder dieser drei Sprachzweige ins Endlose, so daß nicht nur die Bewohner des nämlichen Landes, sondern auch, was viel merkwürdiger, die Einwohner einer und derselben Stadt verschiedene Dialekte sprechen. Das rühre daher, daß nach der Sprachverwirrung die Sprache, mit einziger Ausnahme der hebräischen, dem menschlichen Gutdünken anheimgegeben worden, und da der Mensch das unbeständigste und veränderlichste aller Geschöpfe sei, so könne auch seine Sprache „weder dauerhaft noch fortbestehend sein, sondern müsse sich, wie alles andere, was dem Menschen gehört, z. B. Sitten und Gewohnheiten, je nach der Entfernung von Ort und Zeit verändern“ (I. 9). Daher die Notwendigkeit der Grammatik, d. h. der Schriftsprache. „Diese Grammatik ist nichts anderes, als eine gewisse unveränderliche Gleichheit der Sprache in verschiedenen Zeiten und Orten. Als diese nach gemeinschaftlicher Übereinkunft vieler Völker geordnet war, scheint sie keinem Gutdünken des einzelnen mehr unterworfen, folglich auch nicht mehr veränderlich zu sein. Diese erfanden sie aber, damit wir nicht wegen Veränderung der Sprache, die nach dem Gutdünken der einzelnen schwankt, das Ansehen und die Thaten der Alten oder derer, welche die örtliche Entfernung von uns unterscheidet, anrührten“ (I, 9).

Welche von den drei romanischen Sprachen (provençalische, altfranzösische und italienische) den Vorzug verdiene, will Dante nicht entscheiden, glaubt aber der italienischen einen gewissen Vorzug einräumen zu sollen, da die besten Dichter in derselben gedichtet und sie sich vom gemeinsamen Boden der Grammatik am wenigsten entfernt habe. Da aber Italien vierzehn verschiedene Dialekte hat, so ist eben die Frage, welche denn eigentlich die edle, grammatisch korrekte italienische Sprache sei. Deshalb werden diese Dialekte einzeln einer Prüfung unterworfen, alle mehr oder weniger scharf getadelt, und das Ergebnis der Untersuchung ist, die echte italienische Sprache

sei die, allen Provinzen und Städten gemeinsame, welche aber nirgends ganz rein gesprochen werde, also was man heute die Schriftsprache nennen würde. Mit diesem Ergebnis schließt das erste Buch, welches, wie das erste Traktat des Gastmahls, eigentlich die Einleitung zum ganzen, ziemlich groß angelegten Werke bilden sollte.

An die Bearbeitung des zweiten Buches ist der Verfasser, wie aus den Anfangsworten desselben erhellt, erst einige Zeit nach dem Abschluß des ersten gegangen. Dieses zweite Buch hebt an mit der Untersuchung, wem es zukomme, sich der gebildeten und geschmückten Volkssprache zu bedienen, und die Antwort lautet, das dürfe nicht jeder Schreiber und Verseschmied, sondern nur, wer durch Fähigkeiten und wissenschaftliche Kenntnisse sich auszeichne, und auch dieser dürfe in der edlen italienischen Sprache nicht etwa jeden beliebigen Gegenstand, sondern nur das Höchste und Beste, als da sind Waffenruhm oder Tapferkeit, die Liebe und die Tugend, behandeln, eine Ansicht, welche Dante später aufgegeben hat, da er in seiner großen Dichtung Alles, Irdisches und Himmlisches, Zeitliches und Ewiges, Tapferkeit und Trägheit, Liebe und Haß, Tugend und Laster, Wonne und Qual, das Erhabenste und das Entsetzlichste, selbst in eben dieser Sprache behandelt hat. Daraus folgt, daß er den Plan zu seinem Hauptwerke erst nach der Abfassung der Volksberedsamkeit, d. h. nach 1309, nicht unwesentlich geändert hat. Von Inconsequenz, von Selbstwidersprüchen zu reden wäre bei diesem Manne ebenso thöricht, als es thöricht war, aus den in dieser Arbeit aufgestellten Regeln und Gesetzen der Poetik Kriterien entnehmen zu wollen, um über die Echtheit oder Unechtheit mehrerer Dante zugeschriebenen Gedichte zu entscheiden. Ein rastlos arbeitender und fortschreitender Geist, hat Dante je und je in späteren Jahren als Irrtum, oder doch als Einseitigkeit erkannt, was ihm früher als das Richtige erschienen war.

Die Untersuchung in dem Buche über die Volksberedsamkeit wendet sich nun zu den verschiedenen Formen der Poesie, als da sind die Kanzone, die Ballade, das Sonett und die „anderen gesetz- und regellosen Weisen" (II, 3). Von diesen Formen sei die der Kanzone die edelste und vorzüglichste, daher sie denn auch zuerst in eingehender Weise behandelt wird, während die Ballade und das Sonett auf das vierte Buch verwiesen werden, in welchem der Verfasser von der mittleren Volkssprache zu handeln verspricht. Diejenigen, welche Verse in der Volkssprache machen, werden mit Recht Dichter genannt, denn „die Dichtkunst ist nichts anderes, als eine rednerische, in Töne gesetzte Dichtung". Die Dichter in der Volkssprache unterscheiden sich von den griechischen und römischen, welche „in langer Rede und regelmäßiger Kunst gedichtet haben," während sie das nur gelegentlich thun (als Dante schrieb, gab es nämlich noch keine größere Heldendichtung in italienischer Sprache). Es müssen daher die alten Dichter den modernen Muster und Vorbilder sein, sowohl in der sorgfältigen Auswahl des Stoffes, als in der Art und Weise der Behandlung desselben. „Für die Tragödie ist der höhere Stil, für die Komödie der niedere anzuwenden, während bei der Elegie die Redeweise der Unglücklichen zur Anwendung kommt. Soll ein Stoff tragisch behandelt werden, so muß sich der Dichter der edleren und erhabenen Volkssprache bedienen und eine Kanzone verfassen; bei der komischen Behandlung muß er bald zur mittleren, bald zur niederen Sprache des Volkes greifen; bei der elegischen darf blos die niedere zur Anwendung kommen" (II, 4). Eine kunstgerechte Kanzone zu dichten kostet aber viel Mühe und Arbeit, „weil es nimmer ohne Anstrengung der Geisteskräfte, ohne kunstgemäße Anstrengung und ohne vollendete Kenntnis geschehen kann." Was die verschiedenen Versarten anlangt, so eignen sich für die Kan-

zone nur der elf-, sieben- und dreisilbige Vers, und unter diesen verdient der elfsilbige unbedingt den Vorzug. Von den beiden Arten der Satzverbindung, der gemäßen und ungemäßen, ist letztere von der Kanzone durchaus auszuschließen. Aber auch bei der ersten „giebt es mehrere Arten von Satzverbindung, nämlich die geschmacklose, für gröbere Leute; eine geschmackvolle, welche den eifrigen Schülern und Lehrern eigen ist; eine geschmackvolle und schwülstige, denen eigen, welche die Rhetorik nur obenhin abschöpfen; endlich eine geschmackvolle, anmutige und erhabene, den erlauchten Rednern eigen. Diese letztere Art ist die vorzüglichste, sie ist gerade das, was wir suchen“ (II, 7). Es muß aber auch auf die Auswahl der einzelnen Wörter große Sorgfalt verwendet werden; „denn ihrer etliche finden wir kindisch, ihrer etliche weibisch, ihrer etliche männlich und von diesen hinwiederum sind einige wild und einige städtisch und von letzteren andere grob und schlüpfrig, andere rauh und struppig.“ Nur volle Wörter und edle dürfen angewendet werden, „und volle Wörter nennen wir die dreisilbigen, oder die der Dreisilbigkeit nahe kommen, ohne Hauch, ohne scharfe Betonung oder Circumflex, ohne doppeltes z oder x, ohne Verdoppelung von zwei flüssigen Buchstaben u. s. w. (II, 7). Es beginnt nun die Untersuchung, was die Kanzone eigentlich sei, was ihr Wesen nach Inhalt und Form ausmache; aber mitten in dieser Untersuchung bricht das Werk ab — und von einer Fortsetzung, oder gar Vollendung, ist schlechterdings nichts bekannt. Auch hier wieder die gleiche, auffallende Erscheinung, wie bei dem anderen Werke, dem Gastmahl. Und hier ist die Erscheinung weit auffallender, ja sie ist ergreifend, erschütternd. Beim Gastmahl ist die vierte Abhandlung abgeschlossen, die fünfte und folgende dann gar nicht mehr begonnen worden; bei der Volksberedsamkeit, welche auf mindestens vier Bücher, wahrscheinlich aber auf mehr

berechnet war und welche ein vollständiges Lehrbuch der Poetik nach damaligen Begriffen und Vorstellungen hätte werden sollen, da ist dem Verfasser mitten im zweiten Buche, sogar mitten im begonnenen Satze, die Feder entfallen!

Um das Jahr 1309 oder 1310 arbeitete Dante ohne Zweifel noch gleichzeitig an den beiden Werken, dem Gastmahl und der Volksberedsamkeit. Daß beide unvollendet geblieben sind, läßt sich begreifen; die Zeitereignisse mochten mit einemmale dem nach der Heimatstadt so heiß sich zurücksehnenden Verbannten alle Lust an schriftstellerischen Arbeiten nehmen, und in späteren Jahren, nach der schmerzlichen Enttäuschung, war sein Geist mit ganz anderem beschäftigt, so daß die begonnenen alten Arbeiten nicht wieder aufgenommen wurden. Daß aber mitten im Satz der Dichter Halt machte, daß er garnicht mehr dazu kam, den begonnenen Satz zu vollenden, diese vor uns liegende Thatsache muß ihre besonderen, ganz außerordentlichen Gründe gehabt haben. Nur daß wir, leider, über diese Gründe garnichts Näheres wissen und ausschließlich auf Vermuthungen angewiesen sind, die vielleicht das Ziel treffen, vielleicht aber auch weit abirren können. Wurde etwa Dante ganz plötzlich genötigt, seinen dermaligen Zufluchtsort zu verlassen, so daß ihm nicht einmal die Zeit übrig blieb, den begonnenen Satz zu vollenden? Aber dann bliebe es doch ein Rätsel, daß die Handschrift nicht verloren gegangen ist. Hat er sie mitgenommen, so konnte seine Flucht kaum eine so urplötzliche sein; mußte er sie bei einer urplötzlichen Flucht im Stiche lassen, so ist die Erhaltung derselben doppelt rätselhaft. Dazu kommt, daß von einem solchen Ereignis, wodurch Dante genötigt worden wäre, ganz unvermutet und ohne Aufschub zur Flucht zu greifen, nirgends auch nur die leiseste Spur zu entdecken ist. Oder war vielleicht Dante gerade mit der Arbeit beschäftigt, gerade mitten im Satze drinnen, als er die nicht erwartete Kunde vom beschlossenen Römerzuge

Heinrichs VII. erhielt? Daß diese Kunde ihn in hohem Grade aufregen mußte, das wird doch wohl jedermann begreifen; daß er in jenen Tagen der Aufregung und Erwartung garnicht mehr an schriftstellerische Arbeiten dachte, begreift man auch; daß er zur Zeit des Römerzuges mit ganz anderen Gedanken sich beschäftigte, das wird man am Ende auch noch ganz natürlich und begreiflich finden; daß er später die Arbeit nicht wieder aufnahm, das ist eine vorliegende Thatsache, deren Erklärung von der Frage nach der Ursache der urplötzlichen Unterbrechung derselben nicht im geringsten abhängt. Nach Heinrichs VII. Tode hatte des Dichters Geist eine andere Richtung genommen.

Wie dem aber auch sei, die beiden weit angelegten und unvollendet gebliebenen Werke zeigen, daß Dante in den ersten Jahren seiner Verbannung noch Anderes that, als in Italien herumzuwandeln. Er hat seine Studien emsig fortgesetzt und redlich darnach getrachtet, sie zum Besten der Menschheit fruchtbar zu machen. Gelehrte Werke aber, wie das Gastmahl und die Volksberedsamkeit, obwohl beide unvollendet geblieben, setzen doch sowohl Muße zur Arbeit voraus, als auch den Aufenthalt des Dichters an dem einen oder anderen Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens, an Universitätsstädten. Denn die Citate aus so vielen Werken, von welchen beide Arbeiten strotzen, setzen notwendig die Benützung einer reichen Bibliothek voraus, und daß der verbannte Dichter eine solche nicht besaß und mit sich herumführte, ist ebenso selbstverständlich, als daß er sie in den Schlössern und Burgen des Adels, wo er etwa eine Zuflucht suchte und fand, nicht vorfinden konnte. Aus beiden Werken geht demnach mit absoluter Sicherheit hervor, daß Dante von 1304 bis zum Römerzuge Heinrichs VII. sich längere Zeit an Universitätsstädten aufgehalten hat; ob aber in Bologna, oder in Padua, oder in Paris, oder sonstwo, das läßt sich nicht endgültig feststellen.

Die Frage, womit er sich auf Universitäten beschäftigte, ist unzertrennlich von der anderen sehr prosaischen, aber leider nur allzu praktischen, woher er denn die nötigen Existenzmittel bezog. Seine Güter zu Florenz und in Toskana waren eingezogen worden; statt Kapitalien hatte er Schulden; die in Florenz zurückgelassene Frau brachte sich und die Kinder sehr kärglich mit dem Wenigen durch, was sie unter dem Titel ihrer Mitgift aus dem Schiffbruch gerettet hatte, war also, auch beim besten Willen, nicht in der Lage, ihm mit Geld auszuhelfen; wenn er sich im Gastmahl über seine Armut, später im Paradies über das so sehr gesalzene fremde Brod und über den herben Pfad, den man auf fremden Stiegen auf- und absteigt, so bitter beklagt, so hatte er offenbar noch keinen großmütigen Gönner gefunden, der ihn aller gemeinen Sorgen des Lebens enthoben hätte. Und er, ein Mann noch im besten Alter, so stolz und selbstbewußt, wie nicht leicht ein zweiter, er hat sich schwerlich dazu bequemt, von fremder Unterstützung sein Dasein zu fristen. Aus dem Honorar für seine Schriften konnte er am allerwenigsten leben, denn damals gab es überhaupt keine Honorare. Aber er war ein Mann von ungeheurem Wissen, von ebenso klarem als scharfen Verstande, ausgerüstet mit einer wunderbaren geistigen Gestaltungsgabe, ein Meister des Wortes und der Form, der noch immer seines Gleichen sucht. Was wird ein solcher Mann auf den Hochschulen gethan haben? Die Vorlesungen der Herren Professoren besucht? Also Dante ein vierzigjähriger Student? Was konnten ihn die damaligen Professoren noch lehren? Und woher nahm er die nötigen Mittel, um als Student auf Universitäten zu weilen? Er schreibt das Gastmahl und sagt ausdrücklich, er wolle die Leute belehren; er schreibt die Volksberedsamkeit und bezeugt, er wolle die Leser belehren über einen Gegenstand, den bisher noch Niemand behandelt habe; er

schreibt die Monarchie und erklärt, seine Absicht sei, Lehre zu geben über eine Frage, die bis dahin noch nicht wissenschaftlich untersucht worden sei. Also fühlte er sich zum Lehrer Anderer berufen, und schwerlich hat er, wie seine Verhältnisse nun einmal waren, sich darauf beschränkt, den Lehrerberuf nur mit der Feder auszuüben. Nimmt man an, daß er die Universitäten aufsuchte, um einen Wirkungskreis zu finden, so begreift man nicht blos die im Gastmahl und der Volksberedsamkeit man darf wohl sagen zur Schau getragene Gelehrsamkeit, sondern auch die Frage nach den Existenzmitteln des Dichters ist damit erledigt. Daß er später in Ravenna Poetik gelehrt hat, das wird vom alten Boccaccio ausdrücklich bezeugt; daß er erst als fünfzigjähriger Mann zum Lehrberuf gegriffen habe, wird man um so weniger glauben, als die um 1309 geschriebene Volksberedsamkeit bereits als ein vollständiges Lehrbuch der Poetik gedacht war. Der Titel eines ordentlichen öffentlichen Universitätsprofessors ist freilich dem armen Verbannten niemals verliehen worden.



zweigt sich jeder dieser drei Sprachzweige ins Endlose, so daß nicht nur die Bewohner des nämlichen Landes, sondern auch, was viel merkwürdiger, die Einwohner einer und derselben Stadt verschiedene Dialekte sprechen. Das rühre daher, daß nach der Sprachverwirrung die Sprache, mit einziger Ausnahme der hebräischen, dem menschlichen Gutdünken anheimgegeben worden, und da der Mensch das unbeständigste und veränderlichste aller Geschöpfe sei, so könne auch seine Sprache „weder dauerhaft noch fortbestehend sein, sondern müsse sich, wie alles andere, was dem Menschen gehört, z. B. Sitten und Gewohnheiten, je nach der Entfernung von Ort und Zeit verändern" (I. 9). Daher die Notwendigkeit der Grammatik, d. h. der Schriftsprache. „Diese Grammatik ist nichts anderes, als eine gewisse unveränderliche Gleichheit der Sprache in verschiedenen Zeiten und Orten. Als diese nach gemeinschaftlicher Übereinkunft vieler Völker geordnet war, scheint sie keinem Gutdünken des einzelnen mehr unterworfen, folglich auch nicht mehr veränderlich zu sein. Diese erfanden sie aber, damit wir nicht wegen Veränderung der Sprache, die nach dem Gutdünken der einzelnen schwankt, das Ansehen und die Thaten der Alten oder derer, welche die örtliche Entfernung von uns unterscheidet, anrührten" (I, 9).

Welche von den drei romanischen Sprachen (provençalische, altfranzösische und italienische) den Vorzug verdiene, will Dante nicht entscheiden, glaubt aber der italienischen einen gewissen Vorzug einräumen zu sollen, da die besten Dichter in derselben gedichtet und sie sich vom gemeinsamen Boden der Grammatik am wenigsten entfernt habe. Da aber Italien vierzehn verschiedene Dialekte hat, so ist eben die Frage, welche denn eigentlich die edle, grammatisch korrekte italienische Sprache sei. Deshalb werden diese Dialekte einzeln einer Prüfung unterworfen, alle mehr oder weniger scharf getadelt, und das Ergebnis der Untersuchung ist, die echte italienische Sprache

sei die, allen Provinzen und Städten gemeinsame, welche aber nirgends ganz rein gesprochen werde, also was man heute die Schriftsprache nennen würde. Mit diesem Ergebnis schließt das erste Buch, welches, wie das erste Traktat des Gastmahls, eigentlich die Einleitung zum ganzen, ziemlich groß angelegten Werke bilden sollte.

An die Bearbeitung des zweiten Buches ist der Verfasser, wie aus den Anfangsworten desselben erhellt, erst einige Zeit nach dem Abschluß des ersten gegangen. Dieses zweite Buch hebt an mit der Untersuchung, wem es zukomme, sich der gebildeten und geschmückten Volkssprache zu bedienen, und die Antwort lautet, das dürfe nicht jeder Schreiber und Verseschmied, sondern nur, wer durch Fähigkeiten und wissenschaftliche Kenntnisse sich auszeichne, und auch dieser dürfe in der edlen italienischen Sprache nicht etwa jeden beliebigen Gegenstand, sondern nur das Höchste und Beste, als da sind Waffenruhm oder Tapferkeit, die Liebe und die Tugend, behandeln, eine Ansicht, welche Dante später aufgegeben hat, da er in seiner großen Dichtung Alles, Irdisches und Himmlisches, Zeitliches und Ewiges, Tapferkeit und Trägheit, Liebe und Haß, Tugend und Laster, Wonne und Qual, das Erhabenste und das Entsetzlichste, selbst in eben dieser Sprache behandelt hat. Daraus folgt, daß er den Plan zu seinem Hauptwerke erst nach der Abfassung der Volksberedsamkeit, d. h. nach 1309, nicht unwesentlich geändert hat. Von Inconsequenz, von Selbstwidersprüchen zu reden wäre bei diesem Manne ebenso thöricht, als es thöricht war, aus den in dieser Arbeit aufgestellten Regeln und Gesetzen der Poetik Kriterien entnehmen zu wollen, um über die Echtheit oder Unechtheit mehrerer Dante zugeschriebenen Gedichte zu entscheiden. Ein rastlos arbeitender und fortschreitender Geist, hat Dante je und je in späteren Jahren als Irrtum, oder doch als Einseitigkeit erkannt, was ihm früher als das Richtige erschienen war.

Die Kaiser aus dem Hause Habsburg, Rudolf und Albrecht, waren freilich viel zu praktisch, als daß sie den Versuch gewagt hätten, den kühnen idealistischen Traum zu verwirklichen. Belehrt durch die Erfahrungen ihrer Vorgänger haben sie, worüber sie von unserem Dichter scharf getadelt werden (vgl. Purg. VI, 97 ffg. VII, 94 ffg.), Italien, das so viele Opfer kostete und wo für sie kaum etwas zu gewinnen war, seinem Schicksale überlassen und dort keine problematischen Kaiserrechte zur Geltung zu bringen versucht. Daran konnte eben nur ein Idealist denken. Und siehe da, der Idealist, ein durch und durch edler Idealist zwar, aber doch ein Mann, der in Idealen lebte und die Wirklichkeit nur mit seinem idealen Auge anzuschauen vermochte, kam auf den deutschen Kaiserthron. Er war kein mächtiger Fürst, der Luxemburger, der am 27. November 1308 zum Kaiser gewählt wurde und sich als solcher Heinrich VII. nannte; seine Besitzungen waren ebenso unbedeutend wie seine Staaten. Aber er war ein durch und durch ideal angelegter Mann, von höchst adeligem Charakter, phantastisch, sogar etwas mystisch angehaucht, dessen sehr wohlgemeinte, aber durchaus dem Reiche des Traumes angehörende Absicht dahin ging, das „heilige römische Reich deutscher Nation“ in seinem alten Glanz und seiner der Vergangenheit angehörenden Macht wiederherzustellen. Daß das Mittelalter nun einmal am Absterben sei, daß eine neue Zeit anzubrechen beginne, das kam dem durch und durch phantastischen Kaiser als eine thörichte Phantasie vor. Er mochte dabei wohl auch auf den Beistand des Papstes Clemens V. rechnen, der, bereits ein Sklave des französischen Königs und es je länger je mehr zu werden fürchtend, seine Wahl zum Kaiser begünstigt hatte und vorläufig auch seine idealen Pläne zu begünstigen schien.

Heute können wir uns nur schwer eine Vorstellung machen von dem Jubel, der Freude, der Begeisterung, dem Enthusiasmus, womit die Kunde von dem beschlossenen Römerzuge Heinrichs VII.

seitens der Ghibellinen Italiens, der idealistischen zumal, begrüßt wurde. Und der Papst schien ja dem Kaiser gewogen, da er ihn zu seinem Unternehmen ermutigte, ihn aufmunterte, die Kaiserkrone in der Metropole der alten Welt, in Rom, sich aufs Haupt zu setzen, und die Italiener aufforderte, den Gesalbten des Herrn überall würdig zu empfangen. Dadurch war für die Guelphen, die „getreuen Söhne der heiligen Mutter Kirche", eine etwas kritische Situation geschaffen, was um so mehr den Jubel der Ghibellinen erklärlich macht. Die Florentiner ließen sich aber nicht irre führen. Dieses praktische Volk, das meistens aus Kaufleuten, großen und kleinen, bestand, erkannte die Situation viel besser und ließ sich nicht im geringsten einschüchtern. Es gehörte ja kein besonderer Scharfblick dazu, um zu der Erkenntnis zu gelangen (zu welcher selbst ein Dante erst nachträglich gekommen zu sein scheint, vgl. Parad. XVII, 82), daß der Papst nichts weniger wünschen konnte, als daß sich der deutsche Kaiser der Herrschaft über Italien bemächtige. In der That zögerte Clemens V. nicht lange, die Pläne des Königs Robert von Neapel heimlich zu unterstützen, der sich zum kräftigen Widerstand gegen Heinrich, den Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, rüstete. Ihrerseits rüsteten sich die Florentiner auch, nachdem sie anfänglich eine mehr zuwartende, zuschauende, beobachtende Stellung eingenommen hatten. Die Ghibellinen freilich wähnten, der Kaiser brauche blos zu erscheinen, seine Gegenwart allein reiche hin, die Gegner niederzuschmettern und alle ihre Pläne und Anschläge zu vereiteln. Der Erfolg hat gezeigt, daß die florentinischen „Krämer", wie man sie spöttisch nannte, viel richtiger sahen, als selbst ihr großer Mitbürger.

Wo dieser, unser Dichter, die erste Kunde von dem beschlossenen und 1310 unternommenen Römerzuge erhielt, ist absolut unbekannt. Nach Boccaccio war er damals in Paris, und eben diese Kunde bewog ihn, Frankreich zu verlassen und

sich wieder nach Italien zu wenden, eine Nachricht, welche um so mehr der Beachtung wert ist, als jetzt erst Dantes Spuren in Italien wieder auftauchen. Villani berichtet von zwei Sendschreiben unseres Dichters: „das eine richtete er an die Regierung von Florenz und beschwerte sich darin über seine unverschuldete Verbannung, das andere an Kaiser Heinrich, als derselbe die Stadt Brescia belagerte, und machte ihm, beinahe weissagend, Vorwürfe über seinen langen Aufenthalt daselbst.“ Der Brief an die florentiner Regierung scheint auch dem späteren Dante-Biographen Leonardo Bruni bekannt gewesen zu sein, welcher berichtet, daß der Dichter zur Zeit des Römerzuges „begann, denen, welche die Stadt (Florenz) regierten, Vorwürfe zu machen, nannte sie gottlose und schlechte Leute und bedrohte sie mit der Rache durch die Macht des Kaisers, welcher, wie er sagte, sie offenbar nicht würden entrinnen können.“ Unter den Dante zugeschriebenen Briefen findet sich nun auch einer an die Florentiner und einer an den Kaiser Heinrich VII.; doch sind die gegen die Echtheit beider erhobenen Zweifel nicht beseitigt und ist die Möglichkeit einzuräumen, daß die echten Sendschreiben verloren gegangen und die vorliegenden Machwerke seien, wie solche aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in nur allzu reicher Fülle vorliegen. Beide, wie sie nun eben vorliegen, sind datiert „von der Quelle des Arno“, der an die Florentiner vom 31. März 1311, der an den Kaiser vom 16. April gleichen Jahres. Sollten beide auch nicht die echten sein, so würden sie gleichwohl immerhin beweisen, daß sich Dante damals in der Nähe von Toskana aufhielt, da sie nicht „von der Quelle des Arno“ datiert sein würden, wäre nicht früher schon eine ziemlich sichere Überlieferung vorgelegen, daß der große Florentiner gerade damals am oberen Arno (in Romena, in Poppi, oder wo sonst) eine Zuflucht gesucht und gefunden hatte.

Der Brief vom 31. März 1311 trägt die Überschrift:

„Dante Alighieri, der Florentiner und unschuldig Verbannte, grüßt die ruchlosen einheimischen Florentiner“ und ist in einem so maßlos leidenschaftlichen Tone abgefaßt, wie man ihn unserem Dichter, der freilich keineswegs leidenschaftslos war, denn doch nicht so recht zutrauen kann. Die Überschrift desjenigen vom 16. April 1311 lautet: „Dem allerheiligsten Triumphator und einigem Herrn, Herrn Heinrich, durch Gottes Gnaden Könige der Römer, allezeit Mehrer des Reiches, küssen die Füße allerunterthänigst Dante Alighieri, der unschuldig Verbannte, und alle den Landfrieden liebenden Tuscier insgesammt.“ In diesem Briefe, geschrieben in biblisch-scholastischem, schwülstigem Stile, werden dem Kaiser bittere Vorwürfe gemacht, daß er so lange in Oberitalien weile, statt gegen Florenz zu ziehen, welche Stadt der Mittelpunkt der Opposition sei. Aus dem Briefe erfährt man zugleich, daß der Schreiber vom Kaiser empfangen worden war, vielleicht schon in Lausanne, wohin mehrere Städte Italiens ihre Gesandten ihm entgegengesandt hatten, vielleicht in Mailand oder sonstwo in Oberitalien, darüber erhalten wir keinen Aufschluß, und die darüber aufgestellten Vermutungen haben keinen Wert.

Um der Sache des Kaisers förderlich zu sein, ging Dante an die Abfassung einer besonderen politischen Schrift, der lateinischen Abhandlung Über die Monarchie. Zwar sind die Forscher über die Zeit der Entstehung dieser Schrift nicht einig, indem sie nach den Einen bereits vor der Verbannung geschrieben worden, nach Anderen die letzte Arbeit des Dichters sein soll. Boccaccio sagt ausdrücklich, daß Dante diese Schrift zur Zeit des Römerzuges Heinrichs VII. geschrieben habe, und bis jetzt sind noch keine Gründe vorgebracht worden, welche genügen würden, sein Zeugnis zu entkräften. Möglich wäre es freilich, daß Boccaccios so bestimmte Aussage nur das Ergebnis seiner Vermutung sei; möglich aber auch, daß er sie aus der damaligen Überlieferung geschöpft, mög-

lich sogar, daß er sichere Kunde darüber gehabt hätte. Eine Veranlassung zur Abfassung der Monarchie muß Dante um so mehr gehabt haben, als sie sich selbst als eine Streitschrift ankündigt. Eine solche Veranlassung dazu hat sich ihm aber niemals in seinem Leben in auch nur annähernd so hohem Grade dargeboten, wie gerade zur Zeit des Römerzuges, da er und seine Mitverbannten auf Heimkehr hofften, durch die kaiserliche Macht, während Florenz und die guelphischen Städte sich rüsteten, dem Kaiser kräftigen Widerstand zu leisten. Ohne Zweifel sind damals die Gegensätze zwischen Guelphismus nnd Ghibellinismus auch theoretisch lebhaft besprochen worden, so daß man sehr wohl begreift, wie Dante sich entschloß, die Frage in ihrem ganzen Umfange rein wissenschaftlich zu behandeln. Hierzu kommt noch ein Zweifaches. Einmal beginnt das zweite Buch der Monarchie mit den Anfangsworten des zweiten Psalms: „Warum toben die Völker und reden die Leute so vergeblich? Die Könige im Lande lehnen sich auf, und die Herren ratschlagen miteinander wider den Herrn und seinen Gesalbten? Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihr Joch", Worte, die auf die damaligen Zustände, da der König von Neapel, die Florentiner und Guelphen überhaupt gegen Heinrich VII. so gewaltig rüsteten, um so eher sich anwenden ließen, als die Frage, ob denn der deutsche Kaiser wirklich der Gesalbte des Herrn sei, für einen Dante gar nicht existierte. Im Ferneren, sollten Dantes Briefe aus der Zeit des Römerzuges wirklich echt sein, so ist deren enge Verwandtschaft mit der Monarchie in Gedanken und Wendungen derart, daß man nahezu gezwungen ist zu dem Schlusse, beide, die Briefe und die wissenschaftliche Abhandlung, müssen in der gleichen Zeit entstanden sein.

In dieser Schrift nimmt Dante mit aller Entschiedenheit den ghibellinischen Standpunkt ein. Da er aber von Haus aus ein Guelphe war, insofern er nämlich einer guelphischen

Familie angehörte, so ist natürlich die Frage aufgeworfen worden, wann und warum er, den Traditionen seiner Familie untreu werdend, vom Guelphismus zum Ghibellinismus übergetreten sei? Und man hat wohl auch geglaubt, diese Frage dahin beantworten zu sollen, der Übertritt habe weniger aus innerer, wissenschaftlicher Überzeugung, als infolge der Erfahrungen und Schicksale des äußeren Lebens stattgefunden. Der Dichter selbst belehrt uns aber eines Anderen: „Sowie wir der Ursache nicht ins Gesicht schauend einer neuen Wirkung uns gemeinschaftlich wundern, so sehen wir, nachdem sich die Ursache uns zeigt, auf Diejenigen, welche in der Verwunderung verharren, mit einer gewissen Verachtung herab. So wunderte ich mich auch einst, daß das römische Volk sich hier auf Erden, ohne Widerstand zu finden, an die Spitze gestellt habe, weil ich bei einer oberflächlichen Betrachtung desselben glaubte, daß es widerrechtlich und nur durch Gewalt der Waffen zu diesem Vorzug gekommen sei. Aber nachdem ich mit den Augen des Geistes tief in das Mark eindrang, und mich die überzeugendsten Merkmale belehrten, daß dies der Wille der göttlichen Vorsehung war, trat an die Stelle der Verwunderung eine fast mit Spott verbundene Nichtachtung, wenn ich erfuhr, daß die Leute gegen diesen Vorrang des römischen Volkes murrten und Eitles redeten, wie ich selbst früher that.“ (Mon. II.) Hier sagt er uns selbst ganz aufrichtig, daß er in früheren Zeiten einer anderen Richtung angehört, anderen Ansichten gehuldigt habe. Daß er hierbei auf den Gegensatz zwischen Guelphismus und Ghibellinismus anspielt, daran braucht wohl nicht erst erinnert zu werden, da die Sache ja selbstverständlich ist. Er erklärt hier aber zugleich des Bestimmtesten, daß sein Übergang keineswegs eine Überläuferei von der einen zur anderen Partei, eine Folge äußerer Erfahrungen und Schicksale, sondern ein einfacher geistiger Fortschritt gewesen sei, bedingt ganz naturgemäß durch Vertiefung

seiner Studien, — ein Fortschritt von dem Irrtum zur Wahrheit.

Dieser Fortschritt, der höchst wahrscheinlich im letzten Decennium des dreizehnten Jahrhunderts, zu der Zeit, da Dante nach dem Tode seiner Beatrice in den Studien Trost suchte und fand, also noch zu Florenz sich vollzogen hat, findet in der Monarchie den rein wissenschaftlichen, in der Komödie den dichterisch-wissenschaftlichen Ausdruck. Und weil die Monarchie eine rein wissenschaftliche Arbeit sein sollte, hat sich der Verfasser bestrebt, jedwede Beziehung auf Zeitereignisse möglichst zu vermeiden, woher denn auch die große Meinungsverschiedenheit über die Zeit der Abfassung. Dante wollte keine bloße Gelegenheitsschrift, er wollte eine Arbeit von bleibendem wissenschaftlichem Werte schreiben. In der Einleitung schlägt er daher den gleichen Ton an, den er in den Einleitungen zum Gastmahl und zur Volksberedsamkeit angeschlagen hatte, eine Thatsache, die uns um so mehr in dem Glauben bestärkt, daß alle drei Arbeiten der nämlichen Periode geistiger Entwickelung angehören, die Monarchie also, wie Boccaccio sagt, zur Zeit des Römerzuges verfaßt worden ist. Auch hier, wie dort, erklärt Dante ganz ausdrücklich, Belehrung sei der Zweck, den er bei seiner Arbeit verfolge: „Alle Menschen, denen eine höhere Natur die Liebe zur Wahrheit einprägte, lassen es sich wohl hauptsächlich angelegen sein, sowie sie durch die Bemühung der Altvordern bereichert worden, so auch ihrerseits für die Nachkommen sich zu bemühen, dergestalt, daß die Nachwelt etwas durch sie erhalte, wodurch sie bereichert werde. Denn seiner Pflicht fernab zu sein möge Der nicht zweifeln, den trotz öffentlicher Anmahnungen es nicht kümmert, zum Gemeinwohl etwas beizutragen; denn er ist kein Holz, das längs dem Lauf der Gewässer zu seiner Zeit Frucht bringt, sondern vielmehr ein verderblicher Strudel, immer einschlürfend und nie das

Eingeschlürfte zurückströmend. Dies nun oft und aufs Neue bedenkend verlangt es mich, daß man mich nicht zeihe, mein Pfund vergraben zu haben, für das allgemeine Wohl nicht nur anzuschwellen, sondern vielmehr Frucht zu tragen, und von Anderen unberührte Wahrheiten ans Licht zu bringen ..... Und da unter anderen verborgenen und nützlichen Wahrheiten die Kenntniß der weltlichen Monarchie höchst nützlich ist und sehr versteckt, und weil sie als etwas nicht unmittelbar Gewinnbringendes von Allen unberührt geblieben ist: habe ich es mir vorgenommen, sie aus ihrem Versteck hervorzuholen, teils um auf eine ersprießliche Weise für die Welt wachsam zu sein, teils um die Palme eines solchen Wagestückes zu meinem Ruhm zuerst mir zu erwerben." (Mon. I, 1.)

Schwerlich würde Dante von „öffentlichen Anmahnungen" in dieser Weise gesprochen haben, wenn keine solche an ihn ergangen wäre; schwerlich hätte er so vom Vergraben seines Pfundes geredet, wenn ihm nicht etwas Derartiges zum Vorwurf gemacht worden wäre. Für so etwas findet man in seinem ganzen Leben nirgends eine passendere Zeit, als gerade die des kaiserlichen Römerzuges. Ja, damals mag er allerdings mehr als nur einmal aufgefordert worden sein, auch seinerseits etwas für die Sache des Kaisers zu thun und sein Pfund nicht zu vergraben. Damals, sonst aber schwerlich jemals in seinem ganzen Leben.

Die Schrift, welche, wie gesagt, eine streng objektive, wissenschaftliche Untersuchung sein will und im Großen und Ganzen auch wirklich ist, besteht aus drei Büchern, von welchen das erste von der Notwendigkeit der Monarchie handelt, das zweite die Frage untersucht, wie das römische Volk das Amt der Monarchie oder des Kaisertums mit Recht übernommen habe, das dritte und wichtigste geht auf die Frage ein, auf welche Weise das Amt des Alleinherrschers oder Kaisers unmittelbar von Gott abhängt.

Nach der Einleitung beginnt Dante mit der Frage nach der Idee und dem Wesen der Monarchie, d. h. des Kaisertums, welches ihm mit der Monarchie identisch ist. Die Monarchie, oder das Kaisertum, ist „eine einzige Obrigkeit, und zwar über alle in der Zeit, oder sowohl in dem, als über das, was zeitlich gemessen wird.“ Dabei ergeben sich sofort die drei Fragen, ob eigentlich die Monarchie zum Wohle der Menschheit notwendig sei; ob das römische Volk sich mit Recht das Amt des Alleinherrschers angeeignet habe; endlich, ob das Ansehen des Monarchen abhänge von Gott unmittelbar, oder aber von einem Anderen, als Diener und Statthalter Gottes. Was die erste Frage anlange, sei sie ohne Weiteres zu bejahen. Der letzte und höchste Zweck des einzelnen Menschen, wie der gesammten Menschheit könne nämlich kein anderer sein, als der, alle Anlagen und Fähigkeiten zu entwickeln und zum allgemeinen Besten in Thätigkeit zu setzen, ein Zweck, welchen der Mensch nur dann zu erreichen hoffen dürfe, wenn auf Erden allgemeiner Friede herrsche, welcher nur dann unter den Menschen hergestellt und erhalten werden könne, wenn nur Einer allein Herrscher und Lenker sei, gerade so, wie bei dem einzelnen Menschen alle Kräfte des Geistes und des Leibes durch die Eine Kraft des Verstandes und jedes einzelne Haus von dem Einen Haupte desselben regiert werden soll. Was nun für das Einzelne zweckmäßig und notwendig ist, das muß auch für die Gesamtheit zweckmäßig und notwendig sein. Wie das Einzelne nicht bestehen kann, wenn es nicht von einem einzigen Willen geleitet und regiert wird, so kann auch die Gesamtheit weder recht bestehen, noch gedeihen, wenn nicht Einer allein die Herrschaft über das Ganze besitzt. Ferner soll sich auf Erden der Himmel abspiegeln; im Himmel giebt es aber nur Einen Gott, Einen Herrn. Da er himmlischen Ursprungs ist, muß der Mensch auch darnach ringen, daß die Erde dem Himmel

möglichst ähnlich werde. Und da der Himmel in allen seinen Teilen durch eine einzige Bewegung, nämlich der ersten Bewegkraft, und durch einen einzigen Beweger, nämlich durch Gott, geleitet wird, so muß auch die Menschheit, soll anders die Erde dem Himmel ähnlich sein, von einem einzigen Fürsten als dem Einen Beweger und von einem einzigen Gesetze, als der Einen Bewegung geleitet werden. Ferner, wo immer ein Rechtshandel vorkommen kann, da muß auch ein Gerichtsspruch da sein. Wenn es nun aber mehrere von einander unabhängige Fürsten in der Welt giebt, wer soll dann über die Streitigkeiten in letzter Instanz entscheiden? Darum muß durchaus ein Alleinherrscher dasein, der, über Allen stehend und von Allen unabhängig, über jede vorkommende Streitigkeit endgiltig zu entscheiden hat. Daraus ergiebt sich, daß die Monarchie einem wirklichen Bedürfnisse der Menschheit entspricht. Denn am besten befindet sich die Menschenwelt, wenn Gerechtigkeit in ihr herrscht, und nur dann kann Gerechtigkeit in ihr herrschen, wenn sie einen Monarchen hat, weil die Gerechtigkeit in erster Linie an der menschlichen Begierde scheitert, welche daher zuerst aus dem Wege geräumt werden muß. Wo nun aber kein Wunsch mehr möglich ist, da kann auch gar keine Begierde mehr sein. Für den Monarchen aber giebt es gar Nichts, das er wünschen könnte, da er ja Alles besitzt, weshalb er denn auch unter allen Sterblichen die Gerechtigkeit am allerlautersten ausüben kann. Ferner, die Menschheit bedarf zu ihrem Glücke der Freiheit, welche das größte von Gott ihr verliehene Geschenk ist; am freiesten ist sie aber unter dem Monarchen; also unter ihm befindet sie sich auch am besten, und daraus folgt hinwiederum, daß die Monarchie zum Wohle der Menschheit notwendig ist. Wer ferner am besten zum Herrscher eingerichtet ist, der kann auch Andere am besten einrichten. Der Monarch ist aber unter allen Menschen

der einzige, welcher am besten eingerichtet sein kann, da er gar keine, oder jedenfalls unter allen Menschen die geringste Veranlassung zur Begierde haben kann, welche allein das Urteil verkehrt und die Gerechtigkeit hindert. Ferner, was durch Eines geschehen kann, das wird viel besser durch Eines als durch Mehrere ausgeführt, denn alles Überflüssige ist Gott und der Natur zuwider, und alles, was Gott und der Natur zuwider ist, das ist vom Übel und ein Übel, woraus folgt, daß es nicht blos besser sei, es geschehe etwas, sofern es überhaupt geschehen kann, durch Einen statt durch Mehrere, sondern auch, daß, wenn es durch Einen geschieht gut, wenn durch Mehrere übel an sich sein muß. Die Menschheit kann nun aber durch Einen Oberherrscher, den Monarchen, regiert werden, weshalb es um sie am besten steht, wenn sie von einem Einzigen, statt von Vielen regiert wird, wie auch sonst in allen Dingen was am meisten Eins, zugleich auch das Beste ist. Soll sich also die Menschheit wohl befinden, so muß notwendig in der Welt ein Monarch da sein, was selbst Christus dadurch bestätigt hat, daß er unter dem Kaiser Augustus in die Welt kam. „Denn wenn wir von dem Fall des ersten Menschen, als dem Beginn unseres ganzen Irrweges, die Anordnung der Menschen und die Zeiten überblicken, so werden wir finden, daß nur unter dem göttlichen Augustus als Monarchen die Welt in einer vollkommenen Monarchie ruhig gewesen ist. Und daß das Menschengeschlecht damals glücklich war in der Ruhe des allgemeinen Friedens, das haben alle Geschichtschreiber, alle erlauchten Dichter, ja, auch der Schreiber der Sanftmut Christi (der Evangelist Lucas) für wert gehalten zu bezeugen. Und endlich nannte auch Paulus jenen glücklichen Zustand die Fülle der Zeit.“ (Mon. I. 16).

Dies in aller Kürze der Inhalt des ersten Buches, ein Inhalt, welcher den modernen Menschen ganz fremdartig an-

mutet, gleichwohl aber ganz im Geiste der Zeit war. Heute würde solche Beweisführung ganz kalt lassen, höchstens uns ein Lächeln abgewinnen; damals aber lagen die Dinge ganz anders. Was uns fremdartig und sonderbar scheint, wie mächtig mußte es die Gemüther ergreifen, da Alles voll Unruhe und Unfrieden war und die Kunde von der Ankunft des Kaisers, des Monarchen, des Friedens- und Ruhestifters an allen Ecken und Enden Italiens erscholl! Dante wußte sehr wohl, was er wollte und er wollte mit aller Energie, was er wußte. Seine Pfeile waren vortrefflich gezielt.

Die Monarchie ist also zum Wohle der Menschheit notwendig. Warum hat aber gerade das römische Volk das Amt der Monarchie übernommen? Nicht ohne Recht, blos durch Glück und Waffengewalt, wie der Verfasser früher gemeint und viele noch immer meinen, sondern weil die römische Weltmonarchie eine von Gott gewollte sei. Was aber Gott will, das und nur das ist recht. Woraus können wir aber den göttlichen Willen erkennen? Ganz einfach aus seinen Werken. Denn wenn gleich sein Siegelring verborgen ist, so giebt doch das von ihm beprägte Wachs offenbares Zeugnis. Daß nun Gott selbst das römische Volk zur Weltherrschaft berufen, das erhellt daraus, daß dieses unter allen Völkern das edelste ist, weshalb ihm denn auch der Vorrang gebührt, namentlich aber daraus, daß Gott durch Zeichen und Wunder selbst bewiesen habe, daß die römische Weltherrschaft seinem Willen gemäß sei. Diese Zeichen und Wunder sind durch die besten Dichter und Schriftsteller bezeugt. Als Numa Pompilius ein Opfer darbrachte, da fiel ein Schild vom Himmel in die von Gott auserwählte Stadt. Durch ihren Ruf zeigte eine zuvor nicht gesehene Gans die Ankunft der Gallier an und ward so die Retterin des Kapitoliums. Durch ein plötzliches und unerträgliches Hagelwetter wurde Hannibal abgehalten, seinen Sieg bis zur Stadt Rom zu verfolgen, und nur durch ein Gottes-

wunder konnte Cloelia die Ketten zerbrechen und den Tiber durchschwimmen. Sodann hat Rom, indem es sich die Welt unterwarf, nur das Wohl des Staates und somit auch den Zweck des Rechtes beabsichtigt. Ferner wurde das römische Volk von der Natur zur Herrschaft prädestiniert und berufen, und es hat durch Gottesurteile die Herrschaft erlangt und behalten. Endlich hat ja Christus selbst das göttliche Recht der römischen Weltherrschaft anerkannt und bestätigt, indem er unter einem römischen Kaiser geboren und unter einem solchen am Kreuz hat sterben wollen. „Mögen sie denn ablassen, das römische Kaisertum zu schmähen, sie, die sich als Söhne der Kirche verstellen, wenn sie sehen, daß Christus, der Bräutigam, es auf diese Weise an den beiden Endpunkten seiner Laufbahn bestätigt hat. Damit glaube ich hinlänglich gezeigt zu haben, daß das römische Volk mit Recht die Oberherrschaft der Welt sich angeeignet hat. Glückliches Volk, glorreiches Ausonien, wenn der Schwächer deiner Herrschaft (Konstantin) niemals geboren worden wäre, oder aber wenn seine fromme Absicht ihn nicht betrogen hätte" (Mon. II, 13)!

Um diese Ausführungen des zweiten Buches zu verstehen, darf nicht außer Acht gelassen werden, daß der deutsche Kaiser damals in Italien gar nicht als ein Fremdling galt, wie man später Kaiser und ausländische Fürsten überhaupt zu bezeichnen sich gewöhnt hat; daher es auch ungereimt ist, nach Art heutiger italienischer Patrioten Dante den Vorwurf zu machen, daß er für den fremden Herrscher geschwärmt und von demselben das Heil für das Vaterland erwartet habe. In seinen, wie überhaupt in den Augen der Ghibellinen Italiens, war der rechtmäßig gewählte Kaiser, mochte er nun ein Italiener sein oder nicht, das alleinige rechtliche Haupt des römischen Kaisertums, der alleinige rechtliche Erbe der römischen Kaisergewalt. Auch die Gegner des Kaisers, die Guelphen Italiens,

haben damals nicht im Traume daran gedacht, gegen Heinrich VII., oder gegen einen anderen Kaiser, das Argument geltend zu machen, er sei ein Fremdling und habe als solcher mit dem römischen Kaisertum nichts zu schaffen. Wenn nun Dante in die Welt hineinrief: das römische Kaisertum sei von Gott gewollt, so klang das bei den damaligen Verhältnissen und Anschauungen wie ein begeistertes und wohlbegründetes Gott will es, Gott will, daß ihr Seinem Gesalbten, Heinrich, dem rechtlichen Inhaber der römischen Kaisermacht, unterthan seid und ihm Gehorsam erweiset; denn wer sich wider den Kaiser, als die von Gott gewollte und eingesetzte Obrigkeit wendet, der widerstrebet Gottes Ordnung und wird über sich ein Urteil empfangen. Wie man sieht, war der Pfeil auch hier trefflich gezielt, Dantes Ausführungen nach den Anschauungen der damaligen Zeit in hohem Maße geeignet, für den Luxemburger Propaganda zu machen.

Ein Einwand blieb freilich noch zu widerlegen. Die Kaisergewalt ist allerdings von Gott, aber mittelbar, durch seinen Statthalter auf Erden, nämlich durch den Papst. Das war ja die Lehre, das war der Grundsatz des Papsttums seit den Zeiten Gregors VII. und darauf konnten ja die Guelphen ihren Widerstand gründen, um so mehr, als Papst Clemens V. eigentlich ein Gegner Heinrichs VII. war, obwohl er anfänglich für ihn zu sein schien. Darum ist denn auch das dritte und letzte Buch von Dantes Werk dieser Frage gewidmet. Daß es sich hierbei um einen ernsten Kampf handelt, ist ihm selbst völlig klar: „Wenn ich mich der Wahrheit gemäß über die dritte der aufgeworfenen Fragen auslasse, so möchte ich wohl besorgen, mir einigen Unwillen zuzuziehen, weil es nicht geschehen kann, ohne daß etliche schamrot darüber werden. Da aber von ihrem unwandelbaren Throne herab die Wahrheit in mich dringt .... will ich die gegenwärtige Kampfbahn hineinschreiten und im Arme dessen,

der uns durch sein Blut aus der Macht der Finsternis erlöste, will ich den Frevler und Lügner im Angesichte der Welt aus den Schranken hinaustreiben. Was habe ich denn zu fürchten? Spricht doch der mit dem Vater und dem Sohne gleich ewige Geist durch den Mund Davids: Das Gedächtnis der Gerechten wird ewiglich bleiben, und Verdammung wird er nicht fürchten. Die Streitfrage nun, die wir im folgenden zu untersuchen haben, besteht zwischen zwei großen Lichtern, nämlich dem römischen Oberpriester und dem römischen Fürsten, und es fragt sich, ob die Autorität des römischen Monarchen unmittelbar von Gott abhänge, oder aber von irgend einem Stellvertreter oder Diener Gottes, wobei ich an den Nachfolger des Petrus denke, welcher der wirkliche Schlüsselträger des Himmelreiches ist". (Mon. III, 1).

Damit ist deutlich genug gesagt, daß es hier dem Verfasser darum zu thun ist, mit den Ansprüchen der Hierarchie den Kampf aufzunehmen. Bei der Untersuchung der großen Weltfrage der Zeit geht er nun von dem Grundsatze aus, Gott wolle das nicht, was gegen die Natur sei. Und nachdem er diesen Satz bewiesen, bemerkt er, die Frage, um die es sich hier handle, sei derart streitig, daß, wenn bei anderen Fragen Unwissenheit der Grund des Streites zu sein pflege, in der vorliegenden umgekehrt der Streit die Ursache der Unwissenheit sei, indem selbst große Geister zuweilen von der Leidenschaft sich leiten lassen, wodurch der Irrtum mächtig werde. Der gesuchten Wahrheit stünden nun drei Sorten von Menschen entgegen: der Papst mit seiner Klerisei, die Dekretalisten und die Parteileute. Der Papst, dem wir nicht schulden was Christo, sondern nur was dem Petrus, widerspreche dem Satze, daß die kaiserliche Autorität unmittelbar und direkt von Gott stamme, vielleicht aus Eifer für das Ansehen seiner Schlüssel. Der Klerus thue es vielleicht aus Eifer für die heilige Mutter Kirche und nicht aus Hochmut.

„Einige andere hingegen, deren widersetzliche Begierde das Licht ihrer Vernunft auslöschte und die sich Söhne der Kirche nennen, während sie in Wirklichkeit Teufelskinder sind, verursachen nicht allein bei dieser Untersuchung Zwiespalt, sondern leugnen aus Abscheu mit großer Frechheit die Grundbegriffe der ganzen Untersuchung, sobald sie nur den Namen des hochheiligen Kaiserreiches aussprechen hören". Die in der Theologie und Philosophie ganz unwissenden Dekretalisten bekämpfen den göttlichen Ursprung und die göttliche Autorität des Kaisertums aus bloßem Ehrgeiz. Um derart Menschen beiseite zu schieben, müsse man bemerken, daß es eine Schrift gebe vor, eine mit und eine nach der Kirche: vor der Kirche das Alte und das Neue Testament, deren Gültigkeit eine ewige ist; mit der Kirche die Concilien und Kirchenväter; nach der Kirche die Dekretalen, welche hinter der Heiligen Schrift zurückstehen müssen und nur von der Kirche ihr Ansehen empfangen. „Nachdem diese ausgeschlossen sind, kommen diejenigen an die Reihe, welche, mit Rabenfedern bedeckt, als weiße Schafe in der Herde Christi gelten möchten. Das sind die Kinder der Bosheit, welche, um ihre Schandthaten ausführen zu können, die Mutter prostituieren, die Brüder vertreiben und dann keinen Richter anerkennen wollen (doch wohl eine Ausspielung auf die Schwarzen zu Florenz, die ihn und seine Schicksalsgenossen vertrieben hatten, und nun den Kaiser Heinrich VII. nicht als Richter anerkennen wollten). Warum sollte denn auch die Vernunft gegen solche Leute angerufen werden, welche, durch ihre Begierden verhindert, die Beweisgründe nicht einsehen wollen? Es bleibt daher übrig einzig und allein mit Denen den Kampf zu führen, welche, durch einen gewissen Eifer für die Mutter Kirche geleitet, die Wahrheit verkennen, nach welcher wir forschen. Mit diesen beginne ich denn, gestützt auf jene Ehrerbietung, die der fromme Sohn dem Vater und der Mutter schuldet, fromm dem Hirten

und allen Bekennern der christlichen Religion gegenüber, zum Heile der Wahrheit in diesem Buche den Kampf" (Mon. III, 3).

Demnach sind die Gegner, gegen welche Dante den Kampf aufnimmt, der Papst und der bessere Teil des Klerus. Mit dem ordinären Pfaffentum, mit den Dekretalisten und Parteigängern erklärt er dagegen ausdrücklich, daß er sich nicht abgeben wolle. Da nun der Hauptbestandteil dieses dritten Buches aus der Widerlegung gegnerischer Argumente besteht, müssen dieselben offenbar päpstlichen Ursprungs sein. Es sind also keine geringen, geschweige denn verächtliche, Gegner, gegen welche Dante den Kampf aufzunehmen sich anschickt.

Und wie führt er diesen Kampf? Mit erstaunlicher Gewandtheit, siegreich. Alle Argumente der Gegner, die theologischen, oder Schriftbeweise, die historischen, logischen und philosophischen Beweise, werden der Reihe nach einzeln durchgenommen, sorgfältig geprüft und als durchaus unstichhaltig nachgewiesen. Hierauf geht er über zur Begründung seiner eigenen Behauptung, daß das Kaisertum keineswegs durch Vermittlung des Papstes, sondern unmittelbar von Gott stamme und daher der Kirche nicht untergeordnet sei. Seine eigene Auffassung, wie er sie am Schlusse seiner bedeutungsvollen Schrift entwickelt, lautet im Wesentlichen dahin: der Mensch nimmt zwischen Vergänglichem und Unvergänglichem eine Mittelstellung ein; er ist der Vergänglichkeit sowohl als auch der Unvergänglichkeit teilhaftig, das eine dem Leibe, das andere der Seele nach. Demgemäß giebt es für ihn einen doppelten Zweck, wonach er, als ihm von der göttlichen Vorsehung bestimmt, streben soll, nämlich das Glück des zeitlichen und die Seligkeit des ewigen Lebens. Jenes besteht in der Übung der eigenen Kraft und wird durch das irdische Paradies abgebildet; die Seligkeit des ewigen Lebens besteht im Genusse des Anschauens Gottes und hat ihr Abbild im himmlischen Paradiese. Diese beiden Zwecke des Menschendaseins sollen

und können durch verschiedene Mittel erreicht werden. Zum diesseitigen Lebensglücke gelangt der Mensch auf dem Wege der Vernunft, durch richtige Einsicht und sittliches Handeln; zur jenseitigen Seligkeit gelangt er hingegen nur auf dem Wege der göttlichen Offenbarung, welche die menschliche Vernunft übersteigt, wenn er nämlich auf diesem Wege wandelt im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung. Unter der Herrschaft niederer Begierden stehend, würde aber der Mensch, sich selbst überlassen, weder den einen noch den anderen dieser beiden Zwecke zu erreichen vermögen. Hierzu bedarf er der Führung. In seiner Weisheit und Güte hat ihm daher Gott zweierlei Führer gegeben: den geistlichen Oberhirten, dessen Aufgabe darin besteht, das Menschengeschlecht nach den Normen der göttlichen Offenbarung zur Seligkeit des ewigen Lebens zu führen, und den Kaiser, der nach den Normen der menschlichen Vernunft, d. h. nach philosophischer Unterweisung, das Menschengeschlecht dem Glücke des zeitlichen Lebens zuführen soll. Beide Führer werden nicht durch Menschen gewählt, sondern von Gott selbst hierzu berufen, und die menschlichen Wähler sind nur die Herolde oder Verkünder des göttlichen Willens. Da aber das Ewige höher steht als das Zeitliche, die Offenbarung höher als die Vernunft, ist allerdings der Kaiser in gewissen Dingen dem Oberhirten der Christenheit untergeordnet. Er hat demselben jene Ehrerbietung zu erweisen, die der erstgeborene Sohn dem Vater schuldet, damit er um so tüchtiger werde, sein ebenso erhabenes als verantwortungsvolles Amt richtig und würdig zu verwalten.

Das war eine gewaltige und beredte Apologie des Kaisertums, jenes idealen Kaisertums nämlich, wie sich Dante dasselbe vorstellte. Sollte Heinrich VII., der gekrönte Idealist, diese Schrift des florentinischen Verbannten zu Gesicht bekommen und gelesen haben, so dürfte er ausgerufen, oder doch wenigstens gedacht haben dabei mit Vater Adam: Das ist einmal Fleisch

von meinem Fleische und Gebein von meinem Gebeine. Leider fragen die Menschen in aufgeregten, unruhigen, kriegerischen Zeiten gar wenig nach Idealen und nach wissenschaftlichen Ausführungen. Das gemeine Leben mit all seinen Sorgen nimmt sie allzusehr in Anspruch. Kein Wunder daher, daß Dantes Schrift, allem Anscheine nach, unbeachtet, wirkungslos geblieben ist. Nirgends treffen wir bis zu seinem Tode auf eine auch noch so geringe Spur, daß dieselbe irgend welche Beachtung gefunden, oder auch nur bekannt geworden wäre. Kein Gegner hat sich veranlaßt gesehen, gegen diese Schrift aufzutreten, ihr eine Gegenschrift entgegenzustellen. Ob Kaiser Heinrich sie gekannt, ob er von derselben Einsicht genommen hat, — auch das ist sehr fraglich.

Von all' den schönen und hohen Hoffnungen, mit welchen die Nachricht von dem beschlossenen und dann auch wirklich unternommenen Römerzuge Dantes Seele erfüllt hatte, ist keine in Erfüllung gegangen, und unerfüllt sind auch die hohen Träume geblieben, mit welchen Heinrich von Luxemburg über die Alpen gezogen war und am 6. Januar 1311 zu Mailand in der Sankt Ambrosiuskirche die eiserne Krone sich auf's Haupt gesetzt hatte. Voll idealer Anschauungen, aber ohne den richtigen, praktischen Blick für die Wirklichkeit der Dinge, bildete er sich ein, sein kaiserliches Wort müsse und werde mehr gelten und wirken als Waffen und Heere. Er meinte den Frieden nach Italien zu bringen und brachte den Krieg. Bereits in Mailand und unter seinen eigenen kaiserlichen Augen brachen Unruhen aus, die Visconti erhoben sich gegen die Torriani und vertrieben sie aus der Stadt. Gewonnen durch das Geld, die Briefe und die Gesandten der Florentiner, empörten sich die lombardischen Städte Cremona, Lodi, Brescia, Pavia und andere gegen den Kaiser. Anfangs Juni 1311 wurde zwischen den Florentinern, den vier Städten Pistoja, Lucca, Siena und Volterra der guelphische Bund

geschlossen, zu dem Zwecke, dem Luxemburger mit allen Kräften Widerstand zu leisten. Der Kaiser achtete freilich wenig auf die Zeichen der Zeit. Nachdem es ihm gelungen war, Cremona und Brescia zu unterwerfen, langte er am 21. Oktober 1311 in Genua an, woselbst ein harter Schlag, der Tod seiner Gattin, ihn traf, wodurch er sich freilich nicht abhalten ließ, seinen Zug über Pisa nach Rom vorzubereiten. Da die Gesandten, welche er nach Florenz schickte, nicht blos nicht empfangen, sondern auch ausgeraubt und mit Lebensgefahr zurückgeschickt wurden, citierte der Kaiser am 20. November 1311 die Florentiner nach Genua, um sich bei ihm zu entschuldigen und ihm Gehorsam zu geloben. Da sie natürlich um seine Citation nicht im geringsten sich kümmerten, verhängte er (24. Dezember 1311) die Reichsacht über sie und ihre Stadt, was sie eben so kalt ließ, wie seine Citation. Vertrauend auf sein Recht, am glücklichen Ausgang seines Unternehmens nicht im geringsten zweifelnd, verließ Heinrich Genua und zog am 6. März 1312 in Pisa ein, wo er feierlich empfangen wurde und bis am 23. April sich aufhielt. Dann setzte er seine Reise fort, am 7. Mai 1312 hielt er seinen Einzug in Rom, wo er nach manchen Unruhen am 29. Juni gekrönt wurde. Hier nahm er wahr, daß Clemens V. keineswegs für ihn war, wie es anfänglich schien. Der Papst befahl nämlich dem Kaiser, er solle das Königreich Neapel nicht angreifen, mit König Robert einen einjährigen Waffenstillstand abschließen, Rom am Tage seiner Krönung verlassen, auf alle seine Rechte auf die ewige Stadt verzichten und dieselbe ohne päpstliche Erlaubnis nicht mehr betreten. Das römische Volk erklärte hingegen Rom für kaiserliche Stadt, das Kapitol für den beständigen Sitz des Kaisers, der seine Autorität einzig und allein dem römischen Volke verdanke. Der Bruch zwischen Kaiser und Papst war damit vollzogen. Vielleicht haben gerade diese Verhältnisse den Dichter bestimmt, an die Abfassung seiner Schrift über die *Monarchie* zu gehen.

Zu spät und nach langem Schwanken entschloß sich endlich Heinrich VII., den Rat unseres Dichters zu befolgen und gegen den Herd der Opposition, gegen Florenz zu ziehen. Die Florentiner hatten alle Zeit gehabt, zum Widerstande sich zu rüsten; den Kaiser verfolgte das Unglück. Auf dem im August 1312 erfolgten Zug durch die römische Kampagna wurde sein Heer von den bösen Fiebern befallen, welche sehr viele Opfer forderten. Am 19. September begann der Kaiser die Belagerung von Florenz. Die Florentiner fragten so wenig darnach, daß die meisten Thore ihrer Stadt gerade wie in Friedenszeiten geöffnet wurden und sie nach wie vor dem Handel oblagen, als ob gar keine Gefahr über ihnen schwebte. Nach einer nutzlosen Belagerung hob der Kaiser dieselbe auf am Allerheiligentage 1312 und zog nach Poggibonsi, wo er sich mit einem kleinen erschöpften Heere, ohne Geld und ohne Vorräte, bis zum 6. März 1313 aufhielt. Dann brach er wieder nach Pisa auf, wo er am 9. März zum zweitenmale einzog und, den Kopf noch immer voll von seinen Idealen von Kaisersgröße und Kaisersautorität und Kaisersunüberwindlichkeit, verschiedene Maßregeln gegen die Florentiner traf und zu einem Kriegszug gegen den König Robert von Neapel rüstete. Es gelang ihm auch, ein Heer und Geld zusammenzubringen. Am 8. August brach er siegeszuversichtlich von Pisa auf; in Benevent angelangt, erkrankte er und am 24. August 1313 war seine Rolle auf immer ausgespielt, — er war eine Leiche. Damit war der Römerzug, damit zugleich aber auch die hohen und schönen Hoffnungen Dantes und so vieler anderen Verbannten auf immer zu Ende.

Von Dantes Schicksalen zu der Zeit des Römerzuges ist nur sehr wenig bekannt. Wir hören, daß er an dem kaiserlichen Angriff auf Florenz nicht habe persönlich teilnehmen wollen, was sich bei dem bald fünfzigjährigen Dichter und Gelehrten leicht begreifen läßt, auch ohne eine glühende Vater-

landsliebe und eine ganz besondere Rücksicht auf die Vaterstadt bei ihm vorauszusetzen. Soll er ja Heinrich VII. so feurig aufgefordert haben, um andere Städte sich nicht groß zu kümmern, sondern direkt gegen Florenz zu ziehen. Als sie sich gegen den Kaiser rüsteten, da hatten die Florentiner zu ihrer Verstärkung Ende April 1311 alle verbannten Guelphen zurückgerufen; später haben sie, durch die sog. Riforma des Baldo von Aguglione (welcher gerade damals in der Regierung saß) vom 2. September 1311, den meisten verbannten Weißen Amnestie gewährt. Dante ist, allerdings mit vielen anderen, ausdrücklich von der Amnestie ausgeschlossen. Warum? Sind die Briefe an die Florentiner und an Heinrich VII. wirklich so geschrieben worden, wie wir sie jetzt lesen, so geben sie auf dieses Warum eine ganz natürliche und völlig befriedigende Antwort.



XIV.

Neue Wanderungen und Selbsteinkehr.

„Wegen des Todes Heinrichs VII. verlor im allgemeinen jeder, der zu ihm gehalten hatte, alle Hoffnung; ganz besonders aber Dante, welcher, ohne fernerhin noch irgendwie an eine mögliche Rückkehr nach Florenz zu denken, über die Apenninen nach der Romagna zog, woselbst sein letzter Tag, der allen seinen Mühen ein Ende machen sollte, auf ihn wartete." In diesen wenigen Worten schildert Boccaccio das Leben unseres Dichters von dem Tode Heinrichs VII. bis zu seiner Niederlassung in Ravenna. Und der spätere Dante-Biograph, Leonardo Bruni, schreibt: „Nachdem Kaiser Heinrich gestorben war, ging für Dante jedwede Hoffnung gänzlich verloren; denn den Weg der Begnadigung hatte er sich selbst abgeschnitten durch sein Schmähen und Schreiben wider die Regierung der Republik, und eine Macht, worauf er seine Hoffnung hätte gründen können, war nicht mehr da. Daher gab er denn auch alle und jede Hoffnung auf und brachte den Rest seines Lebens sehr arm in der Lombardei, in Toskana und in der Romagna unter dem Schutze verschiedener Herren zu, bis er endlich nach Ravenna sich begab, wo sein Leben zu Ende ging."

Für die Lebensgeschichte unseres Dichters ist aus diesen Allgemeinheiten nur so viel zu entnehmen, daß nach dem verunglückten Römerzuge Heinrichs VII. jedwede Hoffnung auf Rückkehr auf immer für ihn erloschen war, was auch ganz seine

Richtigkeit hat und urkundlich festgestellt ist. Zwar hat man, gestützt auf einen Dante zugeschriebenen Brief, früher ziemlich allgemein angenommen, die Rückkehr nach Florenz sei ihm bereits gegen Ende 1316, allerdings unter etwas demütigenden Bedingungen, angeboten worden, er aber, in edlem Stolze, habe es verschmäht, solche Bedingungen anzunehmen und es vorgezogen, in der Verbannung zu verbleiben. Aber der betreffende Brief ist als unecht nachgewiesen und späterhin urkundlich festgestellt worden, daß dem Dichter die Rückkehr nach Florenz niemals bis zum Ende seines Lebens, weder unter günstigen noch unter ungünstigen Bedingungen gestattet worden ist.

Wo der Dichter sich befand, als er die erschütternde Nachricht von dem Tode seines Kaisers, auf den er so große Hoffnungen gesetzt hatte, erhielt, das ist nicht bekannt. Aus Boccaccios Worten sollte man schließen, daß er bis zu Heinrichs Tode in Toskana, oder an den Grenzen von Toskana sich aufgehalten habe. Möglich, daß er längere Zeit, vielleicht bis zum traurigen Ausgange des unseligen Römerzuges an den Quellen des Arno, also im Casentino, verweilt hat. Ist die Monarchie, wie höchst wahrscheinlich, in der Zeit des Römerzuges verfaßt worden, so setzt die streng wissenschaftliche Arbeit eine Muße voraus und eine Sammlung des Geistes, wie sie auf beständigen Wanderungen gar nicht denkbar sind. Auf die, immerhin noch sehr reichlichen, aber im Vergleich zum Gastmahl und der Volksberedsamkeit etwas spärlicheren Citate ist nicht mit Sicherheit zu bauen; sie könnten einfach von Excerpten herrühren, die der Dichter früher auf den von ihm besuchten Universitäten gemacht, und daß ihrer, im Vergleich zu Gastmahl und Volksberedsamkeit, weniger sind, ließe sich daraus erklären, daß ihm dort im obersten Arnothale keine, jedenfalls keine besonders reiche Bibliothek zur Verfügung stand. Bestimmtes wissen wir aber darüber gar nichts. Sicher ist dagegen, daß er den Glauben an seinen Kaiser auch nach

dessen tragischem Ausgange nicht verloren hat. Selbst Idealist, hatte er für die idealistischen Fehler eines Monarchen, welcher mit der gegebenen Wirklichkeit der Dinge nun einmal nicht zu rechnen verstand, gar kein Auge. Nicht bei dem Luxemburger, sondern nur in den italienischen Verhältnissen der damaligen Zeit suchte und fand er den Grund des Mißlingens des großen idealistischen Unternehmens. Italien sei eben zur Herstellung noch nicht reif gewesen, als der „hohe Heinrich“ kam, um es wieder aufzurichten. Dante hat ihm einen hervorragenden Sitz in seinem Himmel angewiesen. (Parad. XXX, 133 ffg.).

Nach einer alten Überlieferung soll sich Dante, auf die Kunde von Heinrichs Tode hin, enttäuscht und völlig entmutigt, nach dem Kloster Santa Croce in Fonte Avellana zurückgezogen und dort längere Zeit, in ernsten, tiefen Betrachtungen versenkt, zugebracht haben, eine Überlieferung, welche als geschichtliche Thatsache verewigt ist durch eine Inschrift im genannten Kloster, welche auch die Zelle genau zu bezeichnen weiß, die der unglückliche Dichter bewohnt habe. Freilich ist die Inschrift mehr als zweihundert Jahre jünger, erst im Jahre 1557, angebracht worden. Die Sage selbst ist aber jedenfalls viel älteren Datums, und wer wollte behaupten, daß sie auf gar keiner geschichtlichen Grundlage beruhe. Daß sich Dante damals in die Stille zurückgezogen habe, ist um so wahrscheinlicher, als sich seine Spuren auch jetzt wieder vollständig verlieren und gerade zu dieser Zeit eine wesentliche Umwandlung in seinem Inneren sich vollzogen hat. Wollte er sich aber in die Stille zurückziehen, so war dazu, für die damalige Zeit und nach den damaligen Lebensanschauungen, ein Kloster der passendste Ort. Auch scheint eine Stelle seiner großen Dichtung (Purg. XXI, 106 ffg.) zu dem Schluß zu berechtigen, Dante müsse einmal die Gegend von Fonte Avellana und das Kloster daselbst be-

sucht haben, da eine so genaue Schilderung den Augenschein voraussetzt. Nur daß wir nicht wissen, wann dieser Besuch stattgefunden hat.

Als historisch gesichert darf hingegen ein längerer Aufenthalt des Dichters in den nächsten Jahren nach Heinrichs VII. Tode in der Stadt Lucca angesehen werden. In seinem großen Gedicht, also, nach der in demselben mit allerstrengster Konsequenz festgehaltenen Fiktion, im Jahre 1300, läßt er sich im Büßerlande von einem verstorbenen Bürger von Lucca, dem Dichter Bonaggiunta Urbiciani, weissagen: „Geboren ist ein Weib, noch trägt es keinen Schleier (d. h. es ist noch ein junges Mädchen), um dessen Willen meine Vaterstadt dir noch gefallen wird, wie man sie jetzt auch schelte" (Purg. XXIV, 43 ffg.). Über die thörichte und lächerliche Meinung, daß Dante hier auf eine in Lucca angeknüpfte gemeine Liebschaft anspiele, verlohnt es sich nicht, auch nur ein Wort zu verlieren, da solchen Unsinn nur behaupten kann, wer Dante nur oberflächlich kennt und nur ganz oberflächlich seine große Dichtung durchblättert hat. Dagegen geht aus dieser Stelle ganz unzweifelhaft hervor, daß der Dichter nach seiner Verbannung in Lucca eine Dame kennen lernte, um deren willen er die Stadt selbst lieb gewann, was denn doch einen längeren Aufenthalt voraussetzen dürfte. Und da die Dame im Jahre 1300 noch ein junges Mädchen war, so muß der Aufenthalt jedenfalls geraume Zeit nach dem Jahre 1300 stattgefunden haben. Aber Lucca war bis zum Jahre 1314 nicht blos eine guelphische Stadt, sie war auch mit den in Florenz herrschenden Schwarzen sehr eng verbündet, so daß von einem Aufenthalt Dantes in dieser Stadt vor dem Sommer 1314 schlechterdings nicht die Rede sein kann. Nachher ward es freilich anders. Um das zu verstehen, ist eine flüchtige Übersicht der geschichtlichen Ereignisse unerläßlich.

Drei Tage nach Heinrichs VII. Tode, am 27. August 1313,

verkündeten die Florentiner allen ihren Freunden und Verbündeten: „Unser Herr Jesus Christus hat den allerwütenden Tyrann Heinrich sterben lassen, welchen die Rebellen und Verfolger der heiligen Kirche, nämlich eure und unsere Ghibellinen, König der Römer und Kaiser nannten." In Florenz und den verbündeten Städten Siena und Lucca war daraufhin der Jubel sehr groß, als wären nunmehr alle Gefahren auf immer überstanden. Pisa aber, die dem Kaiser treugebliebene Ghibellinenstadt, befand sich in nicht geringer Verlegenheit, da sie sich auf einen Angriff seitens der toscanischen Guelphen gefaßt machen mußte. Vergebens boten die Pisaner die Herrschaft über ihre Stadt zuerst dem König Friedrich von Sizilien, dann dem Grafen von Savoyen und dann Heinrich von Flandern an; alle drei lehnten die ihnen zugedachte, etwas zweifelhafte Ehre des Entschiedensten ab. Endlich „da sie keinen anderen Feldherrn erhalten konnten, wählten sie Uguccione della Faggiuola aus Massa Tribara, welcher kaiserlicher Statthalter in Genua gewesen war. Dieser kam nach Pisa, übernahm die Herrschaft, und mit Hilfe der zurückgebliebenen deutschen Reiterei verrichtete er in Toscana sehr große Dinge" (Vill. IX, 54). Ihrerseits hatten die Florentiner noch zu Lebzeiten Heinrichs VII. die Herrschaft über ihre Stadt dem König Robert von Neapel übertragen, dessen erster Statthalter, der Provençale Jakob von Cantelm, im Juni 1313 in Florenz eingetroffen war. Lucca, Pistoja und Prato folgten dem Beispiele und begaben sich gleichfalls unter den Schutz des neapolitanischen Königs. Der Jubel der Guelphen war etwas zu früh gekommen; abermals standen die beiden Parteien der Guelphen und Ghibellinen in Toscana einander gegenüber, beide zum Kampfe gerüstet.

Uguccione wartete den Angriff der Guelphen nicht ab. Noch im gleichen Jahre 1313 zog er gegen Lucca, brachte

den Guelphen empfindliche Niederlagen bei, nahm am 14. Juni 1314 Lucca ein, gab die Stadt einer achttägigen Plünderung preis, dehnte mit seltenem Glück seine Eroberungen immer mehr aus und, nachdem er überall in Toscana gesiegt, belagerte er im Jahre 1315 das feste, von den Florentinern sehr wohl besetzte Schloß Montecatini in Valdinievole. Am 6. August 1315 zogen die Florentiner unter der Anführung des Prinzen Philipp von Tarent, Bruder des Königs Robert, mit einem starken Heere zum Entsatz von Montecatini gegen Uguccione und seine Ghibellinen aus. Am 29. August kam es zur entscheidenden Schlacht, in welcher die Florentiner vollständig geschlagen wurden und sehr schwere Verluste erlitten. Montecatini und Montesommano übergaben sich dem Sieger. Allein Uguccione erntete nur Undank. Im April des folgenden Jahres empörte sich Lucca wider ihn und gleichzeitig empörte sich auch Pisa. Von seiner Höhe gestürzt, flüchtete sich Uguccione nach Verona zu Can Grande della Scala.

Daß nun der Aufenthalt Dantes in Lucca, der durch ihn selbst verbürgt ist, nicht vor der Einnahme dieser Stadt durch Uguccione und auch nicht nach dessen Vertreibung, infolge dessen Lucca wieder guelphisch ward, stattgefunden haben kann, das bedarf doch wohl keines weiteren Beweises. Dieser Aufenthalt muß also durchaus in die Zeit vom Juni 1314 bis April 1316 fallen. Wie lange derselbe eigentlich gedauert hat, ist nicht bekannt. Daß Dante mit Uguccione befreundet gewesen und mit ihm von Lucca nach Verona geflohen sei, ist sehr leicht möglich, im Grunde jedoch eine bloße Vermutung. Fraglich ist selbst der zweite Aufenthalt des Dichters zu Verona am Hofe Can Grandes della Scala, worüber so viel geschrieben und phantasiert worden ist. Daß er Can Grandes Hof besucht habe, kann allerdings kaum bezweifelt werden; wann aber dieser Besuch stattgefunden und wie lange

er gedauert hat, darüber fehlt jedwede zuversichtliche Kunde. Sehr leicht könnte es sich um einen Besuch handeln, den der an ein Wanderleben gewöhnte Dichter dem kaiserlichen Stellvertreter der Ghibellinen in Italien und seit 1318 Oberanführer sämmtlicher Lombarden gegen die Guelphen abgestattet hätte von Ravenna aus, nachdem er sich bleibend in dieser Stadt niedergelassen hatte. Diese Annahme würde bestätigt durch den Brief an Can Grande, welcher nicht vor 1320 geschrieben worden sein könnte und worin sich Dante Neuling (tenerellus) in der Gunst des Adressaten nennt, woraus zu folgern wäre, der Besuch habe nicht lange vor 1320 stattgefunden. Aber auch dieser Brief ist, wie die übrigen zehn bis dreizehn, welche unserem Dichter zugeschrieben werden, von ziemlich zweifelhafter Echtheit, weshalb demselben keine historischen Beweise entnommen werden dürfen. Von anderen Besuchen Dantes, wie in Genua, in Pisa, in Gubbio, in Udine und an so manchen anderen Orten, ist einfach zu sagen, daß sie alle möglich sind, daß wir aber darüber gar nichts Positives wissen. In späteren Zeiten, als Dantes Ruhm so hoch gestiegen war, nahm nahezu jede Stadt in Mittel- und Norditalien die Ehre für sich in Anspruch, ihn auf längere oder auf kürzere Zeit beherbergt zu haben, und diese Sucht hat so manche Überlieferung geboren, welche nicht allein geschichtlich wertlos ist, sondern auch nicht wenig dazu beigetragen haben mag, die Spuren des großen Exulanten zu verwischen.

Die großen Ereignisse der Zeit hat Dante auch in diesen Jahren erneuter Wanderungen mit Interesse verfolgt. Als Clemens V. am 20. April 1314 zu den Toten gegangen war, da griff er hinwiederum zur Feder und schrieb an die im Conclave zu Carpentras mitversammelten italienischen Kardinäle, um sie aufzufordern, einen italienischen Papst zu wählen, damit der päpstliche Stuhl wieder nach Rom zurückverlegt würde. Die Thatsache selbst ist unzweifelhaft, da sie von

dem Zeitgenossen Villani, der den Brief durch eigene Anschauung gekannt zu haben scheint, ausdrücklich bezeugt wird. Ob wir aber den betreffenden Brief noch besitzen, das ist freilich eine ganz andere Frage. Ein ziemlich langer Brief mit der Überschrift: „Den italienischen Kardinälen Dante Alighieri von Florenz“ befindet sich natürlich unter den wenigen sogenannten Briefen Dantes; wie könnte auch ein Brief fehlen, den Villani ganz ausdrücklich erwähnt hat? Aber ist das der wirkliche, echte Dantebrief, oder ist er ein auf Grund von Villanis Angabe fabriziertes Machwerk? Darüber sind die Ansichten verschieden. Unter den deutschen Dante-Forschern ist die Ansicht herrschend geworden, daß von den elf bis vierzehn Dante zugeschriebenen Briefen kein einziger echt sei, eine Ansicht, der wir uns, ungern genug, anzuschließen nicht umhin können. Die italienischen Gelehrten haben freilich einen stärkeren Glauben und wollen noch immer wenigstens ein Halbdutzend dieser Briefe als echte, kostbare Perlen retten. Falls nun der vorhandene Brief der echte sein sollte, so wäre derselbe ein glänzender Beweis dafür, daß Dantes Mut und Energie in jener Zeit noch keineswegs geschwächt waren. Wenn er wirklich so geschrieben hat, so waren damals, noch kein Jahr nach Heinrichs VII. Tode, neue Hoffnungen in seinem Herzen erwacht, deren Grund kaum anderswo gesucht werden dürfte, als in dem damaligen siegreichen Vordringen der Ghibellinen, sowohl in Toscana unter der Anführung von Uguccione della Faggiuola, als in der Lombardei unter Can Grande, dem Beherrscher von Verona. Daß aber der Brief, wie er auch immer gelautet haben mag, und gesetzt, er sei an seine Adresse gelangt, irgend etwas gewirkt hätte, ist nicht bekannt. Nicht das Haupt eines Italieners, sondern eines Franzosen, eines Caorsiners, ward mit der dreifachen Krone geschmückt. Nach einer lange unterbrochenen und stürmischen Wahl wurde am 7. August 1316

Jakob von Ossa, Kardinal und Bischof von Porto, in Lyon zum Papst erwählt, nannte sich Johann XXII. und behielt seinen Sitz in Avignon. So hat sich unser Dichter auch nach dieser Richtung in seinen Hoffnungen bitter enttäuscht gesehen. Sein Schmerz wie sein Zorn haben in seinem Epos (Parad. XXVII, 58 ffg.) beredten Ausdruck gefunden.

Einen anderen Schmerz hatten ihm seine Mitbürger schon vorher wieder bereitet. Sie zürnten ihm wieder einmal, die Florentiner, vielleicht weil er für Heinrich VII. so entschieden Partei ergriffen, vielleicht wegen der von ihm zur Zeit des Römerzuges an sie und an den Kaiser geschriebenen Briefe, vielleicht weil er sich damals bei Uguccione della Faggiuola in Lucca aufhielt und sie ihn in Verdacht hatten, er möchte dessen Ratgeber wider sie sein, vielleicht auch aus anderen Gründen — wer kann das wissen? Genug, nachdem sie und die mit ihnen verbündeten Guelphen im August 1315 bei Montecatini von Uguccione vollständig geschlagen worden, hielten sie es für angemessen, ihre Verbannungs- und Verdammungsdekrete gegen viele der verbannten Weißen, darunter selbstverständlich auch Dante, in verschärfter Form wieder aufzuwärmen. Ranieri des Zaccaria von Orvieto, Statthalter des Königs Robert von Neapel, verurteilte am 6. November 1315 unter sehr vielen anderen auch Dante und seine Söhne als Ghibellinen und Rebellen, sowie wegen verschiedener anderer, nicht näher bezeichneten Missethaten, zum Tode durch Enthauptung, falls sie jemals in die Gewalt der Florentiner geraten sollten.

Dieses Urteil ist in mehrfacher Beziehung für die Lebensgeschichte unseres Dichters bedeutungsvoll. Einmal erhellt aus demselben, daß der Haß und der Zorn der Florentiner, statt sich mit der Zeit abzukühlen, je länger desto mehr an Heftigkeit zunahmen. Sodann aber ist durch dasselbe urkundlich festgestellt, daß Dantes Söhne im Jahre 1315 nicht

mehr in Florenz waren. Damals mochten sie etwa zwanzigjährige Jünglinge sein. Als Dante Ende 1301 aus Florenz floh und ihn bald darauf das Verbannungsurteil traf, hatte sie, noch zarte Knaben, der Vater in Florenz bei der Mutter zurückgelassen. Sie sind also in Florenz aufgewachsen, da die Mutter, die arme Gemma, sich und die Kinder bei dem Wenigen, das ihr aus dem Schiffbruch zu retten gelungen war, wohl nicht daran hatte denken dürfen, die Söhne auf fremde Hochschulen zu schicken. Und doch sind diese Söhne bereits 1315 nicht mehr in Florenz, wo die Mutter mit den Schwestern lebte. Und diese Söhne, wenigstens ihrer zwei, Petrus und Jacobus, sind uns als Gelehrte bekannt, der erste ein zu seiner Zeit berühmter Jurist, der andere ein Inhaber von geistlichen Pfründen, mag er vielleicht auch den Priesterrock niemals getragen, oder nach einiger Zeit wieder abgelegt haben. Selbst wenn wir sonst von diesen beiden Söhnen Dantes gar nichts wüßten, würden ihre Kommentare zu dem Hauptwerke ihres Vaters zur Genüge beweisen, daß sie Gelehrte waren, Petrus ein Gelehrter von sehr bedeutendem Wissen. Sie hatten also eine sehr gute Erziehung nicht blos, sondern auch eine tüchtige Bildung erhalten, diese Söhne, und das gereicht der Frau Gemma zur nicht geringen Ehre. Wo haben sie sich ihre Bildung erworben? In Florenz, ohne Universitäten zu besuchen? Unmöglich ist das ganz gewiß nicht. Aber schon 1315, als Jünglinge, die ihre Studien kaum beendigt, d. h. zum formellen, gesetzlichen Abschluß gebracht haben konnten (denn eigentlich beendigen thut ein Gelehrter seine Studien niemals und wäre ihm auch ein noch so langes Leben beschieden), sind sie außerhalb Florenz und werden von den Florentinern zum Tode verurteilt, falls sie je in ihre Gewalt geraten sollten. Wenn sie nun anderswo waren, wenn wir sie dann später als Gelehrte kennen lernen, was anderes kann sie bewogen haben,

Florenz zu verlassen und anderswohin sich zu begeben, als das Bedürfnis nach höherer Bildung? Wo anders konnten sie dann sich aufhalten, als da, wo die höhere Bildung zu erlangen war, nämlich auf Universitäten? Und woher die Mittel nehmen, um Universitäten zu besuchen, da die unglückliche Mutter kaum noch so viel besaß, um sich mit den Kindern kärglich durchzubringen? In Florenz, das sie, als zarte Jünglinge noch, zum Tode verurteilte, dürften sie, die Söhne des Verbannten, schwerlich Gönner gefunden haben, welche Opfer zu bringen bereit gewesen wären, um ihnen eine tüchtige Bildung zu teil werden zu lassen; außerhalb Florenz noch viel weniger. Es bleibt also nur die eine Annahme übrig: der Vater hat eingegriffen; Dante hat dafür gesorgt, daß seine Söhne, sowie sie ein gewisses Alter erreicht hatten, aus Florenz wegkämen und Gelegenheit erhielten, eine tüchtige, sogar eine gelehrte Bildung sich anzueignen. Er, der die Wenigen glücklich pries, „welche an dem Tische sitzen, da man das Brod der Engel genießt" (Gastm. I, 1), er hat dafür gesorgt, daß auch seine Söhne mit zu diesen Wenigen gehören möchten. Woher nahm er aber die Mittel dazu? Trug ihm sein Lehrerberuf so viel ein? Fand er hohe Gönner, die sie ihm großmütig darreichten? Von dem Allem wissen wir auch nicht das Geringste. Aber seine Klagen über Armut lassen sich viel eher begreifen, wenn er die Aufgabe übernommen hatte, für die tüchtige Ausbildung seiner Söhne zu sorgen, als wenn er, der in den Vierzigern stehende Gelehrte, einzig und allein für seine eigene Person zu sorgen hatte.

Wie dem aber auch sei, sicher ist, daß Dantes Söhne spätestens Anfangs 1315 Florenz verlassen und sich anderswohin begeben hatten, was schwerlich ohne den Willen und die Mitwirkung des Vaters geschehen sein dürfte. Schon das mochte für die Florentiner Grund genug sein, das neue Verdammungsurteil gegen den Vater diesmal auch auf sie aus-

zudehnen. Ob noch andere Gründe vorlagen, ob Dantes Söhne auch mit unter Uguccione gegen die Guelphen gekämpft, darüber liegen gar keine beachtenswerte Nachrichten vor.

Über Dantes äußere Lebensschicksale in der Zeit von Heinrichs VII. Tode bis zu seiner Niederlassung in Ravenna ist, bei dem fast gänzlichen Mangel an zuverlässigen Nachrichten, weiter nichts zu berichten. Hingegen geht aus seinen Werken hervor, daß in diesen Jahren eine folgenschwere Umwandlung in seinem Inneren sich vollzogen hat. Noch zu Lebzeiten seiner Jugendgeliebten war die Idee eines Gedichtes, worin von einer Reise des Dichters in die Unterwelt die Rede sein sollte, in ihm aufgekeimt. Als er das Neue Leben abschloß, da war der Gedanke in ihm noch viel lebendiger geworden; erklärte er doch, sein künftiger Lebenszweck sei, durch fleißiges Studium die Befähigung sich zu erwerben, die verklärte Jugendgeliebte so zu verherrlichen, wie noch kein sterbliches Weib verherrlicht worden sei. Dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß Beatrice, die er in seinem Hauptwerke zum erhabenen Symbol der höchsten, idealen, geistlichen Autorität gemacht hat, nach seinen eigenen Erklärungen (Purg. XXX, 121 ffg. XXXI, 22 ffg.) in der Jugendzeit ihm eine Führerin zu Gott und zu allem Guten, also sein Leitstern gewesen war, schon damals weit mehr ein Ideal als ein irdisches Mädchen, seine Liebe weit mehr eine ideal-geistige, als eine sinnlich-natürliche. Jahr um Jahr verging nun aber nach dem Abschluß des Neuen Lebens und, mochte er auch das große Werk nicht aus dem Auge lassen und unablässig Materialien für dasselbe sammeln, an die eigentliche Ausführung desselben ging er doch nicht. Statt dessen unternahm er die Ausarbeitung zweier Werke von unabsehbarem Umfang, Gastmahl und Volksberedsamkeit, und erklärte in dem ersteren ausdrücklich, er wolle in demselben von der Verklärten nicht weiter sprechen (Gastm. II, 9), wie er denn in der That ihrer keine

Erwähnung mehr thut, weder in diesem Werke noch in der Volksberedsamkeit, noch in der Monarchie. Wie läßt sich denn die gewiß auffallende Erscheinung erklären? Die Erklärung giebt uns der Dichter selbst. Er läßt seine Beatrice zu den Engeln sagen (Purg. XXX, 121 ffg.):

Zuerst hielt aufrecht ihn mein Angesicht!
  Ich führt' ihn mit mir an die rechte Stelle;
  In meinen jungen Augen fand er Licht.
Dann, als ich an des zweiten Alters Schwelle
  Das Leben wechselte, da wandt' er sich
  Von mir, daß er zu andren sich geselle.
Sobald ich aus dem Fleisch zum Geist entwich,
  Und wuchs an Schönheit und Vollkommenheiten,
  Da liebt er minder wahr und zärtlich mich.
Unwahre Pfade fing er an zu schreiten,
  Den Bildern falschen Gutes nachzuziehn,
  Die nie erfüllen, was sie prophezeiten.
Umsonst erwirkt' ich Eingebung für ihn,
  Durch die in Träumen und auf andre Weise
  Ich ihn ermahnt, indes er taub erschien.
Er sank so tief, daß, um ihn ins Geleise
  Des Heils zu ziehn, kein Mittel mehr verschlug,
  Es sei denn, daß man ihm die Hölle weise.

Zwischen sich und der verklärten Beatrice schildert er folgende Scene (Purg. XXXI, 22 ffg):

Da sprach sie: „Einst in meiner Sehnsucht Bann,
  Die dich geführt hat, nach dem Gut zu streben,
  Darüber man nichts Höh'res suchen kann,
Was fandest du für Ketten oder Gräben
  Auf deinem Weg, daß du so ganz dahin
  Die Hoffnung gabst, dich höher zu erheben?
Und was für Förderung, was für Gewinn
  Mocht' auf der Stirn der andern sich entfalten,
  Daß du zu ihnen wandtest Schritt und Sinn?"

Zur Antwort hab ich Stimme kaum behalten,
Nachdem ein bittrer Seufzer mir entflog:
Kaum konnten meine Lippen sich gestalten.
Ich weint' und sprach: „Die Gegenwart betrog
Mit ihren Freuden mich, ihr nachzugehen,
Sobald sich euer Anblick mir entzog."
Und sie: „Wenn du verschwiegest dein Vergehen
Und leugnetest, was du gestehest, kund
Wär' es gleichwohl: der Richter würd' es sehen."

Und später, nachdem er durch Buße versöhnt ist, wie er an Beatrice die Frage richtet, warum denn ihre Rede so erhaben sei, daß sein Verstand ihr nicht zu folgen vermöge, wird ihm die Antwort (Purg. XXXIII, 85 ffg.):

Und sie: „Weil du die Schule sollst verstehen,
Der du gefolgt bist, merken, ob dem Kern
Sie meines Worts vermöchte nachzugehen,
Merken, daß euer Weg und der des Herrn
So weit sind von einander, wie die Erde
Ist von dem höchsten aller Himmel fern."

Entkleiden wir diese Vorwürfe und Geständnisse, die sich noch bedeutend vermehren ließen, ihres dichterischen Gewandes, so besagen sie ganz einfach, daß Dante einige Zeit nach dem Tode seiner Beatrice, also im letzten Decennium des dreizehnten Jahrhunderts, eine intellektuelle, geistige Richtung einschlug, welche mit der früheren nicht blos nicht harmonierte, sondern derselben geradezu entgegengesetzt war. In der wissenschaftlichen Sprache des Mittelalters würde man das so ausdrücken: er habe sich der göttlichen Wissenschaft (welche in Beatrice poetisch verkörpert ist) abgewandt, um sich ganz der weltlichen hinzugeben. Modern ausgedrückt: er sei den Idealen seiner Jugend untreu geworden, um sich ganz der gemeinen Wirklichkeit des Lebens hinzugeben und mit seinem

Dichten und Trachten in derselben aufzugehen. Soweit führen seine Geständnisse, weiter aber nicht, wenngleich der Versuch gemacht worden ist, aus eben diesen Geständnissen den Schluß zu ziehen, daß Dante, in frommem christlichem Glauben erzogen und aufgewachsen, zu einem mehr oder weniger glaubenslosen Zweifler geworden sei und ein solcher geblieben, bis er endlich den Weg der Umkehr eingeschlagen habe. Mit wissenschaftlichen Zweifeln hat er sich allerdings, das bezeugen seine Werke, ab und zu gequält; von religiösen Zweifeln hingegen findet sich nirgends auch nur die leiseste Spur. Im Gegenteil, wenn er auf Fragen des christlichen Glaubens zu sprechen kommt, da führt er, selbst im Gastmahl, eine Sprache, die dem strengsten Inquisitor alle Ehre machen würde.

Er ist also, darüber lassen seine Worte nicht im Geringsten im Zweifel, eine Zeit lang den Idealen seiner Jugend untreu geworden. Wohl ist er stets der Idealist geblieben, der er nun einmal von Natur war, ein Idealist im Leben, in der Politik und in der Wissenschaft, ein Idealist, der, am Ausgange des Mittelalters und an der Schwelle der Neuzeit stehend, von ferne die Morgenröte anbrechen sieht, den kommenden neuen Tag aber ganz anders sich ausmalt, als er in Wirklichkeit sein wird, und sich inzwischen von den Fragen und Sorgen des gemeinen Lebens, des zu Ende gehenden Tages, wenn auch nicht voll und ganz, so doch wesentlich in Anspruch nehmen läßt. Zu jener Zeit, welche er selbst später als eine Zeit geistiger Verirrung ansah, unternahm er ganz andere Arbeiten, als er in den Jugendjahren geplant hatte, und hätte er die damals begonnenen Werke, Gastmahl und Volksberedsamkeit, bei wiedergefundener Muße und Arbeitslust fortsetzen und vollenden wollen, so würde ohne Zweifel die *Divina Commedia* vielleicht begonnen, aber niemals vollendet worden sein.

Sein Unglück war ein Glück; ein Glück für ihn und ein Glück für die Welt, die dadurch in den Besitz eines dichterischen Werkes gelangte, das heute noch zu dem Allererhabensten gehört, was der Menschengeist jemals hervorgebracht hat. Als er seine schönsten und höchsten irdischen Hoffnungen mit seinem geliebten Kaiser in das Grab sinken sah, da mag er wohl eine Zeit lang getrauert haben, und gewiß hat er sich auch nach anderen Hoffnungssternen umgesehen, die auch an seinem Lebenshimmel leuchteten, aber nur vorübergehend, um bald wieder verdunkelt zu werden und dann völlig zu verschwinden. Und als er da, in diesen für ihn so schweren Zeiten, Selbstschau hielt, den Erwerb des vergangenen Lebens und die Aussichten für das ihm noch bevorstehende überschaute, da faßte er, reuig darüber, daß er denselben nicht unentwegt treu geblieben, den Entschluß, zu den Idealen seiner Jugend zurückzukehren. Die begonnenen Werke wurden daher nicht fortgesetzt und vollendet, dafür aber das in der Jugend gewollte und geahnte ernstlich an die Hand genommen; die Welt hat das Gastmahl und die Volksberedsamkeit unvollendet erhalten, dafür aber das vollendete große und erhabene Epos der Erlösung.



XV.

Die letzte Zufluchtstätte.

Das muß die geschichtliche Forschung, will sie anders aufrichtig sein, ohne Weiteres einräumen, daß sich Dantes Spuren seit Heinrichs VII. Tode vollständig verlieren, bis wir sie in Ravenna sicher wiederfinden. Daß er in dieser Stadt die letzte Zeit seines vielbewegten Lebens zugebracht hat, unterliegt gar keinem Zweifel; nur das ist uns nicht bekannt, wann er sich dorthin begeben und wie lange sein dortiger Aufenthalt gedauert hat. So viel scheint aber sicher zu sein, daß Dante in Ravenna nicht Monate blos, sondern mehrere Jahre zugebracht hat. Boccaccio, der Dante-Biograph, oder vielmehr Dante-Apologist, der selbst später in Ravenna gewesen und an Ort und Stelle sich nach Dante erkundigt hatte, der demnach wie kein Zweiter in Sachen unterrichtet sein konnte, erzählt: „Wegen Heinrichs VII. Todes verlor im Allgemeinen jedermann, der zu ihm gehalten hatte, alle Hoffnung; namentlich aber Dante, welcher, ohne fernerhin an Rückkehr nach Florenz auch nur zu denken, über die Apenninen nach der Romagna zog, woselbst sein letzter Tag, der allen Mühsalen seines Lebens ein Ende machen sollte, seiner wartete. Zu Ravenna, einer altberühmten Stadt der Romagna, herrschte zu jener Zeit ein edler Ritter, Namens Guido Novello von Polenta, ein hochgebildeter Mann, welcher tüchtige Männer, namentlich solche, die sich wissenschaftlich auszeichneten, sehr hoch schätzte. Als diesem zu Ohren kam, daß Dante, dessen Tüchtigkeit er dem Rufe nach längst kannte,

ohne Hoffnung in der Romagna sich aufhielt, faßte er den Entschluß, ihn aufzunehmen und zu ehren. Und er wartete nicht, von ihm darum ersucht zu werden, vielmehr erwog er großmütig, wie sehr tüchtige Männer zu bitten sich schämen, und kam ihm mit Anerbietungen zuvor, indem er von Dante als besondere Gunst sich das erbat, wovon er wußte, daß es sich Dante von ihm hätte erbitten sollen, nämlich, daß er zu ihm ziehen und bei ihm sich aufhalten möchte. Da also Beider Willen, des Erbittenden und des Erbetenen, zusammenstimmten und dem Dichter die Freigebigkeit des edlen Ritters sehr wohl gefiel, er andererseits von der Not gedrängt war, so ging er, ohne eine zweite Einladung abzuwarten, nach Ravenna, wo ihn der Beherrscher der Stadt sehr ehrenvoll aufnahm, mit freundlichem Zureden seine gesunkene Hoffnung wieder hob, ihm das Nötige reichlich schenkte und ihn mehrere Jahre, ja bis zu seinem Lebensende bei sich behielt . . . Dante, welcher, seinem Wunsche ungeachtet, alle Hoffnung, jemals nach Florenz zurückzukehren, aufgegeben hatte, wohnte also mehrere Jahre zu Ravenna unter dem Schutze des gnädigen Herrn und machte daselbst mit seinen Belehrungen viele Schüler in der Dichtkunst, besonders der italienischen."

Demnach ist unser Dichter nach Ravenna eingeladen worden von dem damaligen Herrscher der Stadt, Guido von Polenta, dem Neffen jener Franziska von Rimini, welche Dante in seinem Gedichte (Inf. V, 73 ffg.) verewigt hat. Guido Novello, nicht blos ein Freund und Gönner der Dichter, sondern auch selbst Dichter, gelangte zur Herrschaft von Ravenna nach dem am 22. Juni 1316 erfolgten Tode seines Oheims Lamberto, aus welchem Datum sich ergiebt, daß Dante nicht etwa gleich nach dem Tode Heinrichs VII., wie einige annehmen zu sollen geglaubt haben, sondern frühestens im Spätherbst 1316 nach Ravenna sich

begeben hat. Viel später kann die Übersiedelung auch nicht stattgefunden haben, denn nicht nur spricht Boccaccio (und mit ihm andere Alten) von mehreren Jahren ravennatischen Aufenthaltes unseres Dichters, sondern auch anderweitige Thatsachen bestätigen diese Angabe. In Ravenna hatte Dante seine beiden Söhne, Petrus und Jacobus, sowie die Tochter Beatrice bei sich. Man wird doch wohl annehmen müssen, daß er sie erst dahin kommen ließ, als er den Entschluß gefaßt hatte, seinen bleibenden Wohnsitz dort zu nehmen. Guidos Gemahlin, Katharina von Bagnacavallo, als Patronin der Pfründe von Santa Maria in Zenzanigola und von San Simone in Muro, verlieh die beiden Pfründen dem erstgeborenen Sohne unseres Dichters, Petro, der sie noch im Todesjahre seines Vaters inne hatte. Mit anderen Pfründinhabern war nun der gute Petrus, aus was für Gründen auch immer, mit der Bezahlung der Pfründabgaben im Rückstande geblieben, es wurde deshalb ein Prozeß gegen ihn eingeleitet, welcher am 4. Januar 1321 zu seinen Ungunsten entschieden wurde. Damals hatte aber Petrus, wie aus dem Urteil ganz unzweifelhaft hervorgeht, die beiden Pfründen bereits seit einigen Jahren inne, woraus sich mit Sicherheit ergiebt, daß Dante nicht später als 1317 nach Ravenna gezogen sein kann, es wäre denn, daß man das Unwahrscheinliche annehmen wollte, es habe Petrus die Pfründe schon vor der Uberſiedelung seines Vaters nach Ravenna inne gehabt. Auch aus dem poetischen Briefwechsel zwischen Dante und Giovanni del Virgilio geht hervor, daß Dante im Jahre 1319 bereits seit längerer Zeit in Ravenna wohnte. Im Jahre vorher ist er aber sicher nicht erst dorthin gezogen. 1318 wütete nämlich in der Romagna, am heftigsten gerade in Ravenna, die Pest, und es versteht sich von selbst, daß in solchen Trübsalszeiten der Beherrscher von Ravenna nicht daran gedacht hat, den verbannten Dichter nach seiner schwer heimgesuchten

Residenzstadt einzuladen, dieser noch weniger daran, sich in derselben niederzulassen. Wir stehen demnach auf ganz festem geschichtlichem Boden, wenn wir sagen, daß der Dichter in den letzten Monaten des Jahres 1316, oder im Laufe des Jahres 1317 seinen bleibenden Wohnsitz in Ravenna genommen hat, womit natürlich gar nicht gesagt sein soll, daß er die Stadt und ihre Umgebung nicht mehr, auch nicht vorübergehend, verlassen habe. Seit seiner Verbannung aus Florenz hatte er sich zu sehr an Reisen gewöhnt, als daß er, ein fünfzigjähriger Mann, sich hätte dazu bequemen können, fortan still an einem Orte zu sitzen. Posten und Dampfschiffe gab es damals freilich nicht, nicht einmal Eisenbahnen. Dafür hatte aber der mittelalterliche Mensch zwei rüstige Beine und verstand es, sie in Thätigkeit zu setzen. Wenn Dante schreibt (Gastm. I, 3), seit seiner Verbannung habe er fast alle Gegenden, zu welchen die italienische Sprache sich erstreckt, „pilgernd und gleichsam bettelnd durchwandelt“, so versteht es sich doch wohl von selbst, daß er diese Reisen nicht etwa zu Wagen oder zu Roß machte. Pilgernd! Die Pilger gehen bekanntlich zu Fuß. Dante muß ein gewaltiger Fußgänger gewesen sein, oder sich nach seiner Verbannung zu einem solchen ausgebildet haben. Sollte sich also auch ein Aufenthalt des Dichters in Verona oder sonstwo nach 1316 urkundlich nachweisen lassen, so würde das gegen die Annahme seines bleibenden Aufenthaltes in Ravenna gar nichts beweisen. Es würde nur beweisen, was wir ohnedem voraussetzen müssen, daß er das Bedürfnis nach Reisen hatte und von seinem ständigen Wohnsitze, von Ravenna aus, ab und zu kleinere und größere Ausflüge unternahm.

Daß er aber sein Leben nicht damit hinbrachte, stets auf Reisen zu sein, daß er sich vielmehr sehr ernster, konzentrierter Arbeit widmete, dafür liefert sein großes Epos den glän-

zendsten Beweis. Denn, wie man auch immer über die Abfassungszeit des ersten Teiles, des Infernums denken möge, unzweifelhaft ist, daß wenigstens die beiden anderen Teile, das Purgatorium und das Paradies, in ihrer jetzigen Gestalt in den letzten Jahren, die Schlußgesänge des Paradieses sogar in den letzten Monaten, vielleicht auch Wochen seines Lebens ausgearbeitet worden sind, was die intensivste und konzentrierteste Arbeit mit absoluter Notwendigkeit voraussetzt. Hierzu kamen natürlich auch in Ravenna die Sorgen des gewöhnlichen Lebens. Die Freigebigkeit des Gönners Guido von Polenta scheint so groß nicht gewesen zu sein. Leitete man dort noch zu Lebzeiten des Dichters einen Prozeß gegen den Sohn wegen etwelchen rückständigen Pfründabgaben ein, so ist man schwerlich gegen den Vater sehr freigebig gewesen. Der jedenfalls in Ravenna ausgearbeitete siebzehnte Gesang des Paradieses, mit der schmerzlichen Klage über das harte Los des Verbannten, beweist, daß Dante auch in Ravenna nicht auf Rosen gebettet war, so daß das schöne, idyllische Bild, welches in jüngster Zeit von Dantes Leben in Ravenna entworfen worden ist, einfach dahin verwiesen werden muß, wo es hingehört, nämlich in das Gebiet der Dichtung. Sollte der Brief an Can Grande, der, wie schon früher bemerkt, nicht vor 1320 geschrieben worden sein kann, wirklich echt sein, so läge ein anderes, schwerwiegendes Zeugnis dafür vor, daß Dantes Lage in Ravenna eine bedrängte war. Da heißt es nämlich: „Es bedrängt mich die Not meines Hauswesens, so daß ich dieses und noch Anderes, was allgemein nützlich sein würde, nicht ausführen kann.“ Das ist deutlich gesprochen.

Und womit beschäftigte er sich denn, wenn die gemeinen Sorgen des Lebens ihm nicht erlaubten, sich ganz der Wissenschaft, heutzutage würden wir vielleicht sagen der Schriftstellerei, zu widmen? „Er machte daselbst durch seinen

Unterricht viele Schüler in der Dichtkunst, namentlich in der italienischen"; das ist die Antwort, welche uns Boccaccio auf diese Frage giebt, die einzige, die auch heute noch darauf gegeben werden kann. Näheres über Dantes Lehrthätigkeit und die Art und Weise derselben ist uns einfach nicht bekannt. Er lebte als Lehrer; ob als privater oder als öffentlicher, niemand kann es mehr wissen.

Ein Umstand ist sehr auffallend. In Ravenna hatte Dante seine Kinder, mit Ausnahme der (vielleicht bereits verheirateten, könnte man sagen; aber aus der Urkunde vom 3. November 1332 scheint mit Sicherheit hervorzugehen, daß sie damals noch ledig gewesen) einen Tochter Antonia. Warum ist die Frau mit dieser Tochter nicht auch zu ihm gezogen? — —



XVI.

Ein poetischer Briefwechsel.

„Dante dichtete auch zwei sehr schöne Eklogen, die er an den Lehrer Johannes de Virgilio, als Antwort auf gewisse Verse, welche ihm dieser zugeschickt hatte, richtete und zusandte“. So berichtet Boccaccio. Und der florentinische Kanzler Leonardi Bruni, nachdem er bemerkt, daß Dante eher Anlage hatte in der italienischen Sprache zu dichten, als in der lateinischen, fügt bei: „Beweis dafür sind die von ihm in Hexametern gedichteten Eklogen, welche, auch zugegeben daß sie schön seien, dennoch hinter anderen, die wir kennen, ziemlich zurückstehen.“ Die Eklogen sind vorhanden, ein wichtiges Dokument zu Dantes Leben.

In Bologna lebte ein junger Lehrer, gebürtig aus der Landschaft, Johannes, ein enthusiastischer Bewunderer des römischen Dichters Virgil, dessen Namen er sich beilegte, weshalb er einfach als Johannes de Virgilio bekannt ist. Nächst Virgil war Dante sein Ideal. Aber noch befangen in den Vorurteilen der Gelehrten jener Zeit, verdroß es ihn, daß Dante, statt in der lateinischen, in der italienischen Volkssprache dichtete, und er war daher bescheiden genug, trotz seiner Jugend, an den verehrten Dichter ein lateinisches Carmen zu richten, um ihn zu ermahnen, er möchte sich doch fernerhin nicht mehr zum gemeinen Volk herablassen und so erhabene Werke, wie die Göttliche Komödie, nicht in einer Sprache dichten, die es möglich mache, solche Erzeugnisse des Genius von Bänkelsängern hergeplappert

hören zu müssen. Der Pöbel begreife Dantes Schilderungen doch nicht, da ihm alle Vorbereitung fehle und seine Spaßmacher ihm nie derartiges vorerzählt hätten. Lasse sich aber Dante herab, den Pöbel unterhalten zu wollen, so stelle er sich damit selbst jenen Spaßmachern gleich, deren Gemeinschaft der wahre Dichter und Gelehrte über alles verabscheuen müsse. Der Schüler und Bewunderer wünschte nämlich, mit gar vielen seiner zöpfigen Zeitgenossen, Dante möchte nur in der lateinischen Sprache dichten. Daß eine neue Zeit im Anbruch sei, dafür hatte er gar kein Verständnis. Hingegen hat es Dante sehr richtig geahnt. Wer liest heutzutage noch Petrarcas lateinische Dichtung, die Africa, auf welche er ebenso große Stücke hielt, als die Nachwelt kleine gehalten hat? Wer würde heute eine lateinische Göttliche Komödie lesen? Dagegen die große italienische Dichtung, auf welche der junge Dichterling ebenso kleine Stücke hielt, als die Nachwelt große gehalten hat, hält und halten wird, die wird jetzt in allen Sprachen der gebildeten Völker gelesen, und wenn Johannes del Virgilios Name heute noch genannt wird, so verdankt er diese Unsterblichkeit einzig und allein der Dichtung, die in seinen Augen ein Werk für den Pöbel und die Bänkelsänger war. Johannes war aber einfach ein Kind seiner Zeit, ein gutmütiges Kind, dem der Ruhm des bewunderten Meisters gar sehr am Herzen lag. Daher steht er gar nicht an, einem Dante eine ganze Reihe historischer Stoffe zu bezeichnen, die er in lateinischer Sprache besingen sollte. Dann wolle er, Johannes, ihn, Dante, als lorbeerumkränzten Triumphator in die Schule einführen; dann würde er, Johannes, selbst sich geschmeichelt fühlen, als Herold Dantes Triumphe dem Volk verkünden zu dürfen. Das gutgemeinte, wenn auch, nach heutigen Begriffen, ziemlich naive, Carmen schließt mit der Hoffnung auf einen Besuch Dantes, oder wenigstens auf eine freundliche Antwort:

Du, Wohner an des Padus Mitte, wenn du
Mir Hoffnung giebst, mich zu besuchen, mir
Ein freundlich Wort schickst, wenn dich's nicht gereut,
Den schwachen Vers zu lesen, den der Rabe
Keck krächzt dem Sänger Schwan, so gieb mir Antwort,
Wo nicht, erfülle meinen Wunsch, o Meister!

Dante antwortete mit einem Hirtengedichte, einer Ekloge, worin er fingiert, mit einem Freunde und Schicksalsgenossen (Dino Perini) bei der weidenden Herde weilend, das ihm zugeschickte Carmen erhalten und gelesen zu haben. Der große Dichter zeigt sich durch die Naivetät seines jungen Bewunderers gar nicht gekränkt; seine Antwort ist mehr Scherz als Hohn, und wenn er auch einmal höhnt, so beabsichtigt er doch nicht zu verletzen. Um dem jugendlichen Bewunderer, der ihn zu schulmeistern sich erdreistete, zu zeigen, daß er allenfalls im Stande wäre, seinen Wünschen zu entsprechen, führt er eine antike, doch damals ganz fremd gewordene Dichtart, in welcher sich seit Virgil, so viel man wußte, kein Dichter mehr versucht hatte, neuerdings wieder in die Litteratur ein, nämlich die bukolische, was denn auch Johannes aufs wärmste anzuerkennen nicht versäumt hat. Sich selbst nennt Dante in dieser Ekloge Tityrus, den Freund Dino Meliboeus und den Johannes Mopsus. In scherzhafter Weise lobt Tityrus den Mopsus wegen seiner poetischen Studien, preist seine Gelehrsamkeit, rühmt seine Studien und deren Erfolge, mit einem Seitenhieb auf die, welche sich nur mit Brotstudien befassen. Einen etwas ernsteren Ton anschlagend klagt er sodann, daß in der gegenwärtigen unempfänglichen Zeit nicht der Ruhm blos, sondern selbst der Name des Dichters so gut wie gänzlich vergessen sei, so daß die Muse es kaum dazu gebracht habe, selbst einen Mopsus, trotz seiner Nachtwachen, zum Dichter herauszubilden. Ihn selbst verlange es allerdings auch nach dem Lorbeerkranz, er müsse sich indessen wohl bedenken, denselben in dem guel-

phischen, der Dichtkunst so gänzlich abholden Bologna in Empfang zu nehmen; besser, schöner und ruhmvoller werde es wohl sein, einmal, wenn er je wieder heimkehren sollte, am vaterländischen Arno das einst blonde und nun graugewordene Haar zum Triumphe zu schmücken und mit dem Lorbeer zu decken. Zwar wisse er nicht, ob die Länge seines Lebens so weit reichen werde, um noch der Erfüllung dieses Wunsches sich zu erfreuen. Denn erst nach Vollendung seines großen Epos werde es an der Zeit sein, wenn Mopsus es erlaube, das Haupt mit Epheu und Lorbeer zu bekränzen. Über den Tadel, daß er in der Volkssprache, statt in der lateinischen, dichte, geht Dante mit stolzem Selbstbewußtsein kurz hinweg und würdigt die Gründe des jungen Tadlers keiner Widerlegung. Um aber denselben doch zufrieden zu stellen, sende er ihm dieses Hirtengedicht zu, welches mit einer Anspielung auf das traurige Los des Verbannten und auf dessen dürftige Lage schließt.

Der junge Bologneser Dichter ließ die von Dante angeschlagene Saite forttönen, indem auch er seine Erwiderung in die Form eines Hirtengedichtes kleidete. Indes folgte er seinem Vorbild nicht bis zu dem Grade, daß auch er seine Gedanken in Rede und Gegenrede zum Ausdrucke gebracht hätte, was er erst später, nach Dantes Tod, versucht hat. Vorläufig begnügt er sich noch mit der einfachen Scenerie des Landlebens und zeichnet Bilder einer schönen und unschuldigen Natur, die indes nicht ohne Anmut sind. Er rühmt Dantes lateinische Verse, ermutigt ihn zu der Hoffnung auf baldige Rückkehr nach Florenz und ladet ihn ein, inzwischen nach Bologna zu kommen, woselbst die Gelehrten ihn mit Sehnsucht erwarten und er unter anderen Dichtern auch den Albertinus Mussatus kennen lernen würde. Er malt ihm die Reize ihres Stillebens vor, auch wie sie miteinander singen werden, er selbst in bescheidenerem Tone, Dante aber mit

Hoheit, ein sicherer Meister, dann auch, wie jung und alt zusammenströmen werden, Dantes Lieder zu bewundern und zu erlernen. Aber freilich, Guido, der Beherrscher von Ravenna, wird Dante nicht entlassen wollen, und darum werde ihm, Johannes, kaum etwas anderes übrig bleiben, als sich dem Mussatus ganz in die Arme zu werfen, um so mehr als ja Mussatus (ein unbedeutender, längst verschollener Dichterling) in der hehren Sprache der Römer dichte, während sich Dante, leider! in seinen Dichtungen der gemeinen Volkssprache zu bedienen fortfahre.

In einem zweiten Hirtengedichte lehnt Dante die Einladung nach der guelphischen Stadt ebenso höflich als bestimmt ab. Diese zweite Dantesche Ekloge versetzt uns nach Sizilien. Dort weiden Dante und ein Freund ihre Herden auf den saftigen Triften am Pelorum und unterhalten sich eben über den Mopsus, d. h. über Johannes del Virgilio. Da kommt der Bote dieses letzteren an, der Freund mahnt Dante ab, und dieser wird in seinem Entschlusse, nicht nach Bologna zu gehen, nur noch mehr bestärkt. Auch in dieser zweiten Ekloge fehlt es weder an Belehrungen noch an Hieben; der junge Virgilschwärmer und Danteenthusiast hat aber nicht mehr darauf erwidert, und so war der liebenswürdige poetische Briefwechsel zu Ende. Ein zeitgenössischer Ungenannter weiß zu berichten, Dante habe seine zweite Antwort über ein Jahr anstehen lassen und erst nach seinem Tode habe sie dessen Sohn aufgefunden und dem Johannes übersandt.



XVII.

Dantes Tod und Begräbnis.

Aus seinem ersten Hirtengedicht erfahren wir, daß Dante damals, also gegen 1319, ganz mit seinem großen Epos beschäftigt war, welches noch lange nicht den Schluß erreicht hatte. Dasselbe ist sein erstes und auch sein letztes Werk. Sein erstes, sofern er es schon als Jüngling, noch zu Lebzeiten seiner Jugendgeliebten, planisiert hatte, wenn auch nicht so großartig und allumfassend, wie es später geworden ist; sein letztes, denn er hat es jedenfalls nicht Monate, sondern Wochen blos, vielleicht nur wenige Tage vor seinem Tode vollendet.

Boccaccio berichtet, und beruft sich dabei auf Petrus Giardino, einen langjährigen Schüler Dantes, beim Tode des Dichters hätten die dreizehn letzten Gesänge des Paradies noch gefehlt; man habe lange und überall darnach gesucht und nirgends etwas gefunden. Da seien die Söhne Petrus und Jacobus daran gegangen, das Fehlende, so gut es ging, zu ergänzen. Während sie damit beschäftigt waren, sei der verstorbene Dichter dem Jacobus im Traume erschienen, habe ihm mitgeteilt, daß die Dichtung von ihm selbst vollendet worden sei, und ihm zugleich gezeigt, wo das gesuchte Manuskript sich befinde. Sofort habe man darnach gesucht und auch wirklich das Manuskript mit den vermißten dreizehn Gesängen in einem Versteck an der Wand des Zimmers gefunden, welches Dante in Ravenna bewohnt hatte.

Wie man auch über die ganze Erzählung und über den mehr oder weniger wunderbaren Traum denken möge, eines geht mit absoluter Sicherheit daraus hervor, nämlich, daß die letzten Gesänge seines großen Gedichtes bei Dantes Tod noch nicht bekannt waren und man im Zweifel darüber war, ob er es überhaupt vollendet, oder aber vor dessen Vollendung vom Tode hingerafft worden sei. Denn, mag auch, was nicht eben sehr wahrscheinlich, die ganze Erzählung des Boccaccio nur eine spätere Sage sein, so würde offenbar die Sage sich gar nicht gebildet haben, wenn vor dem Tode des Dichters, oder unmittelbar darauf, irgend etwas von der Vollendung seines Hauptwerkes bekannt gewesen wäre. Es ist somit unzweifelhaft, daß sich Dante noch in den letzten Tagen seines Lebens mit der Vollendung der göttlichen Komödie befaßte, ja, wir können sagen, daß die Feder seiner Hand entfiel, sowie er den letzten Vers des Gedichtes geschrieben hatte.

In seiner Jugend ist er, wie aus dem Neuen Leben hervorgeht, mit Krankheiten nicht verschont geblieben; unter anderen hatte er sich damals auch das Augenübel zugezogen, dessen im Gastmahl gedacht ist. Später scheint er sich einer festen Gesundheit erfreut zu haben. Er klagt viel über mannigfache Leiden des Exils, über Krankheiten dagegen, die er etwa in den zwanzig Jahren seines Verbanntenlebens durchgemacht hätte, hören wir ihn niemals klagen, finden auch nirgends in seinen Werken eine bezügliche Andeutung. Auch seine letzte Krankheit, welcher er erlag, scheint nur eine kurze gewesen, der Tod ziemlich unerwartet eingetreten zu sein. Der Chronist Villani schreibt: „Am 14. September des Jahres 1321 starb in der Stadt Ravenna in der Romagna Dante Alighieri aus Florenz, als er von einer Gesandtschaft im Dienste der Herren von Polenta, bei welchen er sich aufhielt, aus Venedig zurückgekehrt war.“ Daß im Sommer

1321 ein Streit zwischen Ravenna und Venedig ausgebrochen war, diplomatische Verhandlungen stattfanden und Guido Novello deshalb eine Gesandtschaft nach Venedig abschickte, steht urkundlich fest, daher kein triftiger Grund vorliegt, die Richtigkeit von Villanis Bericht in Zweifel zu ziehen. Von Ravenna nach Venedig pflegte man damals auf der Landstraße zu reisen, besonders wenn es sich um dringende Geschäfte handelte, da man auf dem Landwege die Lagunenstadt bequem in drei Tagen erreichen konnte, während der Seeweg viel gefährlicher und meistens von bedeutend längerer Dauer war. Daß daher auch Dante und seine Gefährten in der Gesandtschaft den Landweg einschlugen, versteht sich von selbst, und es bedarf zur Erklärung dieser so einfachen und natürlichen Thatsache gar nicht der Fabel, daß die Venetianer es gewesen seien, welche der Ravennatischen Gesandtschaft die Rückkehr auf dem Seewege nicht gestattet und dadurch den Tod des großen Dichters veranlaßt hätten. Bei der Rückkehr fuhr man von Venedig zu Schiff nach Chioggia und gelangte sodann noch am ersten Tage auf dem Landwege nach Loreo. Dann ging die Reise in zwei weiteren Tagen auf sumpfigem Boden nach Ravenna. Da wüten, zumal im Spätsommer, die Sumpffieber, welche bis auf den heutigen Tag noch immer ihre Opfer fordern und woran u. a. auch Anita Garibaldi im Jahre 1849 gestorben ist. Auch Dante wurde vom Fieber befallen, langte, ein kranker Mann, in Ravenna an und in der Nacht vom 13. auf den 14. September 1321 ist er, mit den Sterbesakramenten versehen, aus dem Leben geschieden.

„Und zu Ravenna, vor dem Thore der Chiesa Maggiore (sollte richtiger heißen von San Pier Maggiore) wurde er mit vielen Ehren, als Dichter und großer Philosoph gekleidet, beigesetzt,“ schreibt der damals auch nicht mehr junge Chronist Villani. Weit besser unterrichtet über Ravennatische

Dinge war natürlich Boccaccio, der denn auch viel ausführlicher als Villani in seinem Dante-Nekrolog sein konnte. Nach Boccaccio also versetzte die Nachricht von Dantes Tod ganz Ravenna in tiefe Trauer, eine Behauptung, die von Übertreibung schwerlich freizusprechen sein dürfte. Kein geringerer als Guido Novello, der damalige Beherrscher von Ravenna selbst, übernahm die Sorge für eine würdige Bestattung des großen Gestorbenen. Er ließ die Leiche auf dem Totenbette mit den Insignien der Poesie schmücken und dann durch vornehme Bürger von Ravenna zu Grabe tragen. Dantes sterbliche Überreste wurden in einem Steinsarg in der Marienkapelle der Kirche von San Pier Maggiore bei den Minoritenmönchen feierlich beigesetzt und dann kehrte der Trauerzug zurück nach der vom Dichter zuletzt innegehabten Wohnung, und hier hielt ihm Guido Novello in eigener Person die Trauerrede, in welcher er die Verdienste des großen Toten feierte. Auch entwarf der Fürst den Plan zur Errichtung eines würdigen Denkmals, und auf diese Nachricht hin haben sich verschiedene Dichter und Dichterlinge beeilt, poetische Grabschriften einzusenden. Leider hat der gute Fürst seinen Plan nicht mehr zur Ausführung bringen können, denn schon im darauffolgenden Jahre (20. September 1322) verlor er durch den Verrat seines Vetters Ostasius die Herrschaft, welche er vergeblich zurückzuerobern suchte, und im Jahre 1330, neun Jahre nach Dantes Tod, hat auch für ihn die letzte Stunde geschlagen.

Wunderbares Schicksal eines großen Dichters! In den langen Jahren der Verbannung hat sich Dante nach Ruhe gesehnt, und statt der Ruhe ist ihm ein unstetes Wanderleben zu teil geworden. Und als er schon in die ewige Ruhe eingegangen war, kam doch sein Gebein lange nicht so recht zur Ruhe. Sein Grab, oder sagen wir sein Sarkophag ist über drei Jahrzehnte lang ohne jeglichen Schmuck geblieben. Wer

weiß, ob der einfache Name des großen Dichters kund that, wessen sterbliche Überreste der Sarkophag barg? Wer könnte darauf schwören, daß nach dreißig Jahren keine Verwechslung möglich gewesen, keine stattgefunden habe? Der Zweifel gilt in Italien als eine arge, todeswürdige Ketzerei; er drängt sich aber unwillkürlich immer wieder und wieder auf, und wie sorgfältig wir uns auch umsehen, nirgends finden wir einen Grund, der irgendwie dazu angethan wäre, den Zweifel zum Schweigen zu bringen. Erst nach 1353 sind zwei Inschriften angebracht worden, ob aber am richtigen Orte, das eben ist die große schmerzliche Frage. Dann, mehr als anderthalb Jahrhundert nach Dantes Tode, im Jahre 1483, ließ der damalige Statthalter von Ravenna, Bernardo Bembo, der Vater des berühmten Kardinals Pietro Bembo, Dantes Grab, oder, richtiger gesprochen, jenes Grab, welches man für das Dantesche hielt, gründlich ausbessern, umbauen und schmücken, was 1692 durch den Kardinallegaten Domenico Corsi und 1780 durch den Kardinallegaten Luigi Valenti Gonzaga wiederholt wurde. Die bis jetzt letzte nennenswerte Ausbesserung, oder nahezu vollständige Renovierung ist die vom Jahre 1865, bei welchem Anlasse die, wie geglaubt wird, echten Dante-Gebeine wiederaufgefunden, eigentlich „entdeckt" wurden.

Entdeckt, denn sie waren und blieben über drei Jahrhunderte verschwunden. Wir sagten vorhin, daß Dante auch nach seinem Tode nicht so recht zur Ruhe kommen konnte. Der Kardinallegat Bertrand du Poyet, ein Cahorsiner (vrgl. Parad. XXVII, 58), der in der Romagna wie ein Gebieter schaltete und waltete, ließ im Jahre 1329 Dantes Schrift Über die Monarchie als eine ketzerische Schrift öffentlich verbrennen. „Und er machte alle Anstrengungen, dasselbe mit Dantes Gebeinen auch zu thun, zur ewigen Schmach und Vernichtung seines Andenkens, hätten sich dem nicht widersetzt ein tapferer und edler florentinischer Ritter namens Pius della

Tosa, welcher sich damals in Bologna, wo die Sache verhandelt wurde, befand, und einig mit ihm Herr Ostagio von Polenta, beide bei dem genannten Kardinal sehr angesehen.“ So erzählt Boccaccio. Den Modernen kam die Sache zu ungeheuerlich vor (als ob für das Gepfäffe irgend etwas zu ungeheuerlich wäre!), darum wollte man Boccaccios Bericht in das Reich der Fabel verweisen. Es ist aber urkundlich bewiesen worden, daß der Bericht leider! nur allzu wahr ist.

Der eine Sturm war glücklich vorübergegangen; es sollten aber noch andere kommen. Als Dantes Dichterruhm in hellem Glanze zu strahlen begann, da waren die Florentiner, die ihn aus seiner Vaterstadt vertrieben und sogar zum Tode verurteilt hatten, unschuldig genug, den Versuch zu wagen, mit seinen sterblichen Überresten ihre Stadt zu schmücken. Am 22. Dezember 1396 beschlossen sie, dem Dichter ein Denkmal in Santa Maria del Fiore setzen zu lassen, wozu natürlich auch seine Gebeine gehörten, die man von Ravenna, freilich vergebens, „zurück“ verlangte. Das Gesuch wurde mit dem gleichen negativen Resultat am 1. Februar 1429 seitens der Florentiner erneuert. Desgleichen wurden spätere Gesuche von Ravenna abgewiesen. Da gab 1515 Papst Leo X., der nicht blos ein Florentiner, sondern zugleich auch Herr von Ravenna war, den Florentinern die Erlaubnis, Dantes Gebeine nach Florenz überzuführen. Nach langen Verhandlungen schien den Florentinern der Sieg zu lächeln. Ihre Abgeordneten kamen gegen Ende 1519 oder Anfang 1520 nach Ravenna, um Dantes Gebeine in Empfang zu nehmen. Da wurde Dantes Sarkophag geöffnet und man fand darin — einige Knochenfragmente und etwelche dürre Lorbeerblätter! Zwischen 1515 und 1519 hatten die Franziskaner, die vom Inneren ihres Klosters aus durch ein an der Mauer zu diesem Zweck angebrachtes Loch leicht zu dem Sarkophag hatten gelangen können, denselben seines kostbaren Inhalts beraubt und durch diese „fromme List“ Dantes

Gebeine ihrem Kloster und der Stadt Ravenna erhalten. Eine gerichtliche Untersuchung fand nicht statt. Zwar wendeten sich die Florentiner an Clemens V., der hatte aber ganz anderes zu thun, als sich um Dantes Totengebeine zu kümmern. Geheim ist der fromme Diebstahl nicht ganz geblieben; man hatte Kunde davon im 17., 18. und 19. Jahrhundert; aber man wendete gleichwohl alles auf, um die Welt bei dem Glauben zu erhalten, Dantes Gebeine seien noch immer in dem Sarkophag, welcher seit Mitte des 14. Jahrhunderts für den seinigen gehalten wurde. Um den wahren Thatbestand wußten daher nur wenige Eingeweihte, voran die Franziskanermönche zu Ravenna, welche die dem Sarkophage entnommenen und versteckten Gebeine ab und zu wieder untersuchen zu lassen für gut fanden. So rekognoszierte sie der Pater Antonio Santi am 3. Juni 1677 „aufs neue", that sie in eine hölzerne Kiste, auf deren innere Wand er mit Tinte schrieb: „Dantes Gebeine. Abermals revidiert den 3. Juni 1677." Später schrieb er noch auf den Deckel: „Dantes Gebeine; von mir, Pater Antonio Santi, hier niedergelegt den 18. Oktober 1677." Was der Pater vom 3. Juni bis zum 18. Oktober mit den Gebeinen angefangen und wo er sie diese Zeit über aufbewahrt hat, das entzieht sich unserer Kenntnis. Desgleichen weiß man nicht mit Sicherheit, ob und wie oft sie nach 1677 noch „revidiert" worden sind. Die Geschichte mit dem inhaltsleeren Sarkophage geriet doch nach und nach in Vergessenheit, so sehr, daß, als sich Italien anschickte, im sechsten Säkularjahr nach Dantes Geburt ein prunkvolles Dante-Fest zu feiern, Florenz abermals um die „Rückgabe" von Dantes Gebeinen bat und abermals von Ravenna eine abschlägige Antwort erhielt. Man setzte also offenbar voraus, dieselben befänden sich noch im alten Sarkophag. Da fand am 27. Mai 1865 der Maurermeister Pio Feletti, als er an einer Mauer etwas abbrach, die Kiste des Pater Santi mit ihrem geheiligten Inhalte. Jetzt besaß

man Dantes Gebeine wieder, und daß es die echten sind, das gilt in Italien selbstverständlich als unanfechtbarer Glaubensartikel. Nun, Dantes Gebeine ruhen jedenfalls noch immer zu Ravenna; ob gerade in der Kiste des Pater Santi, das wird die Wissenschaft wohl niemals endgiltig entscheiden können.



XVIII.

Persönlichkeit und Charakter.

Boccaccio, bei dem Tode unseres Dichters erst ein achtjähriger Knabe, hat ihn schwerlich jemals gesehen; aber er hat mit Männern verkehrt, welche zu Ravenna dessen Schüler und Vertraute gewesen, so daß, was er über Dantes äußere Erscheinung und über seinen Charakter berichtet, alle Beachtung verdient und als der glaubwürdigste Bericht gelten darf. Nun entwirft er von Dante folgendes Bild:

„Unser Dichter war von mittlerer Größe und ging im vorgerückten Alter etwas gebückt. Sein Gang war ernst und gemessen, seine Kleidung anstandsgemäß, stets so, wie es seinem jeweiligen Alter ziemte. Er hatte längliches Gesicht, Adlernase, große Augen und großes Kinn, etwas vorstehende Unterlippe, braune Gesichtsfarbe, Bart und Haar dicht, schwarz und kraus; dem Aussehen nach stets melancholisch und in Gedanken vertieft. Daher begegnete ihm einmal zu Verona, als der Ruhm seiner Werke, namentlich jenes Teiles seiner Komödie, den er Das Infernum betitelt hat, bereits weithin bekannt und von vielen Männern und Frauen gelesen war, daß, als er an einer Thür vorüberging, vor welcher mehrere Frauen saßen, eine derselben leise, aber doch so, daß er und sein Begleiter es hören konnten, zu den anderen sagte: ‚Sehet, das ist jetzt der Mann, der hinuntergeht in die Hölle, nach Belieben wieder heraufkommt und Nachricht heraufbringt von denen, die dort unten sind!‘ Worauf eine andere einfältiglich

erwiderte: ‚Ja, du sagst gewiß die Wahrheit. Sieh' doch, wie sein Bart kraus geworden ist und seine Gesichtsfarbe braun! Das rührt gewiß her von der Hitze und dem Rauch dort unten!' Als er hinter sich diese Worte sprechen hörte und einsah, daß sie der Ausdruck des einfältigen Glaubens jener Frauen waren, fand er seine Freude daran und er lächelte wie zufrieden, daß die Frauen eine solche Meinung von ihm hätten, und ging seines Weges weiter. Im häuslichen sowohl, wie auch im öffentlichen Leben war er sehr gesetzt und geregelt, sein ganzes Wesen von seltener Höflichkeit und feinen Formen. Im Essen und Trinken war er äußerst mäßig, sowohl in Bezug auf die strenge Einhaltung bestimmter Zeiten, als auch darin, daß er niemals über Bedürfnis genoß. Nie gab er der einen Speise vor der anderen den Vorzug; er pries zwar die feinen, genoß aber meistens einfache und tadelte die sehr streng, deren Hauptbestreben dahin zielt, ausgewählte Speisen sich zu verschaffen und sie mit ausgesuchter Sorgfalt zubereiten zu lassen. Solche Leute, pflegte er zu sagen, essen nicht um zu leben, vielmehr leben sie um zu essen. Niemand war wachsamer als er, sowohl in seinen Studien als auch bei jedem anderen Geschäfte, das ihm am Herzen lag, sodaß seine Familie und seine Frau sich öfters darüber beklagten, bis sie sich endlich an seine Art gewöhnten und nicht mehr darauf achteten. Selten sprach er ungefragt, dann aber mit Überlegung und auf eine dem Gegenstand entsprechende Weise. Gleichwohl war er, wo es not that, sehr beredt, in seinem Vortrage rasch und ganz vortrefflich . . . . . Er liebte die Einsamkeit und Absonderung von den Menschen, um in seinen Betrachtungen nicht gestört zu werden. Fiel ihm ein Gedanke ein, während er in Gesellschaft sich befand, der sein besonderes Interesse in Anspruch nahm, so antwortete er auf gar keine Frage, bevor er denselben vollständig durchdacht oder abgewiesen hatte, was öfters, wenn er bei Tische saß, oder mit Freunden spazierte,

sowie auch bei sonstigen Anlässen vorkam. In seinen Studien war er zu den Stunden, die er denselben widmete, so eifrig, daß keine Neuigkeit, die er etwa vernahm, ihn davon abzuziehen vermochte. Von dieser völligen Hingabe an das, was sein Interesse in Anspruch nahm, erzählen etliche glaubwürdige Leute folgendes Beispiel: In Siena geriet er eines Tages in den Laden eines Apothekers, woselbst ihm ein kleines Buch vorgelegt wurde, das ihm versprochen worden war und unter den Gelehrten Aufsehen machte, ihm aber noch nicht zu Gesichte gekommen war. Da er es nicht mit sich nehmen durfte, setzte er sich auf eine Bank vor dem Laden des Apothekers, nahm das Buch vor sich und fing an, es eifrig zu lesen. Auf dem Platze und unmittelbar vor seinen Augen wurde gleichzeitig ein Turnier abgehalten, wodurch eine große Menge angezogen wurde, die dem Tanz der Frauen und dem Spiel der jungen Männer zuschaute. Aber trotz all des lauten Lärms sah niemand den Dichter von seinem Sitze sich entfernen, noch auch nur die Augen von seinem Buche abwenden. So saß er da von der neunten Stunde bis zur Vesper, und als ihn dann jemand fragte, wie er sich denn dem Anblick eines so schönen Festes habe entziehen können, das vor seinen Augen begangen worden, antwortete er, er habe gar nichts davon gemerkt.

Gewiß, ganz nach seiner Art und wie er auch sonst zu thun pflegt, hat Boccaccio auch hier ausgeschmückt und die Farben zu dem Bilde teilweise aus seiner eigenen üppigen Phantasie geschöpft. Im großen und ganzen dürfte aber das Bild doch nach der Natur gezeichnet sein. Das gilt ganz besonders von der Zeichnung der äußeren Erscheinung des Dichters, welche gar nicht den Eindruck macht, als wäre sie irgendwie ausgeschmückt und geschmeichelt. Und allerdings ist Dante keineswegs eine imposante Erscheinung, seinem Äußeren nach, gewesen, noch viel weniger eine Persönlichkeit von

mächtigem und gewinnendem Eindrucke. Darüber lassen seine eigenen Andeutungen gar nicht in Zweifel. Klagt er doch (Gastm. I. 3) so bitter darüber, daß die Menschen durch sein Erscheinen getäuscht worden seien, daß sie nach seinen Werken eine ganz andere Vorstellung von ihm gehabt und daß sie nun, da seine Persönlichkeit nicht den Erwartungen entsprochen, sogar die Erzeugnisse seines Geistes viel geringer als vordem geschätzt hätten, — eine Klage, welche, mit der darauffolgenden Untersuchung der Frage, warum die persönliche Bekanntschaft die etwa vorhandene Bewunderung auf ein wesentlich bescheidenes Maß zu reduzieren pflege, deutlich genug spricht, wenn man sie nur verstehen will. Daß er ein Verbannter war, daß man ihm in Florenz seine Güter eingezogen hatte, das war ja, wo er in Italien umherzog, zum Voraus bekannt; als einen vornehmen Herrn, der mit äußerem Glanze auftrete, hatte sich ihn daher wohl niemand vorgestellt. Erschien er gleichwohl vielen Leuten anders, als sie sich ihn vorgestellt hatten, so dürfte sich die Enttäuschung vorzüglich auf die äußere Erscheinung des eher kleinen und, nach Boccaccios Zeugnis, etwas buckeligen Mannes beziehen. Teilweise allerdings wohl auch auf sein Auftreten und auf seine Umgangsformen. Was man heutzutage einen perfekten Gentleman nennt, das war Dante eben nicht. Eher verschlossen, schweigsam, ein etwas unbeholfener Gelehrter. Sein Zeitgenosse Villani schreibt: „Seiner Gelehrsamkeit wegen war Dante etwas eingebildet, spröde und empfindlich; auch verstand er sich, eher etwas unfreundlich, wie die Philosophen zu sein pflegen, nicht recht auf den Umgang mit ungelehrten Leuten."

Daß Dante einer der bedeutendsten, gedanken- und willensgewaltigsten Dichter ist, wer wollte das bezweifeln? Daß er einer der liebenswürdigsten Dichter und Menschen gewesen, wer wollte das behaupten? Mit den Gaben, mit

welchen die Natur ihn so reichlich ausgestattet hatte, hat er treu und redlich gewuchert und keine derselben brach liegen lassen. Daß er sich des eigenen Wertes vollkommen bewußt war, ist aus zahlreichen Stellen seiner Werke ersichtlich. Als seinen Hauptfehler bezeichnet er selbst den Stolz (Purg. XIII, 136 ffg.), und worauf konnte der Mann stolz sein, außer auf sein Können und Wissen, auf geistige Vorzüge, da es ihm an irdischen mangelte? Seine Wahrheitsliebe kennt gar keine Rücksichten; für das, was er als recht und wahr erkannt hat, steht er mit geradezu furchtbarer Energie ein. Dante war kein Mann der Vermittlung; für Halbheiten und unentschiedene Standpunkte hatte er keinen Sinn, kein Verständnis, keine Geduld. Nicht selten bewegt sich seine Entschiedenheit ganz hart an den Grenzen der Schroffheit. Daß es nicht so leicht war, mit ihm auszukommen, zeigt schon, auch wenn in der Hauptsache das Recht auf seiner Seite gewesen sein sollte (was wir eben gar nicht wissen), sein Bruch mit den Schicksalsgenossen. Die Sage weiß auch von einem Bruch zwischen ihm und Can Grande zu berichten. Ohne Zweifel ist Dante viel mehr gefürchtet als geliebt worden. Gewiß, er hat stets mit aller Energie das erstrebt und zu verwirklichen gesucht, was ihm zum Besten der Menschheit zu dienen schien, hat die Aufgabe seines Lebens darin gesehen, seinen Mitmenschen den Weg zum zeitlichen und ewigen Glücke zu weisen. Daneben war er aber allzusehr eine Eiferseele, als daß er es über sich gebracht hätte, auf fremde Standpunkte liebevoll einzugehen, um Andersdenkende zu gewinnen. Durch und durch Idealist, subjektiv in sehr hohem Grade, war er nur allzuleicht geneigt, in dem, was in seinen Augen Irrtum war, mehr eine Verirrung des Willens, als eine solche des Verstandes zu erblicken. Ein Mann aus einem Guß, eine granitene Natur, das war der große Dichter Dante Alighieri.



XIX.

Die göttliche Komödie
oder
Das Epos der Erlösung.

Über die sogenannten „kleineren Werke“ Dantes, sofern deren Echtheit nicht ernstlich in Frage kommen kann, ist bereits im Bisherigen das Nötige gesagt worden; über die heute so ziemlich allgemein als unechte, mehr oder minder grobe Fälschungen, anerkannten, wie der „Glaube“, die sieben „Bußpsalmen“, die thörichte Abhandlung „Von dem Wasser und dem festen Lande“ u. dergl. zu sprechen, ist Aufgabe wissenschaftlicher Untersuchung und gehört gar nicht hierher. Auch die sehr schwierige und von der Wissenschaft noch lange nicht endgültig entschiedene Frage, ob unter den wenigen Dante zugeschriebenen Briefen nicht etwa drei bis vier doch von ihm selbst herrühren, kann hier um so weniger zur Besprechung kommen, als die Untersuchung derselben ein eigenes Werk erfordern würde. Es erübrigt also, von Dantes Hauptwerk, der Göttlichen Komödie, ein Miniaturbild zu entwerfen. Der leichteren Übersicht wegen teilen wir das Kapitel, das natürlich etwas lang ausfallen muß, in einzelne Paragraphen ein.

§ 1. Der Titel.

So viel auch darüber alljährlich geschrieben und gedruckt wird, außerhalb Italiens ist die Anzahl Derjenigen noch immer keine besonders große, welche Dantes Hauptgedicht von

Anfang bis zu Ende lesen und durch wiederholte Lektüre mit diesem Meisterwerke des menschlichen Geistes einigermaßen sich vertraut machen. Die Erscheinung ist nur zu natürlich. So reichen geistigen Genuß diese großartige Dichtung auch schon bei der ersten Lektüre jedem Gebildeten gewährt, ihr volles Verständnis setzt doch Kenntnisse voraus, welche nicht Vielen zu Gebote stehen, und mehr oder minder ausführliche und gelehrte Kommentare dazu zu lesen, ist auch nicht nach jedermanns Geschmack. Das hat Dante selbst nicht nur vorausgesehen, sondern, wie es scheint, auch beabsichtigt. Wenn er im Anfange des Paradieses diejenigen, welche mit wenigen Kenntnissen ausgerüstet sind, des Bestimmtesten auffordert, sie sollen doch lieber nach ihrem Heimatsstrande zurückkehren, d. h., ohne Bild ausgedrückt, sie sollen nicht weiter in seinem Gedichte lesen, so ist ja damit seine Absicht, nur für höher Gebildete zu schreiben, deutlich genug ausgesprochen.

Zu dem Vielen, was uns heutzutage fremdartig anmutet und von der Beschäftigung mit der großen Dichtung eher abschreckt als dazu einladet, gehört schon der herkömmliche Titel desselben. Göttliche Komödie, das klingt unserem modernen Ohre eher komisch als göttlich, daher schon dieser Titel der Erläuterung bedarf. Nun, Göttliche Komödie, so hat Dante selbst sein Werk gar nicht betitelt. Er hat es einfach Komödie genannt, wir werden gleich sehen, aus welchem Grunde. Auch die Alten haben länger als zwei Jahrhunderte das Werk unter keinem anderen Titel gekannt, als die Komödie, oder auch ganz einfach Der Dante. Nach Landessitte begann man aber im fünfzehnten Jahrhundert den Dichter selbst *divino Poeta* zu nennen, wobei zu bemerken ist, daß der Ausdruck *divino* im Italienischen nicht blos in der Bedeutung von „göttlich“, sondern auch einfach für erhaben, ganz ausgezeichnet u. dergl. gebraucht wird.

Nachdem man nun begonnen hatte, den Dichter selbst göttlich zu nennen, was zuerst der Humanist Christoph Landino that, fuhr man fort, auch sein großes Werk göttlich zu nennen, was zuerst in der Giolittoschen Ausgabe vom Jahre 1555 geschehen ist. Von da an hörte man nach und nach auf, das Werk einfach *La Commedia* oder *Il Dante* zu nennen; der Titel *Divina Commedia* wurde allgemein gebräuchlich und ist heutzutage der alleinige so zu sagen offizielle Titel des Werkes. Andere Titel, welche vorgeschlagen wurden, haben keinen Anklang gefunden (wie etwa *La Visione,* das Gesicht; *La Monarchia di Dio,* die göttliche Monarchie u. a.).

Komödie hat Dante sein Werk ganz nach den Anschauungen und dem Sprachgebrauch der Zeit genannt. In dem Dante zugeschriebenen und jedenfalls in seinem Sinn und Geist verfaßten Briefe an Can Grande della Scala steht darüber Folgendes zu lesen: „Der Titel des Buches ist: Es beginnt die Komödie des Dante Alighieri, des Florentiners von Geburt, nicht von Sitten. Hierbei muß man wissen, daß das Wort Komödie besteht aus *Κώμη,* Dorf, und *ᾠδή,* Gesang, daher Komödie soviel ist wie Dorfgesang. Die Komödie aber ist eine Art poetischer Erzählung, die sich von allen anderen unterscheidet. Von der Tragödie unterscheidet sie sich im Stoffe dadurch, daß die Tragödie anfangs bewunderungswürdig und ruhig, am Ende oder zum Schluß schaurig und erschrecklich ist . . . Die Komödie dagegen fängt mit etwas Rauhem an, aber der Stoff endigt glücklich, wie aus den Komödien des Terenz zu ersehen ist . . . Auf ähnliche Weise unterscheiden sich beide in der Art des Ausdruckes: bei der Tragödie ist er hoch und erhaben, bei der Komödie nachlässig und niedrig . . . Hieraus ist klar, daß das gegenwärtige Werk Komödie heißt. Denn wenn wir auf den Stoff sehen, ist er anfangs schrecklich und schaurig, nämlich die Hölle, am Ende glücklich,

wünschenswert und hold, nämlich das Paradies. Wenn wir auf die Art des Ausdruckes sehen, so ist diese nachlässig und niedrig, nämlich die allgemeine Sprache, in welcher auch die Weiber miteinander verkehren. Hieraus ist klar, warum das Werk Komödie heißt." Ungefähr dasselbe sagen auch einige der ältesten Ausleger. In jener Zeit fand man den Titel ganz passend und natürlich, niemand hatte etwas daran auszusetzen. Hätte er in späteren Zeiten gelebt, so würde der Dichter ohne Zweifel einen anderen Titel gewählt haben.

§ 2. Der Stoff.

Dantes Göttliche Komödie ist zunächst eine Beschreibung der ekstatischen Reise des Dichters durch die drei Reiche des Jenseits und eine Schilderung des Zustandes der abgeschiedenen Seelen in der jenseitigen Welt. Diese umfaßt, nach dem Glauben der Kirche, drei Reiche: der verlorenen, der büßenden und der seligen Seelen. Demgemäß besteht auch das Gedicht aus drei Hauptteilen: das Infernum, das Reich der ewig Verlorenen, das Purgatorium, das Reich der büßenden und sich läuternden Seelen, das Paradies, das Reich der Seligen. Voran geht eine allgemeine Einleitung, und auf die Höhe des Reinigungsberges hat Dante das irdische Paradies gesetzt, so daß zu den drei Hauptteilen noch zwei Unterabteilungen kommen.

1. Die Einleitung. Auf dem halben Wege des menschlichen Weges, d. h. (nach Psalm XC, 10, vgl. Gastm. IV, 23) in seinem 35. Lebensjahre, erwacht der Dichter aus einem längeren Schlafe und nimmt mit Schrecken wahr, daß er sich, ohne zu wissen wie, weil so schlaftrunken, in einem grausen Walde voll Todesschrecken verirrt hat. Indem er sich anstrengt, denselben zu verlassen, gelangt er zum Fuße eines Hügels, dessen Gipfel von den Strahlen der Morgensonne vergoldet sind, faßt frischen Mut und schickt sich an, den Hügel emporzusteigen. Aber drei Tiere, ein Pardel, ein Löwe und eine Wölfin, vertreten ihm den Weg, so daß er die

Hoffnung, den sonnenbestrahlten Hügel emporzusteigen, aufgiebt und nach dem finsteren Walde zurückweicht. Da erscheint ihm der Schatten des römischen Dichters Virgil und belehrt ihn, er müsse zu seiner Rettung einen ganz anderen Weg einschlagen, weil der eingeschlagene der Weg der Wölfin sei, welche alle umbringe, die sich auf denselben begeben. Sie werde noch lange Zeit ihr Wesen treiben, bis einst ein Windhund erscheinen, ihr einen schmerzvollen Tod bereiten und sie in die Hölle zurücktreiben wird, woraus im Uranfang Teufelsneid sie hervorgerufen. Dieser Windhund werde zugleich auch Italiens Retter sein. Der Weg, den der Dichter einschlagen müsse, führe durch Hölle und Purgatorium, und Virgil bietet sich ihm zum Führer an. Wolle er alsdann vom Purgatorium aus zum Paradies emporsteigen, so werde eine würdigere Seele seine Führerin sein, da ihm, dem Heiden, die Himmelspforte verschlossen bleibe. Freudig nimmt Dante das Anerbieten an und macht sich hinter Virgil auf den Weg. Aber schon am Abend sinkt ihm wieder der Mut, da die Angst ihn übermannt. Er sei doch nicht der Mann, der eine solche Reise unternehmen dürfe. Darauf belehrt ihn Virgil, drei himmlische Frauen, Beatrice, Lucia und eine Ungenannte (die heilige Jungfrau), tragen für des Dichters Heil und Rettung Sorge droben am Himmelshofe; die Ungenannte habe Lucia, diese Beatrice aufgefordert, ihm in seiner Drangsal im finsteren Walde zu Hülfe zu eilen, und Beatrice habe ihm Virgil als Retter gesandt. Auf diese Mitteilung hin faßt der Dichter wieder Mut und folgt ohne weitere Bedenken seinem Führer.

2. Das Infernum. Das Höllenthor steht immer offen, kein Hüter verhindert den Eintritt. Aber eine grause Inschrift darüber besagt, die Eintretenden sollen jedwede Hoffnung fahren lassen, und das ruft in Dante neues Zagen hervor. Virgil macht ihm Mut, nimmt ihn an der Hand, und das Höllenthor wird überschritten. Sofort gewahrt Dante das Grausen der Hölle: Lärm, Klagen, Geheul, Jammer, Flüche, Zornesausbrüche bei absoluter Finsternis. Die zwei Wanderer befinden sich in der Vorhölle, wo das charakterlose Gesindel, die Feiglinge, die Unentschiedenen, die Fahnenträger, von eckelhaftem Gewürm geplagt, ruhelos einer ewig ruhelosen sich wirbelnden Fahne nachlaufen müssen. Namen werden

hier keine genannt, denn solches Gesindel hinterläßt keinen Namen auf Erden. Nur Einen kennt Dante sofort wieder, und wie er den Einen wiedererkannt hat, da weiß er schon genug und fragt nicht weiter. Die Wanderer setzen ihren Weg fort, sie langen an Acherons Ufer an, wo Charon, der Höllenschiffer, sich weigert, den Lebenden hinüberzufahren. Da — ein Sturm mit Blitzen, und besinnungslos fällt Dante zu Boden.

Bei seinem Wiedererwachen befindet er sich mit Virgil drüben am jenseitigen Ufer des Acheron, im ersten Höllenkreise, dem Limbus, wo die Geister der Tugendhaften wohnen, die einst ungetauft und ohne den Glauben an Christum starben, wo auch die Väter des alten Bundes geweilt, bis sie Christus unmittelbar nach seinem Tode daraus befreite. Dort sind die großen Dichter des Altertums, welche Dante freundlich begrüßen und ihn in ihren Kreis aufnehmen. Erst im zweiten Kreise beginnt die eigentliche Hölle. Am Eingange steht Minos, der grauenvolle Höllenrichter, der die Urteile durch Bewegungen seines höllisch langen Schwanzes fällt und jeder verdammten Seele ihren Platz in der Hölle anweist. In diesem Kreise werden die Sünden der Fleischeslust und der unerlaubten geschlechtlichen Liebe gestraft. Ein nie ruhender Wirbelsturm, das Bild der Leidenschaft, jagt die Geister unaufhörlich einher, hinunter und hinauf, hierhin und dorthin, und es bleibt ihnen gar keine Hoffnung, jemals zur Ruhe zu gelangen. Hier tritt Francesca von Rimini auf und erzählt in rührend zarten Worten die Geschichte ihrer unseligen Liebe und ihres tragischen Endes. Im dritten Kreise liegen die, denen der Bauch ihr Gott war, im Schlamme, vom dreimauligen Cerberus bewacht. Ciacco weissagt hier dem Dichter die Ereignisse von Florenz in den Jahren 1301 und folgenden. Am Eingange zum vierten Kreise brüllt Plutus in unverständlichen Lauten, um die Wanderer vom weiteren Vordringen abzuschrecken. Hier Geizige, dort Verschwender; im gleichen Kreise wälzen sie in entgegengesetzter Richtung laut heulend schwere Lasten, stoßen sie aneinander an den Enden des Halbkreises, wälzen sie einander gleichsam gegenseitig zu, die Einen übernehmen die Last der Anderen, sie brüllen beim Begegnen und beim Umtauschen der Bürde einander an, wenden sich wieder rückwärts,

auf ewig und immerdar ruhelos wälzend, stoßend und zurückprallend. Virgil ergreift diese Gelegenheit, um seinen Schützling über das Glück, die Fortuna, die himmlische Spenderin der irdischen Glücksgüter, zu belehren. Und dann steigen die beiden Dichter durch einen grauenvollen Pfad hinab zum fünften Kreise, wo die Zornigen schlammbedeckt im Sumpfe Styx einander durch Zornesausbrüche die Qualen vermehren. Phlegias, der Zornentbrannte, der Brandstifter des Tempels zu Delphi, führt sie über den Styx hinüber. Und während der Fahrt tauchen verdammte Seelen aus dem siedenden Pfuhle empor und strecken die Hände nach dem Kahne aus, werden aber von Phlegias hinweggestoßen. Dante erkennt seinen Landsmann Philipp Argenti, dessen roher Leidenschaft er seinen gerechten Zorn gegenüberstellt, weshalb er von Virgil gelobt und glücklich gepriesen wird. Darauf erblickt er von ferne, einer mittelalterlichen Festung ähnlich, die Höllenstadt Dis, von tiefen Gräbern umwallt, deren Türme glutrot leuchten und deren Mauern von Eisen scheinen. Diese Stadt bildet den sechsten Kreis und zugleich die Grenzscheide zwischen der oberen und der unteren Hölle, den Sünden der bloßen Unmäßigkeit einerseits, und andererseits der Bosheit und Verderbtheit des Herzens. Tausende von Dämonen wehren am Stadtthore den Eingang; hoch oben auf den Turmspitzen stehen die Erinnyen und rufen Medusa, damit ihr Anblick den Dichter versteinere. Dieser, von Virgil ermahnt, sich rückwärts zu wenden, schmiegt sich angstbeklommen an seinen Führer, der ihm mit den Händen die Augen bedeckt. Unter Erdbeben und Donnerrollen erscheint ein Himmelsbote, vor dem die Teufel erschrocken fliehen, der die Pforte mit einem kleinen Stabe öffnet und dann lautlos verschwindet. Die Dichter treten ein; die Stadt Dis, der sechste Höllenkreis, ist ein weiter Totenacker. In glühenden Särgen, deren Deckel aufgeschlagen sind, liegen die Ketzer, die Irrtumsstifter mit ihren Jüngern. Da liegt der hochherzige Farinata degli Uberti, der mit Dante über florentinische Verhältnisse spricht und ihm die Verbannung prophezeit; da liegt Cavalcante Cavalcanti, der sich nach seinem Sohn Guido erkundigt; da liegen ein Papst und ein Kaiser, Anastasius II. und Friedrich II.; da liegen sie alle in Feuersärgen,

die einst meinten, mit dem Sarge höre das Leben des Ichs auf. Auch die Deckel ihrer Särge fallen am jüngsten Tage zu und auf ewig bleiben sie alsdann in Nacht und Gottesferne begraben.

Vor dem Abstieg in die untere Hölle erläutert Virgil das System, nach welchem die Strafen sich abstufen, damit Dante fortan nicht mehr zu fragen, sondern nur zu sehen brauche. Dann steigen sie hinab über einen Abhang voll Felsentrümmer, die infolge des Erdbebens entstanden sind, welches bei Christi Höllenfahrt die ganze Hölle erschütterte. Den Weg bewacht der Minotaurus von Creta, den Pasiphaë, des Minos Weib, von einem Stiere gebar und den Ariadne, des Ungetüms Halbschwester, in die Hände des Theseus lieferte. In drei Ringen werden die Gewaltthätigen gegen den Nächsten, gegen sich selbst und gegen Gott in diesem siebenten Höllenkreise gestraft. Centauren bewachen die Mörder und Tyrannen, welche im ersten Ringe in einen Strom siedenden Blutes mehr oder weniger tief getaucht sind, je nach dem Maße ihrer Verschuldung. Unter den Tyrannen aus alter Zeit Alexander von Pherä und Dionys von Syracus; aus der neueren Zeit der Wüterich Ezzelin und Obizzo, der Markgraf von Ferrara; allein, bis zur Kehle in den glühenden Strudel versenkt, steht Guido von Montfort, der Mörder Heinrichs, des Sohnes Richards von Cornwallis; dann Attila, die Gottesgeißel, Pyrrhus von Epirus, Sextus, der Seeräuber, Rainer von Corneto und Rainer Pazzo, die gefürchteten Straßenräuber des dreizehnten Jahrhunderts. Vom Centaur Nessus, der um der schönen Dejanira starb, über den Blutstrom getragen, gelangen die beiden Wanderer in den zweiten Ring des Kreises, wo die Seelen der Selbstmörder, mit Beibehaltung der Empfindung, um die Strafe zu fühlen, in unheimliche Bäume gebannt sind, so daß sie einen großen, weiten Wald bilden, in dem die Harpyen nisten. Petrus de Vineis, der Kanzler Friedrichs II., erzählt sein Schicksal und beteuert seine Unschuld. Durch den Dornenwald werden die, welche ihr Vermögen vergeudet und sich dann entleibt haben, von schwarzen, gierigen Hündinnen verfolgt und zerfleischt. Im dritten Ringe, einer öden, sandigen Haide, befinden sich unter ewigem Feuerregen auf glühendem Sande die nackten Schatten der Gotteslästerer, Sodomiter und Wucherer.

Da ist Capaneus, der Gottesspötter unter den Sieben gegen Theben, dessen auch in der Hölle noch ungebeugter Stolz seine Strafe verschärft; da Brunetto Latini, der mit sorglicher, väterlicher Liebe zu Dante spricht und ihm, wie früher Farinata, seine Verbannung voraussagt; dort am äußersten Rande des Ringes sitzen die Wucherer, auf den Beutel unverwandt schauend, der ihnen am Halse hängt, aber ah — der Beutel ist leer!

Vom inneren Rande des siebenten Kreises fällt der Phlegeton tief hinab in den achten; Dante löst sich den Strick, den er auf dem Leibe trägt, giebt ihn seinem Führer, der ihn in die Tiefe hinabschleudert, um das Untier Geryon, das häßliche Bild des Trugs, heraufzulocken, damit er die beiden Wanderer auf seinem Rücken hinuntertrage. Da unten ist der achte Höllenkreis, Malebolge, Schlimmeklüfte. Der schlimmen Klüfte, kreisförmige, konzentrische Gräber, sind zehn, in jedem von welchen eine besondere Art von Betrügern hauset. Über die Gräber ziehen sich ungeheure Felsen, welche Brücken und für die Gräben selbst Thore bilden. In der ersten Schlimmekluft ziehen in langen Reihen und in entgegengesetzter Richtung an der einen Seite die Kuppler, an der anderen die Verführer, unablässig von Teufeln vorwärts gepeitscht. Schmeichler und Buhlerinnen schnauben in der zweiten Schlimmekluft mit der Schnauze wie Hunde und, bis an den Mund in eklem Unflath steckend, schlagen sich selbst mit Fäusten an ihre hohlen Köpfe. Als Vertreter dieser Sippschaft werden der glattzüngige Toskaner Alexius Interminelli aus Lucca und die Thaïs der römischen Komödie genannt. Die Simonisten stecken in der dritten Schlimmekluft köpflings in Röhren, so daß nur die glühenden und mit den Gelenken stark zuckenden Füße aus der Öffnung hervorragen. Reich vertreten sind hier die Päpste, gegen welche Dante, sie der Simonie und des Nepotismus anklagend, flammende Zornesworte schleudert, indem er den römischen Stuhl mit der Dirne der biblischen Apokalypsis vergleicht und Constantins Schenkung als den Anfang des unheilvollen Verderbens beklagt. Wahrsager, Zauberer und Astrologen ziehen in der vierten Schlimmekluft trauernd und langsamen Schrittes, vom Kinn bis zum Anbeginn des Rumpfes verdreht, grause Karrikaturen der Menschen-

gestalt, in einer großen, entsetzlich gräßlichen Prozession einher. Wunderbarlich düster ist die fünfte Schlimmekluft, wo die bestechlichen Beamten in einem See von siedendem Pech stecken und, so oft sie sich etwas daraus erheben wollen, von Teufeln gehetzt und zerrissen werden. Auch die beiden Dichter werden von den Teufeln, die unter sich selbst in Zank und Streit geraten, belogen, verhöhnt und geängstigt. Diese Teufel bilden eine besondere Gattung, die Malebranche, Schlimmeklauen. Ihrer etliche werden namhaft gemacht: Grauseschwanz, Raufefankel, Bückeschnurbs, Fröstetretel, Reckelschnauzer, Sudelbart, Scharlachmohr, Drachennaser, Schweinsborst, Hundekraller, Sausfleder, Karfunkelpolt, — würdige Namen für die würdigen Gesellen. Die vis comica erreicht in diesen Gesängen (XXI und XXII) ihren Höhepunkt, — die grause Komik der Hölle.

Von Virgilius getragen gelangt Dante, trotz Teufelsbetrug, zur sechsten Schlimmekluft, wo die Heuchler, ächzend unter der furchtbaren Last der bleiernen Kutten, mit welchen sie angethan sind, langsam und traurig gehen, im Vorübergehen Kaiphas und seine Herren Kollegen vom jüdischen Hohen Rate, die quer über dem Wege mit drei spitzen Pfählen am steinigen Boden gekreuzigt liegen, mit Füßen tretend. In der siebenten Schlimmekluft sieht Dante fürchterliche Haufen von Schlangen wundersamer Art, und von denselben umgeben läuft mit Entsetzen erfüllt ein nacktes Volk, die Hände mit Schlangen am Rücken gebunden, von Schlangen verfolgt, umringelt und durchstochen. Es ist das Diebenvolk. Da es da unten sonst nichts zu stehlen giebt, stehlen diese Leute einander die Menschengestalt. Aus Mensch Schlange, aus Schlange wieder Mensch, — eine nie aufhörende gräßliche Verwandlung. Hier findet Dante Vanni Fucci, den Kirchendieb aus Pistoja, der ihm den nahen Niedergang der Partei der Weißen, damit es ihn schmerze, weissagt. Hier erscheinen fünf auf Erden für edel geltende Florentiner, Diebe, welche die beiden Parteien, der Weißen wie der Schwarzen, würdig vertreten. Dante kann sich nicht enthalten, Florenz ironisch zu apostrophieren und ihm nahendes Unheil zu verkünden. In der achten Schlimmekluft sodann schweben zahllose Feuerflammen, welche die bösen Ratgeber einhüllen und immerdar

verzehren. Neben Ulysses und Diomedes giebt sich Guido von Montefeltro zu erkennen, den Bonifaz VIII., hier der Fürst der neuen Pharisäer genannt, durch schändlichen Mißbrauch seiner päpstlichen Autorität in die ewige Verdammnis gestürzt hat. Die neunte Schlimmekluft beherbergt die Zwietrachtstifter und Sektirer aller Art, denen ein Teufel die Glieder des eigenen Körpers trennt, indem er mit einem Schwerte ihre Gestalt von oben bis unten spaltet, die Zunge ausschneidet, Kopf und Hände abhaut, so daß der eine, Bertrand de Born, der den Sohn gegen den Vater zur Empörung aufstachelte, den eigenen Kopf wie eine Laterne in der Hand trägt. Endlich in der zehnten Schlimmekluft hausen die Fälscher. Da liegen sie, bedeckt von Aussatz und gequält von ekelhaften Krankheiten: die Fälscher der Metalle oder Falschmünzer, mit hochgeschwollenem Bauche in greulicher Wassersucht; die Fälscher der Rede, oder Lügner und Verleumder, in hitzigem Fieber. Da tobt es in teuflischer Raserei, wie im wildesten Fieberwahnsinn stürmen Schatten durch den Raum, andere Schatten beißend und schlagend; da schelten sie sich gegenseitig mit so rohen Worten, daß Virgil seinen Schützling daran mahnen muß, es schicke sich nicht, dem Gesindel zuzuhören, denn wer gern dergleichen höre, hege niedere Lust.

Im neunten Kreis wird das schwerste aller Verbrechen, der Verrat, bestraft. Rings um den Schacht, hoch wie Türme, stehen als Wächter die Riesen, die Füße im Schacht und mit dem halben Leibe über den Rand emporragend. Ihrer einer, Antäus, nimmt die beiden Wanderer in die Hand und setzt sie auf den tief unten liegenden Boden dieses Kreises nieder. Hier herrscht Kälte und Erstarrung; die vier Abteilungen des Kreises bilden ein großes Eismeer, in welchem die Seelen versenkt sind, desto tiefer, je schwärzer und unnatürlicher ihr Verrat war. Ihre Thränen werden zu Eis, das ihnen qualvoll die Augen verschließt, sie gefrieren fest aneinander und hassen und verraten sich doch gegenseitig. In der Caina hausen die Verbrecher, welche die eigenen Verwandten, in der Antenora die, welche das Vaterland, in der Ptolomäa die, welche die Freunde, und in der Giudecca die, welche ihre Wohlthäter verraten. Hier ist Ugolino, der den Schädel Ruggieris benagt und die furchtbar

erhabene Geschichte seines und der Seinigen Hungertodes erzählt; dort ist Alberigo dei Manfredi, den Dante durch doppelsinnige Worte zur Erzählung seiner Missethat bewegt. Mitten in der Giudecca, und zugleich im Mittelpunkt der Erde, steht Lucifer, der Höllenfürst, zur Hälfte diesseits, zur Hälfte jenseits des Erdzentrums, die drei Erzverräter, Judas, den Frevler an Christo, Brutus und Cassius, die Frevler an Caesar, mit seinen drei Mäulern ewig zermalmend. Den bei anderthalbtausend Fuß langen, zottigen Leib des Höllenfürsten hinab- und dann jenseits des Erdzentrums hinaufkletternd, verlassen die beiden Dichter nach etwa dreitägiger Wanderung die Hölle und steigen durch die Gruft Beelzebubs zur Oberfläche der anderen Hemisphäre hinauf, allwo sie die Sterne wiedersehen.

3. Das Purgatorium. Sie sind angelangt am Fuße des Reinigungsberges. Dante erfreut sich des Anblickes der süßen Farbe des morgenländischen Saphirs, des schönen, Liebe entzündenden Venusplaneten, des Sternbildes der Fische und der vier wunderbaren Sterne, die seit dem ersten Paar kein Mensch gesehen. Eine ehrwürdige Greisengestalt, Cato von Utica, das Haupt umstrahlt mit dem lichten Glanze des wunderbaren Viergestirnes, tritt den Wanderern entgegen und weiset Virgil an, seinen Schützling am Meeresgestade von den Spuren der Höllenwanderung zu reinigen und seine Lenden mit glattem Schilf zu gürten. Vom Meere her eilt ein Schiff in schnellem Laufe heran, geführt von einem Engel, der statt Ruder und Segel nur die eigenen Schwingen braucht, beladen mit Geistern, die das Lied der Erlösung singen, unter welchen Dante den Freund Casella erkennt, der ihm zu lieb eine Dantesche Kanzone anstimmt. Von Cato zur Eile ermahnt, wird die Reise den Berg empor angetreten. Im Gegensatz zur Hölle, wo der Weg um so beschwerlicher und gefährlicher wird, je weiter man nach unten vordringt, wird hier die Besteigung je weiter hinauf um so leichter. Der Berg ist so beschaffen, daß im Beginn er größere Müh' bereitet und minder schwierig wird, je mehr man steigt. Im Vorfegefeuer befinden sich die vier Klassen der Lässigen und warten, bis sie in das eigentliche Fegefeuer, die Stätte der Buße und Läuterung, eingelassen werden. Sind sie im Banne der Kirche gestorben, so müssen

sie dreißigmal länger warten, als ihr Bann gedauert; haben sie im falschen Vertrauen auf Gottes Erbarmen die Buße bis zu ihrem Tode verschoben, so müssen sie so lange warten, als sie säumig gewesen; sind sie eines gewaltsamen Todes gestorben, so müssen sie so lange hier harren, als ihr Leben überhaupt gedauert; haben sie wegen irdischer Sorgen die Buße vernachlässigt, so müssen sie zweimal die Zeitdauer ihres Lebens im Vorfegefeuer warten.

Unter denen, welche im Banne der Kirche gestorben, findet Dante Manfred, den ritterlichen Sohn des Kaisers Friedrich II., der ihn bittet, seiner Tochter Constanze, der Gemahlin Peters von Aragonien und Sizilien, mitzuteilen, daß er zu den Erretteten gehört, da Priesterfluch nicht vom Himmelreiche auszuschließen vermöge. Weiter schreitend finden die Wanderer den kunstfertigen Zitherschnitzer Belacqua aus Florenz, im Jenseits noch so phlegmatisch-träge, wie er es im Diesseits gewesen. Unter denen, die eines gewaltsamen Todes gestorben, werden namhaft gemacht Jacob del Cassero aus Fano, der gewesene Podestà von Bologna, der, nach Leviticus XVII, 11 von seinem Blute als von seiner Wohnung spricht; Buonconte von Montefeltro, der 1289 bei Campaldino gefallene Anführer der Aretiner, welcher erzählt, wie sich ein Engel und ein Teufel um seine Seele gestritten und sein Leib in des Teufels Botmäßigkeit geraten; Pia aus Siena, die in kurzen, unendlich rührenden Worten ihres tragischen Endes gedenkt; Benincasa aus Arezzo, ermordet von dem Sohne eines Raubritters, den er als Podestà von Siena hatte hinrichten lassen; Guccio dei Tarlati aus Florenz, der mit seinem Pferde im Arno ertrunken; der gute Friedrich Novello, von einem Gegner 1291 ermordet, und noch andere, wie der Sohn des Pisaners Marzucco, Graf Orso und Peter de la Brosse. Diese Seelen alle, da sie bemerkt haben, daß Dante noch im Leibesleben weilt, bestürmen ihn mit der Bitte, er möchte, auf Erden zurückgekehrt, ihre Hinterbliebenen veranlassen, für sie zu beten, was ihn veranlaßt, auf die Frage einzugehen, ob das Gebet der Lebenden am Schicksale der Verstorbenen etwas zu ändern vermöge, welche Frage nur in bezug auf die Bewohner des Fegefeuers bejaht wird. Am Abend treffen die Wanderer den Troubadour Sordello aus Mantua, dessen Herzlichkeit dem engeren Landsmanne, den er noch nicht weiter kennt,

gegenüber, Dante zu seiner erhabenen und berühmten Apostrophe an Italien im allgemeinen und an Florenz insbesondere veranlaßt. Sie bringen die Nacht, da nach Sonnenuntergang das Aufsteigen unmöglich, in einer blühenden Einbucht des Berges zu, die zwischen den Wänden des Weges wie ein Thal sich erweitert und wo Hymnen singend Könige und Fürsten weilen, darunter Rudolf von Habsburg, Ottokar von Böhmen, Philipp der Kühne, Heinrich der Dicke von Navarra, Peter von Aragonien, Heinrich III. von England u. a. m., sowie Nino Visconti und Conrad Malaspina. Es erscheinen zwei Engel und wehren einer Schlange, die sich in der Nacht in das Thal einzuschleichen sucht. Endlich eingeschlafen, fühlt sich Dante im Traume von einem Adler emporgetragen, und wie er erwacht, ist er wirklich droben vor der Pforte des eigentlichen Purgatoriums. Virgil belehrt ihn, daß Lucia von Himmelshöhen herabgestiegen sei und ihn, den Schlafenden, emporgetragen habe.

An der Pforte des Purgatoriums, zu welcher drei Stufen führen, steht ein Engel mit einem silbernen und einem goldenen Schlüssel, der mit der Spitze seines Schwertes dem Dichter siebenmal ein P, das Zeichen der sieben Todsünden, in die Stirn ritzt und ihn ermahnt, diese sieben Zeichen in den sieben Kreisen des Purgatoriums abzuwaschen. Von dem Thore führt ein schmaler, steiler Weg, zwischen den Felswänden hin und her sich windend, wie die Welle hin und her spielt, zum ersten der sieben Kreise des Purgatoriums, wie die übrigen eine flache, um den ganzen Berg laufende Terrasse, wo die Sünde des Stolzes dadurch abgebüßt wird, daß die Seelen unter schweren, Karyatiden ähnlichen, Felsenlasten wandeln und in Bildern dargestellte Muster der Demut, sowie andererseits des gezüchtigten Stolzes betrachten. Wie in allen übrigen, ist auch in diesem ersten Kreise das erste Beispiel der Tugend die jungfräuliche Mutter, hier wie sie, vom Engel als die Gebenedeite begrüßt, als die Magd Gottes demütig sich bekennt. Ein zweites Bild der Demut stellt den König David dar, wie er vor der Bundeslade tanzt, während sein Weib Michal in thörichtem Stolze ihm vom Fenster aus zuschaut. Ein drittes Bild zeigt den Kaiser Trajan, wie er freundlich und huldvoll vom Streitrosse steigt, um der bittenden Witwe Gerechtigkeit zu

verschaffen. Die Bilder gestraften Stolzes stellen dar: Satan, der vom Himmel stürzt; den hundertarmigen Briareus, der vom Blitze getroffen wird; die von den Olympiern besiegten Giganten; Nimrod, Niobe, König Saul in sein Schwert sich stürzend, Arachne in eine Spinne verwandelt, den flüchtigen Rehabeam, die vom eigenen Sohne getötete Eriphyle, den von seinen Söhnen im Tempel erschlagenen Sanherib, Cyrus mit dem im blutgefüllten Schlauche steckenden, abgeschnittenen Kopfe und das flüchtige Heer des Holofernes mit dem Rumpfe des enthaupteten Feldherrn. Auf diesem Kreise treten namentlich hervor: Umberto Aldobrandeschi aus dem Hause der Grafen von Santafiore, der 1259 auf Anstiften der Sienesen von Meuchelmördern erstickt ward; der berühmte Miniaturmaler Oderisi aus Agubbio, der jetzt demütig den Franco von Bologna über sich stellt, bei dessen Erwähnung sich Dante veranlaßt sieht, die Vergänglichkeit des Künstler- und Dichterruhmes hervorzuheben, wohl nicht ahnend, daß sein eigener Ruhm unvergänglich sein würde; Provenzan Salvani, der allmächtige Sienese, der 1269 in die Hände der Florentiner fiel und von einem feindlichen Mitbürger ermordet wurde. Die Erwähnung einer von Salvani vollbrachten edlen That giebt Oderisi Veranlassung, in mysteriösen Worten dem Dichter seine Verbannung zu prophezeien.

Bei dem Übergange von dem einen zu dem anderen Kreise ertönt jeweilen aus Engelsmunde eine der Seligpreisungen der Bergpredigt, die im Gegensatze zu der Sünde des durchwanderten Kreises steht. Und wie Dante den einen Kreis verläßt, fächelt ihm ein Engel die Stirne mit seinen Schwingen und tilgt so ein P aus ihr, zum Zeichen, daß er von der in dem betreffenden, eben verlassenen Kreise, abgebüßten Sünde nun geläutert ist, worauf er viel leichter als vorher zum folgenden Kreise aufwärts steigt.

Auf dem zweiten Kreise büßen die Neidischen. Da giebt es keine Skulpturen, weder Schatten noch Bild; alles ist glatt, schwefelgelb die Farbe des Gesteins, einförmig der Weg, den die Wanderer gehen. Ungefähr eine Meile wandern sie und nehmen in dieser ganzen Zeit gar nichts wahr. Da schweben Geisterstimmen an ihnen vorüber, welche zur Liebe des Nächsten aufmuntern, der Freunde wie der Feinde. Bilder und Skulpturen wären hier zweck-

los, denn die Büßer sehen nicht, da ihre Augenlider mit Draht fest zusammengenäht sind. Die Geisterstimmen erinnern an die jungfräuliche Mutter, die auf der Hochzeit zu Cana nur an des Nächsten Wohl dachte; an Orestes, den selbstvergessenden Freund des Pylades, während in entgegengesetzter Richtung andere Geisterstimmen an solche erinnern, die der Neid ins Verderben stürzte, an Kain, den unstät flüchtigen Brudermörder, an die athenische Aglauros, die, weil sie ihrer Schwester Mercurs Liebe mißgönnte, in Stein verwandelt ward. Dante redet mit Sapia von Siena, welche ihre Neidsünde schildert, wobei er bekennt, selbst von dieser Sünde nicht frei zu sein, aber noch weit schwerere Stolzessünden auf sich geladen zu haben. Dann trifft er auf zwei ehemalige Edelleute der Romagna, Guido del Duca und Rinieri da Calboli, welche mit ihm ein Gespräch anknüpfen, das sich zu einer bitteren Klage über die politischen Zustände Toscanas und der Romagna entfaltet. Ach, die Menschen suchen nur Köder; droben im Azur ruft sie der Himmel umsonst, indem er ihnen die ihn bekleidende Schönheit zeigt; ihr Auge blickt nur zur Erde und darum werden sie von Gott gezüchtigt.

Der Engel der Liebe fächelt ihm mit seinen Schwingen das zweite P von der Stirne weg, und der Dichter, begleitet vom Gesang: Selig sind die Barmherzigen, steigt hinauf zum dritten Kreise, wo in dichtem, ätzendem Rauche weilend, die Zornigen sich läutern. Ekstatische Gesichte belehren hier, teils indem sie Beispiele der Sanftmut und Versöhnlichkeit — Maria, die nicht schilt, als sie den verlorenen Jesusknaben im Tempel wiederfindet; Pisistratus von Athen, der sich an dem Jüngling, der seine Tochter geküßt, nicht rächen will; Stephanus, der sterbend für seine Mörder betet — teils indem sie unheilvolle Folgen des Zornes — die in eine Nachtigal oder Schwalbe verwandelte Progne, die dem Tereus aus Rachsucht das eigene Kind als Speise vorsetzt; den am Galgen hängenden Judenhasser Haman und Latinus' Gemahlin, die sich vorschnell erhängt und ihre Tochter Lavinia jammernd zurückläßt, als ein falsches Gerücht des Königs Turnus Tod meldet — vorführen. Der Lombarde Marco weist den Dichter zurecht auf dem Wege nach oben und enthüllt ihm den Grund, warum die Welt

so verödet an jeder Tugend und so geschwängert und erfüllt mit Bosheit ist. Nicht etwa der Einfluß der Gestirne, wohl aber die Ohnmacht des Kaisertums, hervorgerufen durch Vermengung der geistlichen und der weltlichen Gewalt, habe Italiens traurigen Zustand verschuldet. Die Summa der ganzen Danteschen Theorie wird hier entwickelt, und dann steigen die Wanderer, nachdem der Engel des Friedens das dritte P aus Dantes Stirne weggefächelt und begleitet vom Gesang: Selig die Friedfertigen, in den vierten Kreis hinauf, wo die Trägen ihre Sünde büßen.

Da die Nacht das Weitergehen hemmt, benützt Virgil die Zeit, um die verschiedene Art und Weise, durch welche der Mensch sündigt, zu entwickeln, wobei er, nur in Nebenpunkten von ihm abweichend, die Lehre des Thomas von Aquino über die Natur der sieben Todsünden vorträgt und das Wesen der menschlichen Freiheit entwickelt. In schnellem Laufe spornen die büßenden Trägen einander an, indem sie sich gegenseitig Beispiele des Eifers zurufen — Maria, die eilends zur Freundin Elisabeth geht; Caesar, der schnell nach Gallien zieht — und Beispiele bestrafter Saumseligkeit — die Israeliten in der Wüste und die in Sizilien zurückgebliebenen Genossen des Äneas — anführen. Im Traume sieht Dante ein Weib (das Bild der falschen Güter, an die der Mensch das Herz hängt), dem der eigene liebevolle Blick den Schein der Lieblichkeit verleiht, das sich aber, entlarvt, als eine ekelerregende Gestalt entpuppt. Selig die Leidtragenden hören sie beim Aufsteigen singen, und der Engel der Gottesliebe fächelt den Dichter an und tilgt das vierte P aus seiner Stirne.

An Händen und Füßen festgebunden, mit dem Angesicht gegen die Erde gewendet, regungslos ausgestreckt, ein weinend Volk am Boden liegend, den Psalmenvers: Meine Seele liegt im Staube singend, so hausen die Geizigen im fünften Kreise, unter ihnen Papst Hadrian V., der den Dichter, welcher aus Ehrfurcht knien will vor ihm, belehrt, daß es im Jenseits keine Päpste giebt, und sich darüber beklagt, daß von allen seinen noch lebenden Verwandten einzig seine Nichte Alagia um sein Seelenheil besorgt sei. Der Geiz ist die vermaledeite alte Wölfin, die in nimmersatter Gier mehr verschlingt, als all die anderen Räuber, und Dante sendet die Frage

zum Himmel empor, wann denn endlich Der (der Windhund) komme, vor dem das Untier weichen werde. Weinend rufen die Seelen bei Tag Vorbilder der Armut und Freigebigkeit in ihr Gedächtnis zurück — die Armut Marias, die Geldverachtung des Römers Fabricius, die Freigebigkeit des heiligen Nicolaus — und bei Nacht halten sie sich Beispiele häßlichen Geizes vor — Pygmalion, der aus Geiz den Schwager ermordet; Midas, der mitten im Golde verhungert; Achan, der sich mit der Beute Jerichos die Steinigung erkauft; Heliodor, der beim Versuch, Zijon zu berauben, den Tod findet; Ananias und Saphira, die aus Geiz den Geist von oben belügen wollten; Hecuba, die dem König Polymnester wütend die Augen auskratzt, und die Parther, die den Kopf des Crassus in geschmolzenes Gold tauchen. Hier finden die Wanderer Hugo Capet, den Fleischerssohn auf dem französischen Throne, der das Verderben beklagt, welches in sein Haus eingerissen ist, und in ewig denkwürdigen Worten die Mißhandlung des Fürsten des neuen Pharisäers durch seinen Nachkommen, Philipp den Schönen, brandmarkt. Der Berg erbebt, von allen Seiten ertönt der Gesang: Ehre Gott in der Höhe, eine Seele hat ihre Buße vollendet, Statius erscheint, gesellt sich zu den beiden Dichtern und erklärt ihnen den Grund des Erdbebens und des Gesangesschalles, belehrt sie zugleich, daß in diesem Kreise neben den Geizigen auch Verschwender, wie er, von ihrer Sünde sich läutern müssen, und erzählt ihnen, auf welchem Wege er das Heil gefunden. Nachdem der Engel dieses Kreises wieder eines der Sündenmale von Dantes Stirn getilgt, steigen alle drei hinauf zum sechsten Kreise.

In diesem Kreise erblickt man Abbilder und Abkömmlinge des Baumes der Erkenntnis des Guten und Bösen, von welchem Eva die verbotene Frucht pflückte. Die beiden Bäume, der eine beim Eintritt in den Kreis, der andere beim Austritt aus demselben sichtbar, haben ihre Wurzeln oben, während ihre Wipfel wie umgekehrte Tannen nach unten sich verjüngen. Die Büßenden dieses Kreises, die vordem der Schwelgerei gedient, nun aber Gottes Lob verkünden, sind entsetzlich, bis zur Unkenntlichkeit abgemagert, und der sie peinigende Hunger wird verschärft durch den Anblick und den Geruch der Früchte. Aus dem Laube des ersten Baumes

mahnen Stimmen an das frugale Leben Marias, der altrömi[
Frauen, des Propheten Daniel, der Menschen des goldenen [
alters, des Vorläufers des Weltheilandes, der von Heuschr[
und wildem Honig sich nährte; im Wipfel des anderen Bau[
warnt eine Stimme vor Evas Sünde, indem sie an das von J[
mit der junonischen Wolke erzeugte Geschlecht der Centauren [
innert und an Gideons Krieger hinweiset, welche ihrer Unmäßi[
wegen auf göttlichen Befehl von der Teilnahme am siegrei[
Kampfe ausgeschlossen wurden. Hier findet Dante den einst[
Freund und Sündengenossen Forese Donati, der mit glühe[
Worten die Unsittlichkeit der florentinischen Damenwelt straft [
ihm einige der Büßenden, den Dichter Buonagiunta aus Lu[
den Papst Martin IV., Ubaldino von Pila, den Erzbischof B[
facius von Ravenna, Messer Marchese aus Forli, den lusti[
Zecher und Fiesco aus Genua nennt. Buonagiunta weissagt [
Dichter, um einer edlen Dame willen werde er einst die [
geschmähte Stadt Lucca noch lieb gewinnen. Im Gespräche [
ihm charakterisiert Dante kurz und bündig seinen poetischen S[
Forese weissagt den baldigen Sturz Corso Donatis, des flo[
tinischen Schwarzenführers. Beim Austritt aus diesem Kr[
tilgt der Engel der Mäßigkeit das vorletzte P von des Dicht[
Stirne, und beim Aufsteigen entwickelt Statius in längerer, [
sammenhängender Rede die thomistische Seelenlehre, nur insof[
von dem Meister abweichend, daß den abgeschiedenen Seelen [
ätherischer Scheinleib gegeben wird.

Im siebenten und letzten Kreise, wo die Sünden der Wol[
getilgt werden, wandern die Geister in den Flammen, die der F[
hang aus sich hervorwirft, weshalb die Dichter am äußersten Ra[
gehen. In den Flammen singen die Büßenden das Lied v[
göttlichen Erbarmen und führen an das Beispiel der reinen Got[
magd, die vor dem Engel ihre Reinheit bezeugen konnte, sowie [
warnende Beispiel der verführten und dann so schrecklich gestra[
Nymphe Callisto. Durch den Ruf: Sodom und Gomorr[
und Pasiphaë! drücken die beiden aneinander vorüberziehen[
Büßerheere ihren Abscheu vor dem Laster aus, dem sie im Leib[
leben gefröhnt. Unter den Büßenden findet Dante die Dich[

Guido Guinicelli und Arnault Daniel, der in schönen provençalischen Versen sich zu erkennen giebt. Jenseits, außerhalb der Flamme steht der Engel der Keuschheit, der mit dem Rufe: Selig, die reines Herzens sind, den Dichter einladet, durch das Feuer zu gehen. Aber Dante bebt und zagt; auch Virgils Mahnungen sind umsonst; erst als dieser ihm Beatrice in Erinnerung bringt, von der er nur noch durch die Feuermauer getrennt sei, eilt er den Flammen entgegen und von drüben ertönt's: Kommt, ihr Gesegneten meines Vaters! Drüben angelangt, ist auch das letzte P von seiner Stirn getilgt, Virgil nimmt Abschied, er kann Dante nicht weiterführen, denn er selbst vermag durch sich weiterhin nichts mehr zu unterscheiden, Dantes Wille ist nun frei und gesund, er kann demselben folgen und bedarf keines Führers mehr.

4. Das irdische Paradies. Auf der Höhe des Reinigungsberges tritt Dante in eine herrliche Waldung, durchströmt von einem krystallhellen Bache. Jenseits des Baches erscheint, singend und Blumen pflückend, die herrliche, schönheitstrahlende Matelda, ohne Flecken, oder Runzel, oder deß etwas, und belehrt den Dichter über den Ort, wo er sich jetzo befindet. Hierauf erscheint eine großartige mystische Prozession. Voran gehen sieben goldene Leuchter, von deren Flammen Streifen nach rückwärts ausgehen, die Luft mit den Farben des Regenbogens bemalend. Und hinter den Leuchtern schreiten ehrwürdig vierundzwanzig Greise, und dann kommt, von einem wunderbaren Greifen gezogen, ein herrlicher Siegeswagen, und auf demselben thront, mit himmlischer Schönheit angethan, die verklärte Beatrice, und rechts geleiten tanzend den Wagen drei und links schreiten vier Jungfrauen, und neben dem Siegeswagen schreiten vier geheimnisvolle Tiere, und es beschließen den Zug zwei Greise, vier demütig-schlichte Männer und ein anderer Greis, schlafend, doch mit sinnenden Mienen. Die verschleierte Beatrice macht dem Dichter zuerst in indirekter und dann in direkter Rede sehr harte Vorwürfe über seine Untreue, und nachdem dieser bitter bereut und aufrichtig bekannt hat, entschleiert sie sich ihm, so daß er sich ganz entzückt am Anblick ihrer Schönheit erquicken kann.

Der mystische Zug bewegt sich weiter vorwärts bis zum Baume

der Erkenntnis und des Gehorsams, an den der Greif den Siegeswagen mit der Deichsel befestigt, worauf der sonst wie dürr aussehende Baum wieder zu grünen und zu blühen beginnt. Mit den Greisen entfernt sich nun der Greif und steigt zum Himmel empor, während Beatrice mit den sieben Jungfrauen und den sieben Lichtern bei dem Wagen bleibt, ihn zu bewachen. Dann stürzt sich plötzlich ein Adler auf den Wagen und bringt ihn zum Schwanken; darauf schleicht sich ein magerer Fuchs in den Wagen hinein; dann steigt ein Drache aus der zwischen den beiden Rädern gespaltenen Erde empor und reißt einen Teil des Wagens mit sich fort. Und der Adler kommt wieder und beschenkt den Wagen mit seinen Federn, und mit dem Wagen geht eine gräßliche Verwandlung vor. Auf verschiedenen Teilen desselben erheben sich sieben Köpfe und zehn Hörner, und nicht mehr Beatrice, sondern eine freche Dirne thront auf ihm, und an ihrer Seite ein Riese, der sie jetzt liebkost und jetzt geißelt und endlich den in ein Ungetüm verwandelten Wagen losbindet und weit in den Wald hinein schleppt. Beatrice weissagt den künftigen Retter; Matelda, die schon vorher den Dichter in Lethe eingetaucht hatte, führt ihn zur Quelle Eunoë, er trinkt daraus und kehrt zurück, rein und bereit zum Aufflug nach den Sternen.

5. Das himmlische Paradies. Beatrice wendet sich nach der linken Seite und blickt in die Sonne, Dante blickt auf Beatrice und bald sieht er ein Lichtmeer rings um sich her ausgegossen und vernimmt die süße Harmonie der kreisenden Himmelsphären. Beatrice belehrt ihn, daß er nicht mehr auf Erden sich befinde, sondern mit Blitzesschnelle emporgestiegen sei gen Himmel, getragen von dem der reinen Seele angeborenen Verlangen nach Gott. Von Sphäre zu Sphäre wird Beatrices Schönheit immer herrlicher, ihr Lächeln immer bezaubernder. In der ersten Sphäre, des Mondes, belehrt Beatrice den Dichter über die Mondflecken und die Wechselwirkung der Gestirne. Wie blasse Spiegelbilder, schwer zu erkennen gleich der Perle auf weißer Haut, erscheinen hier die ersten Gestalten seliger Seelen. Es sind die Seelen derer, welche einst im Leibesleben gegen ein Gelübde gefehlt. Unter ihnen Piccarda Donati, die durch Männer, an Böses mehr als an Gutes

gewöhnt, dem süßen Kloster entrissen und mit Gewalt vermählt wurde; neben ihr, eine Schicksalsgenossin auf Erden, erscheint Konstanze, des Kaisers Friedrich II. Mutter. Von Beatrice wird der Dichter belehrt, daß die Seelen ihm zwar in räumlichen Erscheinungen sich zeigen, in Wirklichkeit aber alle zumal bei Gott im obersten ruhenden Himmel, außerhalb des Raumes sind. Dann belehrt sie ihn über das Wesen der Gelübde und die Möglichkeit, für dasselbe einen Ersatz zu bieten. Hierauf steigen sie empor zum zweiten Himmel, der Sphäre des Merkur, so schnell wie der Pfeil, der ins Ziel trifft, bevor sich noch die Sehne beruhigt hat. Die Seligen begrüßen Dante mit dem Ruf, daß sein Anblick als eines Begnadigten ihre Liebe noch mehren werde und drängen sich um ihn, ihm durch Mitteilung ihres Lichtes zu dienen. Es sind die Seelen derer, welche thätig waren auf Erden, um Ehre und Ruhm zu erlangen. Da ist Kaiser Justinian, der in langer, kunstvollendeter Rede die Geschichte des römischen Adlers von der Gründung Roms bis zu Karl dem Großen erzählt und eine Strafpredigt gegen die Ghibellinen beifügt, die unter der kaiserlichen Fahne nur noch ihre Sonderzwecke verfolgen, sowie gegen die Guelphen, die das Kaisertum als solches befehden. Da ist Romeo, der vom Grafen Berlinghieri für seinen edlen, uneigennützigen Beistand mit schwarzem Undanke belohnt, arm und bejahrt wegzieht und sein Leben Stück für Stück erbettelt hat.

Auf die Geschichte des römischen Adlers folgt unmittelbar diejenige der Erlösung, deren Geheimnis Beatrice beim Aufschweben zu der höheren Sphäre dem Dichter enthüllt, ein Geheimnis, das verborgen ist den Augen aller, deren Geist noch nicht erstarkt ist in den Flammen der Liebe. In dem dritten Himmel, der Sphäre der Venus, erscheinen die seligen Geister derer, welche einst der irdischen Liebe sich weihten, was aber nicht etwa auf den Einfluß des Venussternes zurückzuführen sei. Zuerst redet hier Karl Martell, der Titularkönig von Ungarn, den Dichter an und erklärt ihm, auf seine Frage, wie es komme, daß die Tugenden nicht vererbt werden, sondern so oft vom Guten Schlechtes und vom Schlechten Gutes abstamme. Dann spricht die einst so überaus liebebedürftige Cunizza, die Schwester des schrecklichen Ezzelino da

Romano, die ihr elterliches Stammschloß der Lage nach genau beschreibt, auf den Troubadour Folquet von Marseille hinweist und die künftigen Strafgerichte über Padua, über Richard von Cammino, Herrn von Treviso und über Feltro verkündigt, — Strafgerichte, die sie in dem Spiegel der göttlichen Gerechtigkeit zu lesen vermag. Auch Rahab ist hier, das schöne Freudenmädchen aus Jericho, das einst dem Josua zur Eroberung des gelobten Landes verhalf, um welches sich die römische Kurie, deren Sinn nur auf Goldgulden gerichtet ist, wenig kümmert. Aber auch da werde Gott bald hilfreich eingreifen.

Der Flug geht nun zum vierten Himmel, der Sphäre der Sonne, wo die Lehrer leuchten wie des Himmels Glanz und die, welche viele zur Gerechtigkeit gewiesen, wie die Sterne immer und ewiglich. Dort werden sie von Gott gesättigt, der sie in das Wesen der Dreieinigkeit und in andere Geheimnisse der mittelalterlichen Theologie schauen läßt. Mit seinem Lehrer Albert dem Großen, Gratian von Bologna, Petrus Lombardus, dem König Salomo, Dionysius Areopagita, Paulus Orosius, Boëthius, Isidor von Sevilla, Beda dem Ehrwürdigen, Richard von Sankt Victor und Sigerius von Brabant, die er vorstellt und charakterisiert, erscheint Thomas von Aquin und hält eine glänzende Lobrede auf den heiligen Franz von Assisi und den von ihm gestifteten Orden, die mit einem scharfen Tadel der entarteten, eigenen Ordensbrüder, der Dominikaner, schließt. Ein zweiter Kranz seliger Geister, Augustinus, der Provinzial des Franciskanerordens, Illuminatus, des hl. Franciscus Schüler und Begleiter nach Ägypten, Hugo von Sankt Viktor, Petrus Comestor, Kanzler der Pariser Universität, Petrus Hispanus, der spätere Papst Johann XXI., Nathan, der Prophet, Chrysostomus, der Kirchenvater, Anselm von Canterbury, Donatus, der Grammatiker, Rabanus Maurus, Abt von Fulda und später Erzbischof von Mainz, und Joachim von Floris, Abt von Curazzo, — erscheint mit dem General des Franciskanerordens, dem heiligen Bonaventura, der das Lob des hl. Dominicus verkündet, den Verfall der Disziplin bei den Franciskanern beklagt und dem Dichter seine genannten Genossen vorstellt. Auf Dantes bezügliche Frage belehrt ihn Thomas

von Aquino über die Beschaffenheit der auferstandenen Leiber der Seligen, die Andern fallen mit einem sehnsuchtsvollen Amen ein, worauf Dante und Beatrice zum fünften Himmel, der Sphäre des Mars, emporschweben.

In einer Gruppe funkelnder Juwelen, die ein Kreuz bilden, in welchem Christus aufflammt, erscheinen hier die seligen Geister derer, welche im Dienste des Herrn einst die Waffen getragen. Dante wird freundlich begrüßt von seinem Ahnherrn Cacciaguida, der die gute alte Zeit der Florentiner Bürgerschaft schildert, die eigene und die Geschichte seiner Heimat erzählt, dem Dichter seine Zukunft, — Verbannung und Armut, — weissagt, ihn ermahnet, mit unerschrockenem Mute sein ganzes Gesicht zu offenbaren und ihm die Geister seiner Genossen, der Glaubenshelden Josua, Judas der Maccabäer, Karl der Große, Roland, Gottfried von Bouillon und Robert Guiscard vorstellt.

Beim Aufsteigen von dem rot flammenden Lichte des Mars zu dem weißen des Jupiter spiegelt sich der Kontrast des weißen und des roten Planeten in Beatrices Antlitz ab. In dem sechsten Himmel, der Sphäre des Jupiter, erscheinen die seligen Geister der gerechten Könige, welche, die Hymne der Gerechtigkeit singend, gleich glühenden Feuerfunken sich bewegen und sich sodann zu dem Bilde eines Adlers formen, der dem Dichter seine Frage nach der Gerechtigkeit Gottes und der Verleihung des ewigen Heiles beantwortet, mit feurigen Worten den päpstlichen Geiz, sowie die Ungerechtigkeit von Fürsten und Königen straft und Dante einzelne Glieder, aus welchen er gebildet ist, erkennen läßt. Des Adlers Brauen sind gebildet aus den verklärten Seelen des Judenkönigs Ezechias, des Kaisers Konstantin, des Sizilienkönigs Wilhelm der Gute, des Kaisers Trajan und des Trojaners Rhipeus, während der Geist, welcher in der Pupille des Adlers leuchtet, David ist, der hier die Ursache seines Heils erkennt. Zuletzt erklärt der mystische Adler, warum sich auch Heiden, wie Trajan und Rhipeus, unter den Auserwählten finden, wobei Dante über den Glauben, das Heil und die Prädestination belehrt wird.

In dem siebenten Himmel, der Sphäre des Saturn, erscheinen die verklärten Heiligen des beschaulichen Lebens, unter ihnen Petrus

Damianus, der den Dichter auf das Geheimnis der göttlichen Gnadenwahl hinweist, die den einzelnen Seelen ihre Führer und Beschützer bestimmt und sodann den Luxus der unwürdigen, weltlich gesinnten Geistlichen geißelt, woraufhin alle Seligen laut um Bestrafung derselben beten. Dann erscheint der heilige Benedikt, der Stifter des Benediktinerordens und des Klosters Montecassino, erzählt von seinem Leben und von seinen Stiftungen und klagt, daß auch sein Orden entartet sei.

In dem achten, dem Fixsternenhimmel, sieht Dante Christum in dem Glanze seiner verklärten Menschheit und um ihn her die jungfräuliche Mutter und die Apostel des Herrn. Und nachdem Christus, dessen Anblick Dante nicht vertragen kann, in die höheren Regionen sich erhoben hat, muß sich der Dichter einer dreifachen, strengen Prüfung unterwerfen. Petrus prüft ihn im Glauben, Jacobus in der Hoffnung, Johannes in der Liebe. Nachdem er die Prüfung gut bestanden, erscheint Adam und belehrt ihn über die Ursünde, die Urzeit, die Ursprache und den Ursitz des Menschengeschlechtes. Dann hallt durch das Paradies hin ein süßer, berauschender Gesang, Petrus entfärbt sich vor Zorn und hält eine furchtbar strenge, niederschmetternde Strafpredigt gegen den, der seinen vor Gott ledigen Stuhl einnimmt und seine Grabstatt in eine Kloake voll Blut und Stank verwandelt hat. Der ganze Himmel verfinstert sich bei dieser feurigen Rede, und Beatrice ist verwandelt wie ein sittsames Weib, das in sich selbst sich geborgen fühlt, aber bei Fremder Fehltritte schon beim bloßen Hören sich schüchtern zeiget. Nach dieser Rede fliegen die seligen Geister empor zum Empyreum, die Luft erfüllend wie Schneeflocken, wann die Sonne in das Zeichen der himmlischen Ziege tritt.

Emporgestiegen zum neunten, dem Krystallhimmel, erblickt Dante anfangs dessen Herrlichkeiten nur in den Augen Beatrices, deren Schönheit sich aufs neue gesteigert hat. Dann schaut er die neun Chöre der Engel, die sich in konzentrischen Kreisen um den Mittelpunkt, Gott, bewegen. Hierauf wird er belehrt über die Engel, deren Schöpfung und Fall, deren Natur und Thätigkeit, deren Ordnungen und Rangstellung. Dieser Belehrung schließt sich an eine Strafpredigt gegen die eitle, unfruchtbare Predigtweise der Zeit,

und Dante steigt mit Beatrice zum Empyreum, der himmlischen Rose, dem eigentlichen Sitze der Gottheit und aller Seligen, empor, allwo Beatrices Schönheit einen Grad erreicht, daß menschliche Worte ohnmächtig sind, auch nur ein blasses Abbild davon zu geben. Dort in der Himmelsrose zeigt ihm Beatrice den Thron, worauf der Kaiser Heinrich VII. sitzen wird, dann verläßt sie ihn und nimmt ihren Platz unter den Seligen wieder ein. An ihre Stelle tritt der heilige Bernhard von Clairvaux, der den Dichter zum letzten Ziel der Menschen leitet. Er zeigt ihm Maria, die Himmelskönigin, Eva, Rahel, neben welcher Beatrice sitzt, Sarah, Rebecca, Judith und Ruth; dann wieder Gabriel, den Erzengel, Adam, Moses, Petrus, Johannes und andere Helden des Glaubens. In erhabenem Gebete erwirkt Bernhard dem Dichter die Fürbitte der Himmelskönigin, Dante erhält die Gnade, sich in das Anschauen Gottes zu versenken, er hat damit das höchste und letzte Ziel des Menschen erreicht, die Feder entsinkt seiner Hand, das Gedicht ist zu Ende.

§ 3. Die Quellen der Dichtung.

Daran ist allerdings gar nicht zu zweifeln: Dante ist ein Schöpfertalent ersten Ranges, seine Erfindungsgabe, seine dichterische Phantasie sind großartig und bewunderungswürdig. Alles hat aber seine bestimmten Grenzen, und auch bei hervorragenden Geistern sind die Grenzen menschlicher Erfindungskraft sehr enge gezogen. Bei unserem Dichter handelte es sich weniger um Erfindung, als um festere Gestaltung dessen, was schon im Glauben des Volkes lebte. Seit Jahrhunderten war die Phantasie der Christenheit beschäftigt gewesen, sich die Strafen der Verlorenen und die Bußen derjenigen zu veranschaulichen, die zwar im Glauben, aber noch mit ungesühnter Schuld beladen die Welt verlassen hatten. Die Litteratur des Mittelalters ist reich an Visionen und Sagen von Entrückungen in das Jenseits und von Anschauungen des Zustandes der Verstorbenen, namentlich der Verdammten in der Hölle und der Büßenden im Fegefeuer. Da gab es Visionen und Le=

genden von Mönchen verfaßt, zu dem Zwecke, die Leute zu erschüttern und zur Buße zu bewegen; da gab es aber auch Visionen des Jenseits von satirisch-politischem Charakter, deren einziger Zweck war, die Leser oder Hörer zu unterhalten und zu belustigen. Auch an dramatischen Aufführungen von Höllenqualen und von peinigenden Dämonen fehlte es nicht. In der Regel war die Bühne in drei Stockwerken übereinander aufgebaut, in deren mittlerem man das Weltgetriebe, oben die Seligkeit des Himmels, unten die Qualen der Hölle sah. Ein großartiges Schauspiel dieser Art mit unglücklichem Ausgange wurde z. B. am 1. Mai 1304 in Florenz gegeben. Überall in der Stadt wurde ausgerufen, wer Nachrichten aus dem Jenseits zu vernehmen wünsche, solle sich abends auf der Arnobrücke alla Carraia und am Arnostrande daselbst einfinden. Auf Barken und Kähnen auf dem Strome wurde an jenem Abend eine Höllenvorstellung gegeben, welche die Qualen der verlorenen Seelen und die grauenvolle Scheußlichkeit der Dämonen anschaulich machen sollte. Zu Tausenden gingen die Leute hin, um an dem Schauspiel sich zu ergötzen; ihrer viele traten damit in Wirklichkeit die Reise nach der anderen Welt an und kehrten nicht mehr zurück. Unter der Last des zuschauenden Volkes stürzte die Brücke zusammen und eine große Menge fand den Tod in den Wellen, so daß, wie der zeitgenössische Chronist Villani schalkhaft bemerkt, aus dem scherzhaften Spiele bitterer Ernst ward und, wie ausgerufen worden, ihrer viele durch den Tod wirklich hingingen, um Nachrichten von der jenseitigen Welt zu vernehmen.

Der Gedanke, in der Form einer Vision eine Wanderung durch die drei Reiche des Jenseits und den Zustand der abgeschiedenen Seelen zu schildern, lag also in der Zeit und ist keineswegs Dantes eigene Erfindung. Auch hat er die betreffende Litteratur, wenigstens zum Teil, sehr wohl gekannt, hin und wieder auch, ohne jemals Nachahmer zu werden, sich

zu Nutze gemacht. Aber er hat die Gedanken, welche in der Zeit lagen, großartig aufgefaßt und zu einem allumfassenden Bilde verarbeitet. Was sind alle diese älteren Visionen und Schilderungen des Jenseits in Versen wie in Prosa? Kinderspiele sind sie, Erzeugnisse einer meistens sehr rohen Phantasie, jedweden litterarischen, künstlerischen und vollends poetischen Wertes bar. Dante hat, indem er ein unvergleichliches und darum auch unvergängliches Werk schuf, diese Litteratur abgeschlossen. Nach ihm gab es über die schöne Illusion von einem jenseitigen Leben mit nie geahnten Wonnen und nie geahnten Qualen gar nichts mehr zu ersinnen, zu erfinden, zu dichten. Auch die Legenden vom Jenseits, sowohl die der frommen Mönche wie der lustigen und mutwilligen Bänkelsänger, waren durch Dantes Werk ein für allemal abgethan. Das Resultat einer Jahrhunderte langen, uns Modernen allerdings etwas fremdartig anmutenden Gedankenarbeit, die nicht selten in eine Arbeit der Gedankenlosigkeit ausartete, war mit der Göttlichen Komödie endgiltig gezogen; fortan war darüber gar nichts mehr zu sagen. Alle diese mittelalterlichen Visionen, Legenden und Dichtungen sind, wie auch die Nachahmungen von Dantes Dichtung, längst vollständig verschollen, Antiquitäten, die nur noch hie und da ein Fachgelehrter durchblättert.

Aber Dante wollte mit seinem großen Werke noch etwas ganz anderes leisten und hat wirklich etwas ganz anderes geleistet, als eine abschließende Zusammenfassung jenes Zweiges der mittelalterlichen Litteratur, den man als Träume vom jenseitigen Leben bezeichnen könnte. Wäre sein Epos nichts anderes als das, niemand würde heutzutage mehr darnach fragen und schon längst hätte niemand mehr darnach gefragt. Mit stolzem, aber sehr berechtigtem Selbstbewußtsein sagt er, daß sein Werk ein solches sei, „daran Hand angelegt hat Erd' und Himmel“ (Parad. XXV, 2). Es ist nicht blos

ein, sondern das Weltgedicht, welches Vergangenheit und Gegenwart, Zeit und Ewigkeit umfaßt. Daher sind die Quellen, aus welchen der Dichter schöpfte, unendlich reicher, als blos die Legenden und Visionen vom Jenseits. Man kann sagen, und das wäre wohl das Richtigste und Treffendste, die Quelle, aus welcher er immerdar geschöpft hat, sei die ganze Menschheit gewesen, mit ihrem Glauben und ihrem Wissen, mit ihren Erfahrungen und Ahnungen, mit ihren Freuden und ihren Leiden, mit ihrer Ruhe und ihrer Arbeit, mit ihren Tugenden und mit ihren Lastern, kurz mit allem, was irgend das Menschenleben berührt. Daher denn auch die umfassende Gelehrsamkeit, welche in diesem in der gesamten Weltlitteratur einzigartig dastehenden Werke niedergelegt und darin ihren prägnantesten Ausdruck gefunden hat. Was seine Zeit wußte und glaubte, das ist alles in diesen hundert Gesängen in der allergedrängtesten Zusammenfassung enthalten. Reichlich schöpft Dante aus den römischen Dichtern, vor allen aus Virgil, dann aber auch aus Ovid, Lucianus, Statius und anderen; reichlich aus anderen Schriftstellern des Altertums, wie namentlich aus Cicero und Boëthius; noch reichlicher aus Aristoteles, den er freilich nur in den damals vorhandenen zwei lateinischen Übersetzungen kannte; reichlich aus den Schriften der Kirchenväter, sowie der scholastischen und mystischen Schriftsteller des Mittelalters; besonders reichlich aber aus der Bibel und aus den Schriften des Thomas von Aquino, dem er in der Theologie ebenso treu folgt, wie in der Philosophie dem Aristoteles. Neben diesen litterarischen schöpft er in überaus reichem Maße aus anderen Quellen. Seine Hauptquellen sind die Natur und das Menschenleben. Ein gründlicher Kenner der Natur und aller ihrer Erscheinungen, weiß er ihr so viele Geheimnisse abzulauschen und ihr Hunderte von Gleichnissen zu entnehmen, welche man wunderbar nennen würde, wenn sie nicht gar zu natürlich wären. Ein viel-

erfahrener, vielgereister Kenner und feiner Beobachter der Menschen, ihrer Geschichte, ihres Charakters und ihrer Sitten, entwirft er in seinem großen Gedichte ein großartiges Gemälde seines Zeitalters, welches an Anschaulichkeit und Genauigkeit bis in die einzelnsten Einzelheiten hinein kaum etwas zu wünschen läßt. Er kennt aber die Menschen so genau und so gründlich, weil er sich selbst, das eigene Herz mit seinen Kräften und Schwächen, mit seinen guten und bösen Trieben, so gründlich und so genau kennt. Er ist selbst der Hauptheld seines großen Gedichtes; seine eigenen Erlebnisse und Erfahrungen, innere und äußere, bilden die eigentliche Grundlage desselben. So ist denn seine Dichtung der subjektivsten eine, zugleich aber von noch nie übertroffener und nur selten erreichter Objektivität, weil er darin nicht ein einzelner Mensch ist, sondern der Mensch überhaupt, der Repräsentant der gesamten sündigen, nach Erlösung ringenden und durch die göttliche Gnade Erlösung erlangenden Menschheit. Wohl gab es schon vor Dante Visionen und Schilderungen des Jenseits, aber eine *Divina Commedia* gab es nicht und, was Tiefe der Gedanken, Universalität des Inhaltes, Schönheit und Erhabenheit der Sprache, der Bilder, der ganzen Art und Weise der Darstellung betrifft, steht auch heute noch diese Dichtung einzigartig da, — ein Originalwerk allerersten Ranges, obwohl, oder vielmehr weil der Dichter keine einzige unter den damals fließenden Quellen unbenützt gelassen hat.

§ 4. Die Form der Dichtung.

Das muß jedermann zugeben, ohne deshalb ein Dante-Enthusiast zu sein: ein bis in die kleinsten Einzelheiten so fein durchdachtes und so genau erwogenes Werk wie die Göttliche Komödie besitzen wir sonst nicht, in keiner Sprache und in keiner Litteratur. Je mehr man sich in dieses Gedicht hinein liest, je sorgfältiger man es studiert, desto mehr wächst

unsere Bewunderung. Wird es doch nachgerade nicht mehr schwer sein, bei Hunderten von Wörtern den Beweis zu leisten, daß der Dichter zum voraus genau berechnet und festgestellt hat, wie oft sie in jedem einzelnen der drei Teile vorkommen dürfen! Die Architektonik des Gedichtes sodann ist so sorgfältig berechnet und so genau ausgeführt, daß schon manche zu Papier und Bleistift gegriffen haben, um die drei Reiche des Jenseits nach Dantes Angaben zu zeichnen, um seine Gedanken besser zu veranschaulichen.

Da die Zahl der jenseitigen Reiche durch die Kirche bereits festgestellt war, so war die Dreiteilung des Gedichtes zum Voraus und von selbst gegeben. Die Zahl Drei spielt aber, wie die Zahlensymbolik überhaupt, eine bedeutende Rolle in dieser Dichtung. Es sind die Zahlen drei, neun und zehn, welche die ganze Architektur desselben bestimmen und beherrschen. So haben wir drei Hauptteile, der Zahl der jenseitigen Reiche entsprechend; drei beherrscht den Reim, da das ganze Gedicht aus Terzinen besteht; jeder der drei Teile hat 33 Gesänge: die Dreizahl zur Würde der Zehn erhoben und mit sich selbst verbunden. Zu den dreimal 33 Gesängen kommt noch der erste, der Einleitungsgesang, wodurch die Zahl von 100 Gesängen erreicht wird, das Quadrat der Zehn, d. h. nach Dantes Ansicht, der vollkommenen Zahl. Hinwiederum hat jeder Teil neun Abteilungen: im Infernum neun Höllenkreise; im Purgatorium ein Vorhof, sieben Büßerkreise und das irdische Paradies; im Paradies die sieben Planeten-, der Fixsternenhimmel und das Primum Mobile. Auch in Einzelheiten spielt die Dreizahl eine bedeutende Rolle: drei Tiere, welche dem Dichter am Ausgange des finsteren Waldes entgegentreten und ihn am Besteigen des sonnenbestrahlten Hügels verhindern; drei selige Frauen, welche droben im Reiche der Seligkeit um sein Heil besorgt sind; drei Führer, Virgil, Beatrice und S. Bern-

hard, die ihn auf dem Wege des Heils bis zur Anschauung der Gottheit leiten; drei Gesichter des Lucifer in der untersten Hölle, die grauenvolle Karrikatur des dreieinigen Gottes; drei Funken, Stolz, Neid und Geiz, welche alle Herzen, zum Verderben der Menschenwelt, entzündet haben; drei Furien auf dem Turme, die den Wanderern den Eintritt in die Höllenstadt zu verunmöglichen suchen u.s.w. Zugleich ist die Architektur des Ganzen von der Zahl zehn beherrscht: zehn Regionen in der Hölle, ein Vorhof und neun Kreise; zehn im Fegefeuer, drei Abteilungen des Vorpurgatoriums und die sieben Kreise; zehn auch im Paradies, da zu den neun Himmeln noch das Empyreum hinzukommt.

Eine wunderbare Symmetrie zieht sich durch das ganze Gedicht. Die 14233 Verse, aus welchen es besteht, verteilen sich so, daß 4720 auf das Infernum, 4755 auf das Purgatorium, 4758 auf das Paradies kommen. Das ganze Gedicht hat 99542 Wörter, so daß im Durchschnitt jeder der hundert Gesänge aus tausend Wörtern besteht. Und wie sind diese 99542 Wörter verteilt? Das Infernum hat ihrer 33444, das Purgatorium 33379 und das Paradies 32719, so daß man beinahe sagen möchte, sogar die Wörterzahl sei für jeden einzelnen Teil zum Voraus berechnet und annähernd festgesetzt worden. Daß überhaupt das ganze große Gedicht auf eine sehr sorgfältige, auch das Einzelne mitberücksichtigende Vorausberechnung hin ausgearbeitet worden ist, das geht schon aus diesen Zahlen ganz unzweifelhaft hervor. Aber der Dichter selbst unterläßt es nicht, uns darauf aufmerksam zu machen. Er möchte gerne die Süßigkeit des Eunoëtrunkes schildern (Purg. XXXIII, 136 ffg.):

Hätt' ich, o Leser, Raum im Überfluß,
  Ich säng' ein Teilchen von den Süßigkeiten
  Des Tranks, der nie mich sättigt' im Genuß.

Weil aber voll sind die papiernen Seiten,
Darein ich dieses zweite Lied gewebt,
Wehrt mich der Zaum der Kunst das Weiterschreiten.

Wie arithmetisch, so ist die Dichtung auch architektonisch nach einem ganz bestimmten, ebenfalls zum Voraus genau ausgearbeiteten Plane ausgeführt worden, und die Annahme würde kaum eine irrige sein, daß der des Zeichnens keineswegs unkundige Dichter (vgl. Neues Leben 35) nach vorher genau ausgeführten Zeichnungen der drei jenseitigen Reiche gearbeitet habe. Bereits die Scholastik hatte sich mit der Topographie des Jenseits vielfach beschäftigt. Sowohl die lichten Regionen des Himmels als die dunkeln der Hölle suchte sie in ihren Kreis zu ziehen. So teilte man den Himmel in drei Teile: den sichtbaren (das Firmament), den spiritualen, in welchem die Engel und die Heiligen wohnen, und den intellecktuellen, worin die Seligen das Anschauen Gottes genießen. Auch die Hölle hatte ihre verschiedenen Departemente: 1. die eigentliche Hölle, worin die Teufel hausen, der Sitz der Verdammten; 2. jene unterweltlichen Räume, die als Mittelzustände zwischen Himmel und Hölle zu betrachten sind und die wieder zerfallen: a) in das der Hölle zunächst liegende Fegefeuer; b) in den sog. Limbus infantum, in welchem die vor der Taufe verstorbenen Kinder sich befinden; c) in den Limbus patrum, den Aufenthalt der frommen Väter der Vorzeit, wohin Christus hinabstieg, den gefangenen Geistern die Erlösung anzukündigen. Man nannte diesen Limbus auch den Schoß Abrahams, über dessen nachbarschaftliches Verhältnis zu Himmel und Hölle es verschiedene Meinungen gab. Die dem Inneren mehr zugewandten Mystiker erhoben sich diesen Bestimmungen gegenüber zu einer geistigeren Deutung und faßten das als innere Zustände, was für die Scholastiker äußerliche Örtlichkeiten waren.

Dante ist von der Mystik sehr stark angehaucht, darum

sind die so mannigfaltigen Qualen seines Infernums wie die Büßungen seines Purgatoriums bildliche Darstellungen innerer Seelenzustände und ist die Strafe, die er einer Sünde zuweist, wesentlich ein Ausdruck dieser Sünde selbst. Die Anlage seines Gedichtes erforderte indes eine Gliederung, welche auf Grund der mystischen Anschauung nicht wohl möglich gewesen wäre, weshalb der Dichter zu der scholastischen Topographie des Jenseits griff, ohne sich jedoch derselben genau anzuschließen, was die Anlage des Gedichtes gar nicht zuließ. So konnte er mit dem Purgatorium in den obersten Regionen des Höllenschlundes nichts anfangen, weil ihn dann der ekstatische Weg zuerst zu den Büßenden und darauf zu den ewig Verlorenen geführt hätte, was mit der Grundidee der Dichtung nicht in Einklang zu bringen war. Dantes Purgatorium ist seine eigene Erfindung: ein im Ocean, gerade dem Hügel Golgatha gegenüber, sich erhebender Berg, der auf seinem Gipfel das irdische Paradies trägt, durch welche Erfindung die drei jenseitigen Reiche scharf von einander getrennt wurden und die Möglichkeit gegeben war, die mystische Reise mit der Hölle beginnen, durch das Fegefeuer sie fortsetzen und im himmlischen Paradiese enden zu lassen. Im Übrigen ist Dantes Hölle, was die Lokalität derselben anlangt, mit der Hölle der mittelalterlichen Scholastik so ziemlich identisch, während die Architektur derselben hinwiederum seine eigene Schöpfung ist. Dantes Infernum hat die Form eines riesenhaften umgekehrten Kegels, oder eines ungeheuren Trichters, der in immer enger werdenden Kreisen sich verjüngend, in eine Spitze ausläuft, welche der Sitz des Höllenfürsten und zugleich der Mittelpunkt der Erde, somit des Weltalls ist.

Über die Lage der Eingangspforte zur Hölle giebt uns der Dichter keinen Aufschluß; indes werden wir wahrscheinlich dieses Höllenthor nicht weit von Florenz, jedenfalls aber

in Italien, zu suchen haben, wo Rom, nach damaligem Glauben nicht blos der geistige, sondern auch der geographische Mittelpunkt der christlichen Welt, liegt. Die Reise geht von Kreis zu Kreis hinab zu immer schwereren Sündern bis zu dem Mittelpunkte der Erde, über welchem in senkrechter, ein Halbdurchmesser der Erde langen Linie Jerusalem mit Golgatha, die Stätte der Erlösung liegt. Um sodann eine unpoetische, der Idee und dem Geist der Dichtung zuwiderlaufende Rückkehr auf die Erdoberfläche, die Hölle wieder aufwärts, zu vermeiden, erfand Dante eine Höhle, welche von dem Mittelpunkte der Erde nach der anderen Hemisphäre hinauf- und am Fuße des Reinigungsberges zum Tageslicht führt. Über die Entstehung dieses verborgenen und schmalen Ausgangsweges aus der Hölle giebt der Dichter folgenden Aufschluß: Als der Höllenfürst vom Himmel vertrieben wurde, stürzte er herunter auf die Erde an dem Jerusalem gegenüberliegenden Punkte und ward wie ein Pfeil in die Erde geschleudert, so daß er, der eigenen Schwere wegen, im Mittelpunkte der Erde stecken blieb. Das Land, welches früher die andere Hemisphäre bedeckte, umhüllte sich, aus Schrecken vor dem grausen Ungetüm, mit des Meeres Fluten und floh auf unsere Hemisphäre. Jener Teil der Erde, welcher durch Satans Sturz verdrängt wurde, woher auch die hohle Röhre gekommen, die den Weg von der untersten Hölle bis zu dem Fuße des Berges der Läuterung bildet, spritzte gleichsam hinter dem Stürzenden in die Höhe, auf der jenseitigen Hemisphäre den Berg der Läuterung bildend. So wurden die beiden Antipoden, Golgatha und Purgatorium, der Berg der Versöhnung und der Berg der Reinigung, durch Satans Sturz vom Himmel veranlaßt.

Der Berg der Läuterung, oder das **Purgatorium**, ist ein terrassenförmig sich erhebender Berg, etwa einem aufrechtstehenden Kegel vergleichbar. Seine Höhe scheint, wie die

Tiefe des Höllentrichters, einen halben Erddurchmesser zu betragen. Hat sich die Hölle in drei großen Gliedern aufgebaut, so erscheint auch das Fegefeuer dreifach gegliedert; das Vorpurgatorium entspricht der Vorhölle, die sieben Büßerkreise den Höllenkreisen der Schwachheits- und Bosheitssünder, das irdische Paradies dem, Giudecca genannten, tiefsten Höllenschlund. Auch sonst fehlt es nicht an Parallelen. Der göttliche Hain auf der Höhe des Purgatoriums bildet den Gegensatz zu dem finsteren Walde, worin der Dichter sich verirrt hatte; der Engel, welcher die abgeschiedenen Seelen nach dem Büßerlande hinüber fährt, bildet den Gegensatz zu Charon, dem feuerroten Höllenfuhrmann; das in herrlichem Farbenschmuck blühende Thälchen im Vorpurgatorium entspricht der frischgrünenden Wiese in der Vorhölle; die verschlossene Eingangspforte zum eigentlichen Purgatorium entspricht dem von Dämonen und Furien verteidigten Thore zur Höllenstadt Dis u. s. w. Im Großen und Ganzen bildet natürlich das Purgatorium den diametralen Gegensatz zum Infernum, wo es immer tiefer hinabgeht, wo die verlornen Seelen von Dämonen erschreckt und gequält werden, wo alles in finstere, mond- und sternenlose Nacht gehüllt ist, wo man nur Flüche und Verwünschungen hört und die Qualen mit dem gesammten Marterapparat entsetzenerregend sind, während es im Purgatorium immer höher hinaufgeht, die Seelen von Engeln eingeladen und aufgemuntert werden, stets Sonne und Tageslicht, oder aber freundlich leuchtende Sterne sich zeigen, Lobgesänge und Seligpreisungen vernommen und die Qualen von den Büßenden willig und freudig ertragen werden.

Was die Einteilung der Himmel betrifft, sagt unser Dichter (Gastm. II, 3 fg.): „Nach Ptolemäus, sowie den Ergebnissen der Astrologie und Philosophie zufolge, giebt es neun bewegliche Himmel, deren Ordnung und Lage folgende ist: der erste Himmel, den man zählt, ist der des Mondes;

der zweite der des Merkur; der dritte der der Venus; der vierte der Sonnen-, der fünfte der Mars-, der sechste der Jupiter-, der siebente der Saturn-, der achte der Sternenhimmel, der neunte ist derjenige, welcher nicht wahrnehmbar ist, außer durch die Bewegung, und den viele den Krystallhimmel, d. h. den durchscheinenden oder ganz durchsichtigen, nennen. Außer diesen nehmen die Katholiken auch noch den empyreischen Himmel an, d. h. den Flammen- oder Lichthimmel, und glauben, daß er unbeweglich sei . . . Dieser ruhige und friedliche Himmel ist der Sitz der höchsten Gottheit, welche allein sich selbst vollkommen sieht. Das ist der Aufenthaltsort der seligen Geister, gemäß der Lehre der heiligen Kirche, welche nicht lügen kann". Genau nach dieser Theorie hat Dante sein Paradies konstruiert. Damit aber die Reise durch die verschiedenen Himmel nicht eine einsame und monotone würde, wodurch die schöne Symmetrie der Dichtung zerstört worden wäre, nahm er neun Grade oder Stufen der Seligkeit an, den neun unteren Himmeln entsprechend, und ließ die Seligen, welche in Wirklichkeit alle den einen, ruhenden Himmel bewohnen, jeweilen in dem Himmel erscheinen, welcher dem Grade ihrer Seligkeit entspricht. Auf diese Weise konnte er auf jedem der neun unteren Himmel mit seligen Geistern zusammentreffen, wie er in den Kreisen der Hölle mit verlorenen, in denen des Purgatoriums mit büßenden Geistern zusammengetroffen war.

Über die Sprache der Dichtung herrscht nur ein Urteil, hört man allüberall nur eine Stimme: ein solcher Meister der Sprache ist nach Dante in Italien nicht mehr erstanden, so wenig, als es einen solchen vor ihm gegeben hat. Wird doch die Dichtung auch heute noch von Hunderten nur wegen der Schönheit und Erhabenheit der Sprache gelesen und bewundert. Und wie kein Zweiter hat es Dante verstanden, die Sprache und Ausdrucksweise genau dem behandelten

Gegenstande anzupassen. Wo das Gemeine, das sittlich Unreine geschildert werden soll, da hütet er sich wohl, einer gewählten, erhabenen Sprache sich zu bedienen. Das Gemeine wird in der Sprache der Gemeinen geschildert und die verworfenen Geister in den Höllenkreisen führen ihre Sprache, die Sprache nämlich, welche solche Charaktere hier auf Erden zu führen pflegen. Man hat daher thörichterweise hin und wieder gemeint, den Dichter gewisser im Infernum vorkommender Ausdrücke wegen verteidigen, oder gar entschuldigen zu müssen. Als ob das gemeine, verbrecherische Gesindel, und vollends die Teufel da unten, die Sprache der Salons reden sollten! Als ob das Verächtliche und Gemeine durch Feinheit und Schönheit der Sprache verdeckt oder gar verschönert werden müßte! Das Schöne, das Erhabene weiß Dante in so schöner und erhabener Sprache zu schildern, daß er schon durch die Sprache den Leser unwillkürlich emporhebt zu dem Reiche des Schönen, seinen Geist mit Idealen erfüllt. Wie die Zeit es nun einmal mit sich brachte, werden in diesem Gedichte ab und zu, namentlich im Paradies, auch abstruse Fragen der Scholastik erörtert, welche uns heutzutage fremdartig anmuten und uns für eine dichterische Behandlung nicht geeignet scheinen. Aber ein Dante weiß sie so zu behandeln, daß seine Verse uns auch da begeistern, wo uns sonst der behandelte Stoff absolut kalt lassen, vielleicht auch langweilen würde.

In seinen Jugendjahren hat Schelling eine bedeutsame Abhandlung „Über Dante in philosophischer Beziehung" geschrieben, in welcher es u. A. heißt: „Das Infernum, wie es das furchtbarste in den Gegenständen ist, ist auch das stärkste im Ausdruck, das strengste in der Diktion, auch den Worten nach dunkel und grauenvoll. Auf einem Teil des Purgatoriums ruht eine tiefe Stille, da die Wehklagen der unteren Welt verstummen, auf den Anhöhen desselben, den Vorhöfen des Himmels, wird

14*

alles Farbe: das Paradies ist eine wahre Musik der Sphären .... Das Infernum ist nicht nur der äußeren Form der Darstellung nach, sondern dadurch von den andern Teilen unterschieden, daß es vorzugsweise das Reich der Gestalten und demnach der plastische Teil des Gedichtes ist. Das Purgatorium muß man als den pittoresken erkennen. Nicht allein sind die Büßungen, die den Sündern hier auferlegt werden, zum Teil ganz malerisch, bis zur Heiterkeit behandelt; sondern insbesondere bietet die Wanderung über die heiligen Hügel der Büßungsstätte einen raschen Wechsel vorübergehender Aussichten, Scenen und mannigfacher Wirkungen des Lichtes dar, bis auf den letzten Grenzen desselben, nachdem der Dichter am Lethe angekommen ist, die höchste Pracht der Malerei und der Farbe sich aufthut in den Schilderungen der göttlichen uralten Haine dieser Gegend, der himmlischen Klarheit der Wasser, die von ihren ewigen Schatten bedeckt sind, der Jungfrau, der er an ihren Ufern begegnet, und der Ankunft der Beatrice in einer Wolke von Blumen, unter einem weißen Schleier, bekränzt mit Oliven, gehüllt in einen grünen Mantel und in Purpur lebendiger Flamme gekleidet. Der Dichter ist durch das Herz der Erde selbst zum Lichte gedrungen: im Dunkel der Unterwelt konnte nur die Gestalt unterschieden werden, im Purgatorium entzündet sich das Licht noch gleichsam mit dem irdischen Stoff und wird Farbe. Im Paradies bleibt nur die reine Musik des Lichtes, der Reflex hört auf, und der Dichter erhebt sich stufenweise zur Anschauung der farblosen reinen Substanz der Gottheit selbst".

§ 5. Sinn und Zweck des Gedichtes.

In dem, wenn nicht von Dante selbst, so doch jedenfalls in seinem Geiste geschriebenen Briefe an Can Grande heißt es: „Der Sinn dieses Werkes ist nicht ein einfacher, sondern ein vielsinniger. Denn der erste Sinn ist der wörtliche, der

zweite ist der mit den Worten bezeichnete. Der erste heißt der Wortsinn, der zweite aber der allegorische oder moralische. Zum besseren Verständnisse betrachte man die Verse: ‚Als Israel zog aus Ägyptenland, das Haus Jakobs aus dem fremden Volk, da ward Judäa sein Heiligtum, Israel seine Herrschaft‘. Dem bloßen Wortsinne nach wird hier der Auszug der Kinder Israels aus Ägypten zur Zeit des Moses bezeichnet, dem allegorischen Sinne nach unsere Erlösung durch Christum, dem moralischen Sinne nach die Umkehr der Seele von der Klage und dem Elend der Sünde zu dem Stande der Gnade, dem anagogischen Sinne nach der Ausgang der heiligen Seele aus der Knechtschaft dieses Verderbnisses zu der Freiheit der ewigen Glorie. Und obwohl diese mystischen Sinne verschieden benannt werden, so kann man sie doch allesamt allegorisch nennen, insofern sie von dem Wortsinne oder historischen Sinne verschieden sind. Denn Allegorie kommt her vom griechischen ἀλλοῖος, was abweichend oder verschieden bedeutet. Hieraus ist offenbar, daß der Gegenstand ein doppelter sein muß, je nach dem einen oder anderen Sinne. Und daher muß man den Gegenstand dieses Werkes teils seinem Wortsinn, teils aber auch seiner allegorischen Bedeutung nach betrachten. So ist denn der Gegenstand des ganzen Werkes, blos wörtlich genommen, der Zustand der Seelen nach dem Tode, ohne Weiteres. Denn dieser stellt sich in dem ganzen Werke dar. Im allegorischen Sinne ist aber der Gegenstand der Mensch, je nachdem er vermöge seines freien Willens durch Verdienst oder Unverdienst der belohnenden oder strafenden Gerechtigkeit unterworfen ist.“

Im Gedichte selbst fordert Dante zu wiederholten Malen den Leser auf, nach dem tieferen, verborgenen, allegorischen Sinne seiner Verse zu forschen (vgl. z. B. Inf. IX, 61 ffg.; Purg. VIII, 19 fg., IX, 70 fg., Parad. II, 1 fg.). Das

Gedicht ist aber nicht allegorisch in dem Sinne, daß alles darin einen verborgenen Sinn hätte. Als großartiges Gemälde der Zeit, enthält es naturgemäß gar manches, was keine allegorische Bedeutung hat, noch haben kann. Wenn der Graf Ugolino die Geschichte seines tragischen Endes erzählt, wenn im Purgatorium, namentlich aber im Paradies, philosophische und theologische Fragen mehr oder minder eingehend erörtert werden, so wäre es ungereimt, in derartigen Erzählungen und Erörterungen etwas anderes suchen zu wollen, als die Worte eben besagen. Aber in dem Sinne ist das Gedicht ein allegorisches, daß die Allegorie den Grundgedanken desselben bildet und es von Anfang bis zu Ende beherrscht, und daß uns in demselben auf Schritt und Tritt symbolische Gestalten und symbolische Handlungen begegnen. Nicht alle freilich, aber doch sehr viele Personen, die in dem Gedicht auftreten, haben neben der realen zugleich eine ideale, allegorische Bedeutung. Selbst manche Persönlichkeit, die mit der Haupthandlung und somit auch mit dem Grundgedanken des Gedichtes nicht direkt und unmittelbar in Verbindung zu stehen und nur der dichterischen Ausschmückung oder Abrundung wegen, oder aber aus politischen Gründen eingeführt zu sein scheint, hat neben der realen zugleich eine ideale Bedeutung als Typus einer ganzen Klasse von verlorenen, oder büßenden, oder seligen Menschen. Die nichthistorischen Personen und Tiere aber, welche im Gedichte auftreten, sind wesentlich symbolische Gestalten. Allegorisch sind auch sehr viele untergeordnete Handlungen, man ginge vielleicht nicht irre, wenn man kurzweg sagen würde alle. Seinen Symbolismus hat Dante teils aus der Bibel, teils aus der antiken Mythologie, teils aus den Kirchenvätern, Scholastikern und Mystikern, zum guten Teil aber aus der eigenen Phantasie geschöpft.

Die Deutung des allegorischen Sinnes im Einzelnen kann selbstverständlich nicht dieses Ortes sein; diese Aufgabe haben

die Kommentare zur *Divina Commedia* zu lösen. Hier haben wir nur auf die fundamentale Allegorie, auf den eigentlichen Grundgedanken der Dichtung hinzuweisen. Und da fragt es sich zuerst: Was bezweckte denn Dante mit seiner Dichtung? Was wollte er eigentlich damit? Gewiß, er, der Vorläufer der Renaissance, wollte sich zugleich damit Ruhm erwerben; hoffte er doch, sein Dichterruhm würde einst die Florentiner bewegen, ihm die Thore der Vaterstadt wieder zu öffnen (vgl. Parad. XXV, 1 ffg.). Man würde aber dem Dichter schweres Unrecht thun, wollte man sagen, die Sehnsucht nach Ruhm bei der Mit- und Nachwelt (vgl. Parad. XVII, 118 ffg.) sei der eigentliche Zweck gewesen, den er bei der Bearbeitung seines großen Gedichtes im Auge hatte. Das war nur ein Nebenzweck, in seinen Augen von sehr untergeordneter Bedeutung. Sein Hauptzweck war ein viel idealerer, höherer. Er wollte Mit- und Nachwelt belehren, um sie zu bessern, um Übelstände jeglicher Art, privater und öffentlicher Natur, in der Familie und der Gesellschaft, in Kirche und Staat, womöglich zu beseitigen, damit die Menschen hier und dort, in der Zeit und in der Ewigkeit, glücklich werden möchten. In dem mehrerwähnten Schreiben an Can Grande heißt es: „Der Zweck des Ganzen sowohl, wie der einzelnen Teile ist der, die Lebenden in der Zeit aus dem Zustande des Elends herauszuführen und zu dem des Glückes zu geleiten“.

Und wie hat er diesen edlen Zweck zu erreichen gesucht? Nicht blos durch Belehrungen, welche oft genug wirkungslos bleiben, sondern wesentlich durch Beispiele. An theoretischen Belehrungen ist freilich kein Mangel in seinem großen Gedichte, aber die Beispiele sind darin doch die Hauptsache: Beispiele des Bösen mit seinen unheilvollen Folgen; Beispiele der Buße in ihrem eigentlichen Wesen; Beispiele des Guten, das die Seligkeit in sich trägt und selbst schon Seligkeit ist. Das Hauptbeispiel aber, welches er seinen Lesern vorhält, ist sein

der zweite der des Merkur; der dritte der der Venus; der vierte der Sonnen-, der fünfte der Mars-, der sechste der Jupiter-, der siebente der Saturn-, der achte der Sternenhimmel, der neunte ist derjenige, welcher nicht wahrnehmbar ist, außer durch die Bewegung, und den viele den Krystallhimmel, d. h. den durchscheinenden oder ganz durchsichtigen, nennen. Außer diesen nehmen die Katholiken auch noch den empyreischen Himmel an, d. h. den Flammen- oder Lichthimmel, und glauben, daß er unbeweglich sei . . . Dieser ruhige und friedliche Himmel ist der Sitz der höchsten Gottheit, welche allein sich selbst vollkommen sieht. Das ist der Aufenthaltsort der seligen Geister, gemäß der Lehre der heiligen Kirche, welche nicht lügen kann". Genau nach dieser Theorie hat Dante sein Paradies konstruiert. Damit aber die Reise durch die verschiedenen Himmel nicht eine einsame und monotone würde, wodurch die schöne Symmetrie der Dichtung zerstört worden wäre, nahm er neun Grade oder Stufen der Seligkeit an, den neun unteren Himmeln entsprechend, und ließ die Seligen, welche in Wirklichkeit alle den einen, ruhenden Himmel bewohnen, jeweilen in dem Himmel erscheinen, welcher dem Grade ihrer Seligkeit entspricht. Auf diese Weise konnte er auf jedem der neun unteren Himmel mit seligen Geistern zusammentreffen, wie er in den Kreisen der Hölle mit verlorenen, in denen des Purgatoriums mit büßenden Geistern zusammengetroffen war.

Uber die Sprache der Dichtung herrscht nur ein Urteil, hört man allüberall nur eine Stimme: ein solcher Meister der Sprache ist nach Dante in Italien nicht mehr erstanden, so wenig, als es einen solchen vor ihm gegeben hat. Wird doch die Dichtung auch heute noch von Hunderten nur wegen der Schönheit und Erhabenheit der Sprache gelesen und bewundert. Und wie kein Zweiter hat es Dante verstanden, die Sprache und Ausdrucksweise genau dem behandelten

Gegenstande anzupassen. Wo das Gemeine, das sittlich Unreine geschildert werden soll, da hütet er sich wohl, einer gewählten, erhabenen Sprache sich zu bedienen. Das Gemeine wird in der Sprache der Gemeinen geschildert und die verworfenen Geister in den Höllenkreisen führen ihre Sprache, die Sprache nämlich, welche solche Charaktere hier auf Erden zu führen pflegen. Man hat daher thörichterweise hin und wieder gemeint, den Dichter gewisser im Infernum vorkommender Ausdrücke wegen verteidigen, oder gar entschuldigen zu müssen. Als ob das gemeine, verbrecherische Gesindel, und vollends die Teufel da unten, die Sprache der Salons reden sollten! Als ob das Verächtliche und Gemeine durch Feinheit und Schönheit der Sprache verdeckt oder gar verschönert werden müßte! Das Schöne, das Erhabene weiß Dante in so schöner und erhabener Sprache zu schildern, daß er schon durch die Sprache den Leser unwillkürlich emporhebt zu dem Reiche des Schönen, seinen Geist mit Idealen erfüllt. Wie die Zeit es nun einmal mit sich brachte, werden in diesem Gedichte ab und zu, namentlich im Paradies, auch abstruse Fragen der Scholastik erörtert, welche uns heutzutage fremdartig anmuten und uns für eine dichterische Behandlung nicht geeignet scheinen. Aber ein Dante weiß sie so zu behandeln, daß seine Verse uns auch da begeistern, wo uns sonst der behandelte Stoff absolut kalt lassen, vielleicht auch langweilen würde.

In seinen Jugendjahren hat Schelling eine bedeutsame Abhandlung „Über Dante in philosophischer Beziehung" geschrieben, in welcher es u. A. heißt: „Das Infernum, wie es das furchtbarste in den Gegenständen ist, ist auch das stärkste im Ausdruck, das strengste in der Diktion, auch den Worten nach dunkel und grauenvoll. Auf einem Teil des Purgatoriums ruht eine tiefe Stille, da die Wehklagen der unteren Welt verstummen, auf den Anhöhen desselben, den Vorhöfen des Himmels, wird

alles Farbe: das Paradies ist eine wahre Musik der Sphären.... Das Infernum ist nicht nur der äußeren Form der Darstellung nach, sondern dadurch von den andern Teilen unterschieden, daß es vorzugsweise das Reich der Gestalten und demnach der plastische Teil des Gedichtes ist. Das Purgatorium muß man als den pittoresken erkennen. Nicht allein sind die Büßungen, die den Sündern hier auferlegt werden, zum Teil ganz malerisch, bis zur Heiterkeit behandelt; sondern insbesondere bietet die Wanderung über die heiligen Hügel der Büßungsstätte einen raschen Wechsel vorübergehender Aussichten, Scenen und mannigfacher Wirkungen des Lichtes dar, bis auf den letzten Grenzen desselben, nachdem der Dichter am Lethe angekommen ist, die höchste Pracht der Malerei und der Farbe sich aufthut in den Schilderungen der göttlichen uralten Haine dieser Gegend, der himmlischen Klarheit der Wasser, die von ihren ewigen Schatten bedeckt sind, der Jungfrau, der er an ihren Ufern begegnet, und der Ankunft der Beatrice in einer Wolke von Blumen, unter einem weißen Schleier, bekränzt mit Oliven, gehüllt in einen grünen Mantel und in Purpur lebendiger Flamme gekleidet. Der Dichter ist durch das Herz der Erde selbst zum Lichte gedrungen: im Dunkel der Unterwelt konnte nur die Gestalt unterschieden werden, im Purgatorium entzündet sich das Licht noch gleichsam mit dem irdischen Stoff und wird Farbe. Im Paradies bleibt nur die reine Musik des Lichtes, der Reflex hört auf, und der Dichter erhebt sich stufenweise zur Anschauung der farblosen reinen Substanz der Gottheit selbst".

§ 5. Sinn und Zweck des Gedichtes.

In dem, wenn nicht von Dante selbst, so doch jedenfalls in seinem Geiste geschriebenen Briefe an Can Grande heißt es: „Der Sinn dieses Werkes ist nicht ein einfacher, sondern ein vielsinniger. Denn der erste Sinn ist der wörtliche, der

zweite ist der mit den Worten bezeichnete. Der erste heißt der Wortsinn, der zweite aber der allegorische oder moralische. Zum besseren Verständnisse betrachte man die Verse: ‚Als Israel zog aus Ägyptenland, das Haus Jakobs aus dem fremden Volk, da ward Judäa sein Heiligtum, Israel seine Herrschaft‘. Dem bloßen Wortsinne nach wird hier der Auszug der Kinder Israels aus Ägypten zur Zeit des Moses bezeichnet, dem allegorischen Sinne nach unsere Erlösung durch Christum, dem moralischen Sinne nach die Umkehr der Seele von der Klage und dem Elend der Sünde zu dem Stande der Gnade, dem anagogischen Sinne nach der Ausgang der heiligen Seele aus der Knechtschaft dieses Verderbnisses zu der Freiheit der ewigen Glorie. Und obwohl diese mystischen Sinne verschieden benannt werden, so kann man sie doch allesamt allegorisch nennen, insofern sie von dem Wortsinne oder historischen Sinne verschieden sind. Denn Allegorie kommt her vom griechischen ἀλλοῖος, was abweichend oder verschieden bedeutet. Hieraus ist offenbar, daß der Gegenstand ein doppelter sein muß, je nach dem einen oder anderen Sinne. Und daher muß man den Gegenstand dieses Werkes teils seinem Wortsinn, teils aber auch seiner allegorischen Bedeutung nach betrachten. So ist denn der Gegenstand des ganzen Werkes, blos wörtlich genommen, der Zustand der Seelen nach dem Tode, ohne Weiteres. Denn dieser stellt sich in dem ganzen Werke dar. Im allegorischen Sinne ist aber der Gegenstand der Mensch, je nachdem er vermöge seines freien Willens durch Verdienst oder Unverdienst der belohnenden oder strafenden Gerechtigkeit unterworfen ist.“

Im Gedichte selbst fordert Dante zu wiederholten Malen den Leser auf, nach dem tieferen, verborgenen, allegorischen Sinne seiner Verse zu forschen (vgl. z. B. Inf. IX, 61 ffg.; Purg. VIII, 19 fg., IX, 70 fg., Parad. II, 1 fg.). Das

Gedicht ist aber nicht allegorisch in dem Sinne, daß alles darin einen verborgenen Sinn hätte. Als großartiges Gemälde der Zeit, enthält es naturgemäß gar manches, was keine allegorische Bedeutung hat, noch haben kann. Wenn der Graf Ugolino die Geschichte seines tragischen Endes erzählt, wenn im Purgatorium, namentlich aber im Paradies, philosophische und theologische Fragen mehr oder minder eingehend erörtert werden, so wäre es ungereimt, in derartigen Erzählungen und Erörterungen etwas anderes suchen zu wollen, als die Worte eben besagen. Aber in dem Sinne ist das Gedicht ein allegorisches, daß die Allegorie den Grundgedanken desselben bildet und es von Anfang bis zu Ende beherrscht, und daß uns in demselben auf Schritt und Tritt symbolische Gestalten und symbolische Handlungen begegnen. Nicht alle freilich, aber doch sehr viele Personen, die in dem Gedicht auftreten, haben neben der realen zugleich eine ideale, allegorische Bedeutung. Selbst manche Persönlichkeit, die mit der Haupthandlung und somit auch mit dem Grundgedanken des Gedichtes nicht direkt und unmittelbar in Verbindung zu stehen und nur der dichterischen Ausschmückung oder Abrundung wegen, oder aber aus politischen Gründen eingeführt zu sein scheint, hat neben der realen zugleich eine ideale Bedeutung als Typus einer ganzen Klasse von verlorenen, oder büßenden, oder seligen Menschen. Die nichthistorischen Personen und Tiere aber, welche im Gedichte auftreten, sind wesentlich symbolische Gestalten. Allegorisch sind auch sehr viele untergeordnete Handlungen, man ginge vielleicht nicht irre, wenn man kurzweg sagen würde alle. Seinen Symbolismus hat Dante teils aus der Bibel, teils aus der antiken Mythologie, teils aus den Kirchenvätern, Scholastikern und Mystikern, zum guten Teil aber aus der eigenen Phantasie geschöpft.

Die Deutung des allegorischen Sinnes im Einzelnen kann selbstverständlich nicht dieses Ortes sein; diese Aufgabe haben

die Kommentare zur *Divina Commedia* zu lösen. Hier haben wir nur auf die fundamentale Allegorie, auf den eigentlichen Grundgedanken der Dichtung hinzuweisen. Und da fragt es sich zuerst: Was bezweckte denn Dante mit seiner Dichtung? Was wollte er eigentlich damit? Gewiß, er, der Vorläufer der Renaissance, wollte sich zugleich damit Ruhm erwerben; hoffte er doch, sein Dichterruhm würde einst die Florentiner bewegen, ihm die Thore der Vaterstadt wieder zu öffnen (vgl. Parad. XXV, 1 ffg.). Man würde aber dem Dichter schweres Unrecht thun, wollte man sagen, die Sehnsucht nach Ruhm bei der Mit- und Nachwelt (vgl. Parad. XVII, 118 ffg.) sei der eigentliche Zweck gewesen, den er bei der Bearbeitung seines großen Gedichtes im Auge hatte. Das war nur ein Nebenzweck, in seinen Augen von sehr untergeordneter Bedeutung. Sein Hauptzweck war ein viel idealerer, höherer. Er wollte Mit- und Nachwelt belehren, um sie zu bessern, um Übelstände jeglicher Art, privater und öffentlicher Natur, in der Familie und der Gesellschaft, in Kirche und Staat, womöglich zu beseitigen, damit die Menschen hier und dort, in der Zeit und in der Ewigkeit, glücklich werden möchten. In dem mehrerwähnten Schreiben an Can Grande heißt es: „Der Zweck des Ganzen sowohl, wie der einzelnen Teile ist der, die Lebenden in der Zeit aus dem Zustande des Elends herauszuführen und zu dem des Glückes zu geleiten".

Und wie hat er diesen edlen Zweck zu erreichen gesucht? Nicht blos durch Belehrungen, welche oft genug wirkungslos bleiben, sondern wesentlich durch Beispiele. An theoretischen Belehrungen ist freilich kein Mangel in seinem großen Gedichte, aber die Beispiele sind darin doch die Hauptsache: Beispiele des Bösen mit seinen unheilvollen Folgen; Beispiele der Buße in ihrem eigentlichen Wesen; Beispiele des Guten, das die Seligkeit in sich trägt und selbst schon Seligkeit ist. Das Hauptbeispiel aber, welches er seinen Lesern vorhält, ist sein

eigenes. Wie er selbst der Hauptheld des Gedichtes ist, so schöpft er auch in erster Linie aus dem eigenen Herzen, aus den eignen Lebenserfahrungen. Aber dieses Herz ist das Menschenherz überhaupt, diese Erfahrungen sind die Erfahrungen jedes Menschen, der den inneren Frieden verloren hat, ihn sucht und ihn wieder erlangt. Der äußeren Form nach die Seelengeschichte eines einzelnen Individuums, ist die Dichtung ihrem Wesen nach eine ideale Geistesgeschichte des Menschen überhaupt, der gesamten Menschheit. Nicht zwar in dem Sinne, daß der Hauptheld, nämlich der Dichter selbst, nur eine typische, allegorische Person in dem Gedichte wäre, in welchem Falle die Dichtung an innerer Wahrheit und darum auch an ergreifender Wirkung verloren haben würde. Dante erzählt uns seine eigene Geschichte und diese lautet folgendermaßen:

Im letzten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts, nicht lange nach dem Tode der Jugendgeliebten, geriet Dante auf Irrwege. Ohne daß er es recht merkte, rissen ihn die weltlichen Studien, Sorgen, Geschäfte, Ehren und Freuden hin, sein Geist, sein Denken und Wollen, gingen in denselben auf. Die in der Jugendgeliebten gleichsam verkörperten Ideale seiner Jugend wurden nicht gerade aufgegeben und verworfen, aber doch vernachlässigt und wenig mehr gepflegt. Im Jubeljahre 1300 ist er zum erstenmale wieder zur Besinnung über seinen inneren Zustand gekommen, und da war es ihm, als befände er sich in einem finsteren Walde, ohne Licht, ohne Ruhe, ohne Trost. Da hatte er den Entschluß gefaßt, diesem weltlichen Treiben zu entsagen und ein neues Leben zu beginnen, die verlorenen Pfade seines Jugendlebens wieder aufzusuchen. Aber den Entschluß in die That zu übersetzen ist kein so leichtes Unternehmen, wie er anfänglich meinte. Die Rückkehr stößt auf Hindernisse. Und die Haupthindernisse sind die Leidenschaften, welche in den drei Tieren, die ihm den

Aufstieg zum Sonnenhügel streitig machen, versinnbildlicht sind. Es gelingt ihm daher nicht, die Höhe des Friedens und des inneren Glückes zu erreichen; nach jedem frischen Anlaufe fällt er immer wieder in das alte Leben zurück, bis die Gnade von oben ihm rettend ihre Arme entgegenstreckt. Durch die Betrachtung der Sünde in ihrem Wesen und in ihren Folgen gelangt er zur Buße und durch diese zur Freiheit der Erlösten, zur Versöhnung, zum inneren Frieden.

„Wir gingen alle in der Irre", lautet ein bekanntes Bibelwort (Jesaia LIII, 6), und dieses Gehen in der Irre ist dargestellt als ein Umherirren in einem finsteren Walde, wo kein Sonnenlicht hineindringt und auch kein Ausgangsweg sich zeigt. Wie er auf Irrwege, also in den finsteren Wald, gerät, das weiß der Mensch nicht, es geschieht wie im Schlafe; wüßte er es, so würde er sich davor hüten, oder aber, wenn er wissentlich in den Wald geriete, so müßte es notwendig zugleich willentlich geschehen, und dann wäre die Rettung, wenn auch nicht verunmöglicht, so doch wesentlich erschwert. Sowie nun der Mensch erwacht, d. h. zum Bewußtsein seiner Lage, seines inneren Zustandes kommt, sehnt er sich und ringt nach Freiheit. So leicht, wie er es sich anfänglich denkt, ist die Erlösung nicht. Er stößt auf schwere Hindernisse, auf wilde Tiere, die sich ihm entgegenstellen. Und die drei Tiere können verschiedenartig sein, so daß es gar nicht nötig ist, nur bei der Einen Deutung stehen zu bleiben. Hier können sie heißen Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Wesen; dort Wollust, Stolz und Habsucht; dort der Böse, die Welt und das eigene Fleisch; dort Glaubensmangel, stolzes Selbstvertrauen und falsche Lehre oder falsche Grundsätze; dort wieder etwas Anderes. Daher die so verschiedenen Deutungen der drei symbolischen Tiere, deren jede etwas Wahres enthält. Erst durch die ihm zu Hilfe kommende Gnade kann der Mensch die Erlösung finden. Und er

findet sie dadurch, daß er die Sünde kennen lernt, in der Buße sich übt und dann in die Betrachtung des Ewigen sich versenkt. So ist denn dieses Gedicht, wie wir es nannten, das Epos der Erlösung.

Aber die Erlösung ist nicht eine jenseitige und geistige blos, sie ist auch eine diesseitige. Es wäre ebenso verkehrt, die politische Bedeutung des Gedichtes in Abrede stellen zu wollen, als es verkehrt war, nur bei dieser stehen zu bleiben. Spielt doch die Politik, mit Allem, was damit zusammenhängt, eine so bedeutende Rolle in dieser allumfassenden Dichtung! Ist doch der Zweck des Dichters, seiner eigenen Erklärung zufolge, nicht blos die Menschen zum jenseitigen, sondern auch zum diesseitigen Glück zu leiten! Glücklich kann aber die Menschheit, nach Dantes Theorie, nur sein, wenn sie in weltlichen wie in geistlichen Dingen richtig geführt wird, und diese doppelte, richtige Führung will er eben darstellen. Daher die oft wiederkehrende Klage, daß Italien keinen Kaiser mehr habe, der es zum irdischen Glücke führe; daher auch die furchtbaren Zornesausbrüche gegen die geistlichen Hirten seiner Zeit, die Oberhirten voran, welche seiner Meinung nach auf ganz Anderes sannen, als darauf, die Menschen zur Seligkeit des ewigen Lebens zu leiten. Aus diesen wiederholten Zornesausbrüchen herausdestillieren zu wollen, Dante sei ein Vorläufer der Reformation gewesen, ist nicht blos eine Thorheit, sondern auch eine Lächerlichkeit. Dante verlangte unbedingt einen Papst als geistlichen Führer der Menschheit, aber freilich einen rechten geistlichen Oberhirten. Er war katholisch aus innerster Überzeugung. Hätte er im sechzehnten statt im vierzehnten Jahrhundert gelebt, wir würden in der *Divina Commedia* noch ganz andere Zornesausbrüche gegen die Reformatoren lesen, als wir sie gegen die entartete römische Curie darin finden.



XX.

Dantes Nachruhm.

Was Dante so sehr wünschte, Ruhm bei der Nachwelt, das ist ihm in so reichem Maße zu Teil geworden, wie er auch in seinen kühnsten Träumen wohl nicht zu hoffen gewagt hat. So lange er lebte, hat er in dieser Beziehung nicht besonders viel eingeerntet. Hat es ihm auch nicht an Bewunderern gefehlt, so fehlte es ihm auch nicht an Gegnern und Widersachern, litterarischen so gut wie politischen. Die Zunftgelehrten seiner Zeit und auch diejenigen einer späteren Generation würden ihm ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, wenn er in der Gelehrtensprache, nämlich der lateinischen, gedichtet hätte, hielten es dagegen unter ihrer Würde, von einer Dichtung in der Volkssprache Notiz zu nehmen. Für das Volk war das Gedicht im Ganzen doch etwas zu schwierig, obwohl die Schwierigkeiten damals lange nicht so groß sein konnten, als sie heute, nach sechs Jahrhunderten sind. Doch scheint sich der Dichter noch während seines Lebens einer gewissen Popularität erfreut zu haben. Beweis dafür die so zahlreichen ihn betreffenden Anekdoten, welche in der Sammlung des Grafen Papanti einen stattlichen Band füllen. Auch seine Dichtung hat bereits im vierzehnten Jahrhundert eine Verbreitung gefunden, wie sie heutzutage trotz Buchdruckerkunst Tausende von Büchern nicht finden. Heutzutage kennt man etwas mehr als ein halbes Tausend Handschriften der *Divina Commedia* aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Bedenkt man nun,

wie viele verloren gegangen und durch die Zeit zerstört worden sind, so müssen wir annehmen, daß das Gedicht bereits vor Erfindung der Buchdruckerkunst in mehreren Tausenden von Exemplaren verbreitet war. Giebt es doch gedruckte Ausgaben aus dem fünfzehnten Jahrhundert, von welchen man heute nur noch zwei oder drei Exemplare kennt, während die übrigen alle verloren, oder vielmehr von der Zeit zerstört worden sind. Wenn nun die Zeit verhältnismäßig gleich viele handschriftliche Exemplare vernichtet hat, — und wer könnte das Gegenteil beweisen? — so läßt sich aus der Zahl der erhaltenen auf eine ganz außerordentliche Verbreitung schließen. Die Arbeit der Abschreiber mußte eine lohnende sein, was nicht der Fall sein konnte, wenn die Exemplare nicht fleißig gekauft und gut bezahlt worden wären. Von einem Ungenannten wird erzählt, er habe hundert Abschriften des Gedichtes verfertigt und mit dem Ertrag dieser Arbeit seine zahlreichen Töchter ausgestattet; es fehlte ihm also nicht an Käufern, die ihn gut bezahlten. Unter den Verfertigern von Dante-Handschriften finden sich nicht nur Litteraten und Abschreiber von Beruf, sondern Leute aus allen Klassen der Gesellschaft, sogar ein Koch, welcher die Zeit, die ihm die Küche frei läßt, einen Gefangenen, der die Zeit seiner Gefangenschaft dazu anwendet, Abschriften der Danteschen Dichtung zu verfertigen. Selbst ein Mann wie Boccaccio soll das ganze Gedicht eigenhändig abgeschrieben haben und dasselbe wird auch von Petrarca berichtet, obwohl er eher ein Nachahmer und Neider, als ein Bewunderer unseres Dichters gewesen zu sein scheint.

Ein weiterer Beweis für die ganz außerordentliche Verbreitung und auch Popularität des Gedichtes liegt in der großen Zahl von direkten und indirekten Nachahmungen desselben. Kaum wird sich in der nachdanteschen italienischen Litteratur ein dichterisches Werk von etwelcher Bedeutung

nennen lassen, welches nicht mehr oder weniger von Dante beeinflußt worden wäre. Die von Dante eingeführte Terzine wurde das allgemein gebräuchliche Versmaß für alle ernsteren oder auch nur längeren Dichtungen. Erst im sechzehnten Jahrhundert ist die Stanze oder Oktave an die Stelle der Terzine getreten. Die Reihe der Nachahmer beginnt mit Petrarca und setzt sich durch die Jahrhunderte ununterbrochen fort bis auf die Gegenwart. Die italienische Litteratur besitzt eine große Anzahl von poetischen Werken, welche gar nichts anderes sind, als mehr oder weniger glückliche oder unglückliche Nachahmungen der *Divina Commedia*, Werke, die, mit wenigen Ausnahmen, von Anfang an ziemlich unbeachtet blieben und von welchen heutzutage nur der Dante-Forscher von Beruf und der Litteraturhistoriker einige Notiz nehmen. Übrigens beschränken sich die Nachahmungen gar nicht auf die italienische Litteratur; man findet solche in beinahe allen Litteraturen Europas, namentlich in denjenigen der romanischen Völker.

Aber Dantes Dichtung ist, wie schon bemerkt wurde, eine schwerverständliche und darum nichts weniger als populär. Der vom Dichter selbst hineingelegte allegorische Sinn ist oft so sehr verborgen, daß man sich heute noch über die eigentliche, wahre Bedeutung von sehr vielen Stellen herumstreitet. Der geschichtlichen Anspielungen, Andeutungen und Beziehungen sind da so viele, daß sie ohne eingehende Spezialstudien uns meistens nicht mehr verständlich sind. Es kann im allgemeinen behauptet werden, und darin liegt gar keine Übertreibung, daß Dantes großes Gedicht nur dem verständlich ist, der in der Geschichte und in der Gesamtwissenschaft des Mittelalters sich gründlich umgesehen hat. Daher die Notwendigkeit der Kommentare, ohne welche das Gedicht dem gewöhnlichen Leser vielfach unverständlich bleibt. Das Bedürfnis nach Erklärungen und Erläuterungen der wunderbaren Dichtung ist

gerade so alt, wie diese selbst. Sollte der mehrerwähnte Brief an Can Grande wirklich unseren Dichter zum Verfasser haben, so wäre er selbst der erste gewesen, der die Notwendigkeit von Erläuterungen erkannt hat. Wie dem aber auch sei, gewiß ist, daß die Arbeit der Auslegung begonnen hat, sowie das Gedicht vollendet war, vielleicht noch zu Lebzeiten des Dichters, jedenfalls aber sofort nach seinem Tode. Es sind uns Kommentare erhalten, welche jedenfalls noch im zweiten Dezennium des vierzehnten Jahrhunderts, also kurz nach des Dichters Tode, abgefaßt worden sind. Von da an setzt sich die Arbeit so ziemlich ohne Unterbrechung fort, um im neunzehnten Jahrhundert Dimensionen zu nehmen, die uns Bewunderung abnötigen würde, wenn nur nicht dabei häufig genug Modeartiges und aber auch entschieden Krankhaftes sich bemerkbar machte. Selbst die so viel älteren biblischen Bücher dürften kaum öfter erklärt worden sein, als Dantes Dichtung. Wer alle die Kommentare, zum Ganzen sowohl, als zu einzelnen Teilen und Stellen des Gedichtes sammeln wollte, der würde eine sehr ansehnliche und auch kostbare Bibliothek zusammenstellen. Sie zählen nicht blos zu Hunderten, sondern zu Tausenden, und zwar nicht blos in italienischer, sondern so ziemlich in allen Sprachen der gebildeten Welt.

Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst ist Dantes Dichtung so oft gedruckt worden, wie, abgesehen von der Bibel, wohl sonst kein Buch in der Welt. Ja, in der Gegenwart wäre es am Ende noch die Frage, ob die Bibel in den verschiedenen Sprachen öfter gedruckt wird, als Dantes Göttliche Komödie. Die erste gedruckte Ausgabe ist, soweit bekannt, diejenige vom Jahre 1472. Von da an bis zum Jahre 1500 sind fünfzehn verschiedene Ausgaben erschienen, meistens so selten geworden, daß sie heutzutage mit Gold aufgewogen werden. Von 1501 bis 1600 erschienen dreißig Ausgaben. Im siebzehnten Jahrhundert, bekanntlich die Zeit

des Niederganges und der Verkindlichung und Verwässerung der italienischen Litteratur, kam Dante natürlich außer Mode, und so finden wir von 1600 bis 1700 nur drei neue Ausgaben und auch diese drei ziemlich wertlos. Von 1700 bis 1800 sind einunddreißig Ausgaben erschienen, und die Zahl derer, die seit 1800 erschienen sind, ist geradezu Legion. Gegenwärtig vergeht kein einziges Jahr, in welchem nicht eine oder mehrere Ausgaben der Dichtung im Original erscheinen würden, von den Übersetzungen ganz abgesehen. Rechnet man die Zahl der seit 1472 erschienenen Auflagen auf 500, so bleiben wir mit dieser Zahl jedenfalls eher unter der Wirklichkeit, als daß wir darüber hinausgingen. Diese ganz außerordentliche Verbreitung des Buches findet für die Gegenwart zum Teil ihre Erklärung in dem Umstande, daß die *Divina Commedia* in Italien als obligatorisches Lehrmittel für die höheren Schulen erklärt worden ist. Da wird jahraus jahrein in allen Gymnasien, Lyceen und sonstigen höheren Schulen die Göttliche Komödie gelesen, erklärt, teilweise auch memoriert, und in Italien darf sich heute niemand zu den Gebildeten zählen, der diese Dichtung nicht, oder nur ganz oberflächlich kennt und einige der berühmtesten Episoden derselben nicht auswendig weiß.

Die öffentliche Erklärung des Gedichtes ist aber keineswegs eine Besonderheit unserer Zeit, vielmehr ist sie bereits über fünfhundert Jahre alt. Auf Anregung des Boccaccio gründeten nämlich die Florentiner im Jahre 1373 einen Dante-Lehrstuhl, indem sie nämlich eine besondere Stelle für die Erklärung der *Divina Commedia* schufen. Boccaccio selbst ist der Erste gewesen, der dieses Lehramt bekleidet hat; am 23. October 1373 hat er seine, uns erhaltenen, Vorlesungen über Dantes Gedicht in der Kirche Santo Stefano al Ponte Vecchio zu Florenz begonnen, welche zu Ende zu führen ihm nicht vergönnt ward, da der Tod ihn allzufrühe aus seiner

Thätigkeit herausriß. Mehrere andere Städte folgten dem Beispiel, das Florenz gegeben hatte, und so wurden vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts an auf den meisten italienischen Hochschulen Vorlesungen über Dantes Dichtung gehalten, aus welchen einige, und gerade die besten (wie die von Benvenutus und von Francesco da Buti) Kommentare hervorgegangen sind. In neuester Zeit bestehen eigentliche Dante-Lehrstühle in Florenz, seit dem Tode Giulianis unbesetzt, und in Rom, von Papst Leo XIII. gegründet, wo Prof. Jacob Poletto jahraus jahrein die Jugend lehrt, daß Dante ein eifriger Verfechter der weltlichen Macht des Papstes gewesen sei.

Außerhalb Italiens ist Dante erst nach Jahrhunderten im eigentlichen Sinne bekannt geworden. Denn die alten lateinischen Übersetzungen seines Gedichtes waren im Grunde nur gelehrte Übungen, die gar wenig Beachtung fanden, und auch die spanische aus dem fünfzehnten Jahrhundert, sowie die provençalischen und altfranzösischen haben gar wenig zur Bekanntmachung des Werkes in weiteren Kreisen beigetragen. Erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts hat Dante begonnen, auch im Auslande nicht nur bekannt, sondern verehrt, hochgeschätzt, bewundert zu werden. Im neunzehnten Jahrhundert ist bis kürzlich Deutschland mit leuchtendem Beispiele vorangegangen. Selbst die Italiener haben aus deutschen Dante-Arbeiten bereits vieles gelernt und werden mit der Zeit hoffentlich noch mehr lernen. Ist doch die bis jetzt beste Ausgabe der *Divina Commedia* im Jahre 1862 in Berlin erschienen, von einem Deutschen (Karl Witte) besorgt. Und haben sich doch die Italiener veranlaßt gesehen, durch Übersetzungen in ihre Sprache sich manche Arbeit deutscher Forschung (Ruth, Philalethes, Wegele u. s. w.) zu eigen zu machen. Auch die erste Dante-Gesellschaft, zu dem Zwecke, die Kenntnis und das Verständnis des Dichters zu

fördern, ist 1865 in Deutschland gegründet worden, und das von derselben herausgegebene Dante-Jahrbuch darf mit zu dem Besten gezählt werden, was die ältere, neuere und neueste Dante-Litteratur aufzuweisen hat. Seit dem Tode Philalethes' und Wittes scheint freilich eine kleine Erschlaffung eingetreten zu sein, die aber allen Anzeichen nach nicht lange dauern wird. Immerhin hat deutscher Forscherfleiß auch in der jüngsten Zeit Dante-Arbeiten größeren und kleineren Umfanges geleistet, welche den Vergleich mit dem Besten, was die romanische Welt auf diesem Gebiete geleistet, gewiß nicht zu scheuen brauchen.

Mit den Italienern wetteifern gegenwärtig im Dante-Kultus am meisten die Engländer und Amerikaner. Die englischen Übersetzungen der Göttlichen Komödie, in Prosa und in Versen, mit und ohne Erläuterungen, mehren sich von Jahr zu Jahr und haben, an Zahl wenigstens, die deutschen bereits übertroffen. In Amerika bestehen gegenwärtig zwei blühende Dante-Gesellschaften, und von dort her haben wir die erste, sehr brauchbare „Concordanz der Göttlichen Komödie“ erhalten. Jüngst hat auch Italien das zuerst von Deutschland und dann von Amerika gegebene Beispiel nachgeahmt und eine Dante-Gesellschaft gegründet, welche ihren Hauptsitz in Florenz hat, mit Nebenzweigen in beinahe allen größeren Städten des Landes. Zweck dieser Gesellschaft ist hauptsächlich, die Herstellung kritisch zuverlässiger Ausgaben aller Werke des großen Dichters, der italienischen sowohl, als auch der lateinischen.

Die Zahl der Übersetzungen von Dantes Hauptdichtung beträgt gegenwärtig, die vielen nur partiellen mitgerechnet, etwas über fünfhundert, mit wenigen Ausnahmen alle dem neunzehnten Jahrhundert angehörig. Es giebt Übersetzungen der *Divina Commedia* in armenischer, böhmischer, catalanischer, dänischer, deutscher, englischer, französischer, griechischer, hebräi-

scher, holländischer, lateinischer, polnischer, portugiesischer, provençalischer, rumänischer, russischer, Sanskrit-, schwedischer, slowenischer, ungarischer Sprache, vielleicht auch noch in anderen. Einige Kulturvölker, wie namentlich Deutschland, England und Frankreich, zählen die Dante-Übersetzungen in ihrer Sprache nach Dutzenden, und daß diese Übersetzungen nicht blos gedruckt, sondern auch gekauft und gelesen werden, geht aus der Zahl der Auflagen, welche ihrer mehrere erlebt haben, zur Genüge hervor.

Frühzeitig, vielleicht noch zu des Dichters Lebzeiten, begann auch die Kunst, seine unsterblichen Verse in ihre Sprache zu übersetzen. Aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert sind Handschriften seiner großen Dichtung erhalten, welche mit herrlichen Miniaturen und Initialen geschmückt sind. Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst traten die Kupfer- und Holzschnitte an die Stelle der Miniaturen und Handzeichnungen. Die erste illustrierte Ausgabe des Gedichtes erschien 1481 zu Florenz, mit dem humanistischen Kommentar des Landino versehen; seither haben die illustrierten Ausgaben sowohl an Zahl, als auch an Pracht und Reichtum an Bildern stetig zugenommen. Und dabei kann sich Dante rühmen, daß Künstler allerersten Ranges bei ihm in die Schule gegangen sind und von seinen Versen zu herrlichen Schöpfungen angeregt und begeistert wurden. Sandro Botticelli, Luca Signorelli, Michelangelo, Flaxmann, Peter von Cornelius, Karl Vogel von Vogelstein, Buonaventura Genelli, Gustav Doré, Franz Scarramuzza, das ist nur eine kleine Auswahl von Namen von Künstlern, die durch Dante zum künstlerischen Schaffen angeregt wurden und ihm einen guten Teil ihrer Kraft gewidmet haben. Wer heute alle illustrierten Ausgaben der *Divina Commedia* und dazu noch alle bis jetzt veröffentlichten Illustrationswerke (ganz zu schweigen von den zahlreichen, oder richtiger zahllosen Einzelbildern) sammeln wollte,

müßte über ein sehr bedeutendes Kapital verfügen können, würde aber auch eine sehr bedeutende, wertvolle Sammlung besitzen. Die meiste Verbreitung haben die Illustrationen des Franzosen Doré gefunden, mehr Ausschmückungen des Gedichtes, als künstlerische Darstellungen und Verkörperungen der Gedanken des Dichters. Hoffentlich wird man bald, wo es auch immer zuerst geschehen mag, ein großes Illustrationswerk zu Dantes Gedicht herstellen, in welchem in sorgfältiger, reicher Auswahl das Beste gesammelt und allgemein zugänglich gemacht wird, was die hervorragendsten Künstler der gebildeten Welt seit dem vierzehnten Jahrhundert zur künstlerischen Deutung und Veranschaulichung der Gedanken und Schöpfungen des Dichters geleistet haben.

Wenn von der Kunst die Rede ist, sofern sie sich mit Dante und seiner Dichtung befaßt hat, darf auch die Musik mit Recht verlangen, daß sie dabei nicht mit Stillschweigen übergangen werde. Wie es scheint, hatte schon in der Jugendzeit des Dichters, noch vor seiner Verbannung, sein Freund Casella, ein damals berühmter florentinischer Musiker und Komponist, lyrische Dichtungen von Dante in Musik gesetzt. Darauf scheint die im zweiten Teil der Dichtung (Purg. II, 106 ffg.) so ergreifend geschilderte Begegnungsscene hinzudeuten, zumal Casella wohl nicht erst in der anderen Welt eine Dantesche Kanzone in Musik gesetzt haben dürfte. Von Vinzenz Galilei, dem Vater des großen Galileo Galilei, zu seiner Zeit ein hervorragender Musikkenner, wird erzählt, er habe die Episode des unglücklichen Grafen Ugolino in Musik gesetzt und seine Freude daran gehabt, Dantes erschütternde Verse selbst zu singen. Die gleiche Episode wurde später in Musik gesetzt von Franz Morlacchi, von Niklaus Zingarelli und von Angelo di Giulio; die Francesca da Rimini (Inf. V, 73—142) von Rossini, Magazzari, Franz Mazza u. a.; die Pia de' Tolomei (Purg. V, 130—136) von F. Marchetti; der Abend (Purg. VIII, 1 ffg.) von

Bibliographie.

Die Dante-Litteratur ist so reichhaltig, daß zu einem auch nur annähernd vollständigen Verzeichnis derselben mehrere Bände erforderlich wären. Das berühmteste und bis heute noch immer bedeutendste Werk dieser Art ist die *Bibliografia Dantesca* des Vizegrafen Colomb de Batines (Prato 1845–46, 2 Bde. von zusammen 1174 S. gr. 8°), welche aber nur bis zum Jahre 1842 reicht, unvollständig ist, da sie sich nur auf die Göttliche Komödie beschränkt, und heutzutage äußerst selten, nahezu unauffindbar geworden ist. Sehr viel bibliographisches Material, aber eher etwas ungeordnet und dazu nicht immer zuverlässig, findet man in Ferrazzis geschätztem *Manuale Dantesco* (5 Bde. Bassano 1865—77). Eine, zwar lange nicht vollständige, aber sehr sorgfältig ausgearbeitete Dante-Bibliographie für die Zeit von 1865 bis 1879 lieferte Dr. Petzholdt in seiner *Bibliographia Dantea* (Dresden 1872–80, 3 Teile von zusammen XVIII u. 168 S. gr. 8°). Nahezu erschöpfende Auskunft über die gesamte deutsche Dante-Litteratur findet man in unserem Werk: *Dante in Germania* (Mail. 1881 bis 83, 2 Bde. hoch 4°); dazu ein rein bibliographischer Anhang, die deutsche Dante-Litteratur von 1883 bis 1893 verzeichnend, im *Giornale Dantesco* I. 174—87. Reiche Auswahlen vom besten und bedeutendsten finden sich verzeichnet in unserem Dante-Handbuch (Leipz. 1892) und in unserer *Dantologia* (Mail. 1894). Hier müssen wir uns auf einige wenige Angaben beschränken, mit besonderer Berücksichtigung der so reichen deutschen Dante-Litteratur.

Biographisches. Hierüber eine sorgfältige und keineswegs veraltete Arbeit von Dr. Theodor Paur: „Über die Quellen zur Lebensgeschichte Dantes“, Görlitz 1862. Die Hauptquelle sind die Werke des Dichters, welche eine Fülle biographischen Stoffes enthalten, so daß es möglich wäre, einzig und allein auf Grund derselben ein Lebensbild Dantes zu entwerfen. Hierzu kommen die

Urkunden, bis zu seiner Zeit gesammelt von Giuseppe Pelli, *Memorie per servire alla Vita di Dante Alighieri*. 2. Aufl. Flor. 1823, und dann mit Ergänzungen von Pietro Fraticelli, *Storia della Vita di Dante Alighieri*, Flor. 1861. Seither sind indessen noch mehrere, zum Teil wichtige Dante-Urkunden zu Tage gefördert worden. Eine vollständige Sammlung derselben, als *Codice Diplomatico Dantesco* haben Guido Biagi und G. L. Passerini herauszugeben begonnen (1. Lief. Rom 1895), doch ist sehr wenig Aussicht vorhanden, dieses Werk zu Ende geführt zu sehen. Wichtig bei aller Kürze ist der Nekrolog, welchen Dantes Zeitgenosse Giovanni Villani dem Dichter in seiner Chronik gewidmet hat. Darüber ist besonders zu vergleichen V. Imbriani, *Studi Danteschi*, Flor. 1891, S. 1—175. Boccaccios sog. *Vita di Dante* (beste Ausg. von Fr. Macrì-Leone, Flor. 1888) ist mehr Apologie als Biographie des Dichters, nicht zuverlässig und nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Auch Leonardo Brunis *Vita di Dante* (vor vielen Ausgaben der *Divina Commedia* gedruckt, z. B. vor derjenigen von Brunone Bianchi, Flor. 1886) ist tendenziös und nicht frei von historischen Fehlern und Ungenauigkeiten. Die späteren Dante-Biographieen bis auf Pelli haben eigentlich nur für den Forscher Wert. Nach Pelli kam die Periode der Dante-Romane, die man für Biographieen ausgab. Die lange Zeit berühmte *Vita di Dante* des Grafen Cesare Balbo (beste Ausg. Flor. 1853), das gleichbetitelte Buch von Missirini (4. Aufl. Mail. 1844), die genannte Arbeit von Fraticelli, das von Fehlern und Nachlässigkeiten wimmelnde Buch von Fr. X. Wegele: „Dante Al.s Leben und Werke" (3. Aufl. Jena 1879) und noch manche andere minder berühmt gewordene Bücher dieser Art, sind wesentlich einfache biographische Romane von fragwürdigem, historischem und litterarischem Werte. Gegen dieses Treiben trat zuerst G. Todeschini auf (*Scritti su Dante*, 2 Bde. Vicenza 1872), dem unsere Arbeiten nachfolgten (Abhandlungen über D. Al. Frankf. a. M. 1870. *Dante in Germania* II, 267—353 u. A. m.). Das von Todeschini und von uns Gesagte hat Adolfo Bartoli zu einer negativen *Vita di Dante Alighieri* (Flor. 1884) verarbeitet, an eigenem nur ein paar neue Zweifel beifügend, die von uns sofort als unbegründet abgewiesen wurden. Eine nach jeder

Richtung befriedigende Dante-Biographie fehlt noch immer; am gebräuchlichsten sind gegenwärtig unsere *Dantologia* (Mail. 1883 und 1894; engl. von Th. Davidson, Boston 1887) und unser Dante-Handbuch (Lpzg. 1892; engl. von A. J. Butler, Lond. 1893).

Sammelwerke. Viel Material zur Kenntnis Dantes und zum Verständnis seiner Werke findet sich aufgespeichert in Sammelwerken, an denen die Dante-Litteratur so ungemein reich ist. Die wichtigsten italienischen sind: *Dante e il suo secolo* (Flor. 1865); *Omaggio a Dante* (Rom 1865); *Dante e Padova* (Padova 1865); in der unmittelbaren Gegenwart die Dante-Zeitschriften: *L'Alighieri: Giornale Dantesco* und *Bullettino della Società Dantesca Italiana.* Mindestens ebenso wertvoll sind die deutschen Sammelwerke: Dante-Forschungen von Karl Witte (2 Bde. Halle und Heilbronn 1869—79) und Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft (4 Bde. Lpzg. 1867—77).

Ausgaben. Die bis dahin einzige nennenswerte, vollständige, kritische Ausgabe von Dantes sämtlichen Werken mit Einschluß der zweifelhaften und unechten, Textausgabe ohne Anmerkungen und Erläuterungen, ist folgende: *Tutte le Opere di Dante Alighieri nuovamente rivedute nel testo da* Dr. E. Moore (Oxford 1894, 1 Bd. in 8° und auch in 3 Bdchn. in 32°), allen bestens zu empfehlen, welche einfach Dante ohne Kommentar zu lesen wünschen. Von den Gesamtausgaben der kleineren Werke Dantes sind heute gebräuchlich und allein zu empfehlen die kommentierte von Fraticelli (*Opere Minori di D. Al.* 3 Bde. Flor. 1861—62) und die noch reichlicher kommentierte von Giuliani (5 Bde. Flor. 1874—85). Vortreffliche Einzelausgaben der *Vita Nuova* von Witte (Lpzg. 1876) und, mit erschöpfendem Kommentar von Al. D'Ancona (2. Aufl. Pisa 1884). Facsimile-Ausgabe des *De Vulgari eloquentia* von Maignien und Prompt (Venedig 1892). Eine kritische Ausg. derselben Schrift, von Pio Rajna besorgt, erscheint ungefähr gleichzeitig mit vorliegendem Buche. Beste Ausgabe der *De Monarchia* von Carl Witte (2. Aufl. Wien 1874). Was die Ausgaben der *Divina Commedia* anlangt, ist für jedes Bedürfnis, für jeden Geschmack und für jeden Geldbeutel auf das Reichlichste gesorgt. Man kann Ausgaben haben mit sehr ausführlichem, mit mittelmäßig ausführlichem, mit zusammengedrängtem, konzisem Kommentar, mit

kurzen Noten, die nur auf das Allernotwendigste sich beschränken, und auch bloße Textausgaben, ohne Einleitungen und ohne Noten. Man kann kritische Ausgaben haben, mit einer Unzahl von verschiedenen Lesarten und Ausgaben, die den Leser mit textkritischen Fragen vollständig verschonen; Ausgaben mit stupend gelehrten und Ausgaben mit stupend einfältigen Erläuterungen. Man kann Ausgaben haben in größtem Folioformat (die bis jetzt größte, 3 Bde. Mail. 1809, hat ein Format von 57 Centim. Länge und 38 Centim. Breite), in Groß-, Mittel- und Kleinfolio, in Groß-, Mittel- und Kleinquart, in Groß-, Mittel- und Kleinoktav, — in allen möglichen Formaten, bis herab zu einer Westentaschen-Ausgabe (die bis jetzt kleinste, 1 Bd. Mail. 1878, hat ein Format von $5^1/_2$ Centim. Länge und $3^1/_2$ Centim. Breite); prachtvoll illustrierte Salon- und ganz bescheidene Schulausgaben. Man kann für eine Ausgabe von Dantes *Divina Commedia* ein Kapital von etwa 1500 Mark anlegen und man kann sich für 50 Pfennige eine schön und deutlich gedruckte Textausgabe des Gedichtes kaufen. Da ist eigentlich nur allzureichlich gesorgt. Aber unsere Leser werden einfach Anweisung darüber verlangen, welche Ausgaben wir ihnen, wenn sie ganz einfach das Gedicht im Original lesen und verstehen wollen, empfehlen. Als textkritische Ausgabe steht ganz unstreitig die von Witte (Berlin 1862, 1 Bd. 4° Mk. 36) noch immer obenan. Wer einen gelehrten erschöpfenden Kommentar dazu haben will, kann zur Leipziger Ausgabe greifen (Brockhaus, 4 Bde. kl. 8° 1884—90); wer sich mit einem kleineren Kommentar, der aber auch die Resultate der jüngsten Forschungen mitteilt, begnügen will, schaffe sich die neueste Mailänder Ausgabe an (Hoepli, 1896, 1 Bd. 8° von zusammen 1176 Seiten, Mk. 3,50), die innerhalb drei Jahren in über 12 000 Exemplaren verbreitet worden ist; wer den bloßen Text begehrt und nur wenige Pfennige dafür auslegen will, greife zu der, noch immer schön gedruckten Florentiner Ausgabe (Barbèra 1892, 1 Bd. kl. 8° 50 Pfg.). Leser mit anderen Bedürfnissen und anderen Geschmacks mögen sich in den anfangs genannten Werken Rat suchen.

Übersetzungen. Selbstverständlich reden wir hier nur von deutschen Übersetzungen; wer sich über andere unterrichten will den verweisen wir auf Handbuch, S. 499 ffg. und besonders auf *Dantologia*, S. 251—65 und auf die angeführten Arbeiten von

De Batines, Ferrazzi und Petzholdt. Dantes lyrische Gedichte wurden übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer und K. Witte (Lpzg. Brockhaus, 1842, 2 Bde. kl. 8⁰), noch immer die bedeutendste Arbeit dieser Art, namentlich wegen der Erklärungen von Witte, die den ganzen zweiten Band füllen. Ferner wurden die lyrischen Gedichte übersetzt von Karl Krafft (Regensburg 1859) und von J. Wege (Lpzg. 1879). Die *Vita Nuova,* oder das „Neue Leben", ist ins Deutsche übersetzt worden von Karl Förster (Lpzg. 1841), Fr. Oeynhausen (Wien 1824), B. Jacobson (Halle 1877) und J. Wege (Lpzg. 1879). Die Abhandlung über die „Monarchie" wurde übersetzt von B. J. Herold (Basel 1559), Kannegießer (Lpzg. 1845) und O. Hubatsch (Berl. 1872). Vom „Gastmahl" und der Abhandlung „Über die Volksberedsamkeit" besitzen wir bis heute nur die eine, ungenügende Übersetzung von Kannegießer (Lpzg. 1845), der auch die Dante zugeschriebenen Briefe übersetzt hat. Wer sich über die so zahlreichen deutschen Übersetzungen der *Divina Commedia* orientieren will, den müssen wir bitten, unseren *Dante in Germania* (II, S. 192—215) nachzuschlagen. Einen kurzen Auszug aus diesem Werke hat (ohne unser Vorwissen) G. Locella, „Zur deutschen Dante-Litteratur" (Lpzg. 1889) gegeben; doch ist die kleine Arbeit, sofern sie nicht blos Übersetzung der unsrigen ist, durchaus kenntnislos und unzuverlässig. So lesen wir z. B. S. 37, daß Gildemeister „sich die Fessel des Reimes nicht auferlegt" habe, während bekanntlich die Gildemeistersche zu den besten gereimten deutschen Übersetzungen der „Göttlichen Komödie" gehört. Eine ebenso sorgfältige als interessante Arbeit von R. Köhler: „Dantes Göttliche Komödie und ihre deutschen Übersetzungen. Der fünfte Gesang der Hölle in zweiundzwanzig Übersetzungen seit 1763 bis 1865" (Weimar 1865). Es giebt deutsche Übersetzungen der Göttlichen Komödie in Prosa und eine solche war die erste von L. Bachenschwanz (Lpzg. 1767—69, 3 Bde. 8⁰), ein unerreichbares Muster von Geschmacklosigkeit, heutzutage nur noch eine Kuriosität für Spezialforscher. Es giebt deutsche Übersetzungen in reimlosen Jamben, die hervorragendsten darunter die von Philalethes (König Johann von Sachsen), welche in mehreren Auflagen erschienen ist (6. Aufl. Lpzg. 1877, 3 Bde. 8⁰), und die von Karl Witte (3. Aufl. Berlin 1876, 2 Bde. 8⁰); da-

neben erwähnenswert die von Kopisch (3. Aufl. revidiert von Paur, Berlin 1887), von Blanc (Halle 1864) und von Bertrand (Heidelberg 1887—94, 3 Bde. 8°). Es giebt gereimte Übersetzungen, die bekanntesten und verbreitetsten darunter die von Kannegießer (5. Aufl., von Witte revidiert, Lpzg. 1877, 3 Bde. 8°) und von Streckfuß (11. Aufl. Braunschweig 1871; verballhornisiert und durch theologische Phrasenmacherei entstellt von R. Pfleiderer, Lpzg. Reclam, 1876); außerdem sind beachtenswert diejenigen von Notter (Stuttg. 1871—72, 2 Bde. kl. 8°), von Karl Bartsch (Lpzg. 1877, 3 Bde. gr. 8°), von Julius Francke (Lpzg. 1883—85, 3 Bde. gr. 8°) und von Gildemeister (Berlin 1888, 1 Bd. gr. 8°). Es giebt eine Übersetzung in Stanzen, vollendet aber noch nicht gedruckt, von welcher erst nur Proben vorliegen („Neue Christoterpe“, Bremen 1896, S. 159—87), von großer dichterischer Schönheit, die aber viele Schönheiten und noch weit mehr Feinheiten des Originals opfert. Es giebt auch sonst noch Übersetzungen in allerlei Versmaß, so daß für jeden Geschmack reichlich gesorgt ist. Dem, der Dantes Hauptdichtung in deutscher Übersetzung lesen will, würden wir ohne Besinnen sagen: Nehmet Philalethes oder Witte, da habt ihr den vollständigen Dante und nur Dante. Wer aber Dante voll und ganz genießen will, der muß Italienisch lernen.

Kommentare. Die Zahl der ausführlichen und kurzgefaßten Kommentare zur Göttlichen Komödie beträgt weit über hundert. Vrgl. Witte, Dante-Forsch. I, 21—65 und 354—98. Karl Hegel, Über den historischen Wert der älteren Dante-Kommentare, Lpzg. 1878. Th. Paur, Das früheste Verständnis der *Divina Commedia*, Görlitz 1888. L. Rocca, *Di alcuni commenti della Divina Commedia composti nei primi venti anni dopo la morte di Dante*, Flor. 1891. Ein gedrängtes Verzeichnis der bedeutendsten ital. und ausländischen Ausleger s. Dante-Handbuch, 487 ffg. Unter den Kommentaren aus dem XIV. Jahrhundert ragen hervor die von Jacopo della Lana (hrsg. von Scarabelli, 3 Bde. Bologna 1866), der sog. Ottimo (hrsg. von Torri, 3 Bde. Flor. 1827—29), der von Benvenuto Rambaldi (hrsg. von Vernon, 5 Bde. Flor. 1887) und von Francesco da Buti (hrsg. von Giannini, 3 Bde. Pisa 1858—62). Im XV. Jahrh. nimmt Landino die erste Stelle ein, dessen Kommentar zuerst

Flor. 1481 und dann öfters gedruckt worden ist. Aus dem XVI. Jahrh. sind die Kommentare von Vellutello (Vened. 1544) und von Daniello (Vened. 1568) besonders zu erwähnen. Das XVII. Jahrh. hat nichts Nennenswertes geleistet. Im XVIII. Jahrh. sind u. a. die vielverbreiteten und vielabgeschriebenen Kommentare von Venturi (zuerst Lucca 1732, 3 Bde.; seither etwa 30 mal wiedergedruckt) und Lombardi (zuerst Rom 1791, 3 Bde. 4°; seither öfters; beste Ausg. Padova 1822, 5 Bde.) entstanden. Im XIX. Jahrh. wimmelt es geradezu an Kommentaren, namentlich in Italien. Die bekanntesten und verbreitetsten sind die von Tommaseo (4. Aufl. 3 Bde., Mail. 1869), Brunone Bianchi (9. Aufl. Flor. 1886), Fraticelli (6. Aufl. Flor. 1886), Andreoli (4. Aufl. Flor. 1870), Camerini (Mail. 1868—69 u. öfters) und die beiden oben bei den Ausgaben genannten. Auch die meisten deutschen Übersetzungen sind mit mehr oder weniger nützlichen und ausführlichen Erläuterungen versehen. Am hervorragendsten durch Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Selbständigkeit sind die Kommentare zu den Übersetzungen von Philalethes und von Witte. Sehr bedeutend, leider aber unvollendet geblieben, ist Blancs „Versuch einer blos philologischen Erklärung mehrerer dunklen und streitigen Stellen der Göttlichen Komödie" (2 Tle. Halle 1861—65).

Wörterbücher. Blanc, *Vocabolario Dantesco, ou Dictionnaire critique et raisonné de la Div. Com.* (Lpzg. 1852). Bocci, *Dizionario storico, geografico della Div. Com.* (Turin 1873). Poletto, *Dizionario Dantesco* (7 Bde. Siena 1885—87). Das vollständigste Werk dieser Art dürfte die im Druck befindliche *Enciclopedia Dantesca* werden (Mail. Hoepli; der 1. Bd. von etwa 1200 S. 8° erscheint im Sommer 1896).

Concordanz. Edward Allen Fay, *Co cordance of the Div. Com.* (Cambridge, Mass. 1888). Über andere Zweige der so überaus reichen Dante-Litteratur müssen wir diejenigen, welche sich dafür interessieren, auf das Dante-Handbuch verweisen.



Nauck'sche Buchdruckerei in Berlin SO.





DATE DUE			

